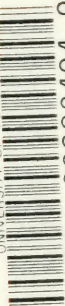


UNIVERSITY OF TORONTO



3 1761 00683494 9









F. R.



DIE BÜCHER DER ABTEI THELEM  
ELFTER BAND  
DIE PRINZESSIN VON CLEVE







LF  
L161p  
.Gh

# DIE PRINZESSIN VON CLEVE

VON


MARIE MADELEINE  
GRÄFIN VON LA FAYETTE

478658  
7.9.48

1 · 9 · 1 · 3

GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

PQ  
1805  
L5A715  
1913

  
COPYRIGHT 1912 BY GEORG MÜLLER MÜNCHEN

INS DEUTSCHE  
ÜBERTRAGEN UND HERAUSGEGEBEN  
VON PAUL HANSMANN



**P**RACHT und Galanterie sind nimmer mit mehr Glanz in Frankreich hervorgetreten, als in den letzten Jahren der Herrschaft Heinrichs II. Dieser König war liebenswürdig, schön und verliebt: wiewohl seine Neigung zu Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, schon länger als zehn Jahre bestehen mochte, war sie nichtsdestoweniger leidenschaftlich, und er bezeugte sie ihr durch nicht minder auffallende Beweise.

Da er in allen Übungen des Körpers mit bewundernswerten Erfolgen gekrönt war, machte er sie zu einer seiner Hauptbeschäftigungen. Jeden Tag gab es Reit- und Ballspiele, Tanzfeste, Ringstechen oder ähnliche Belustigungen, überall liessen sich Madame de Valentinois' Farben und Namenszüge sehen, und sie selber erschien mit der reich geschmückten Mademoiselle de la Marck, ihrer Enkelin, die damals mannbar geworden war.

Der Königin Gegenwart liess auch die ihrige zu. Diese Fürstin war schön, wenschon die erste Jugend hinter ihr lag, und liebte Hoheit, Pracht und Vergnügungen. Der König hatte sie geheiratet, als er noch Herzog von Orleans war und sein ältester Bruder, der Dauphin, noch lebte, welcher zu Tournon starb, ein Fürst, den Geburt und hohe Gaben würdig machten, den Platz seines Vaters, Königs Franz I., auszufüllen.

Ihr ehrgeiziges Gemüt liess die Königin die Herrschaft als eine Wohltat empfinden; es schien, dass sie ohne Kummer des Königs Liebe zu der Herzogin von Valentinois duldet, auch bezeigte sie keine Eifersucht darüber; doch konnte sie sich so gut verstellen, dass es schwer war, ihre Gefühle zu beurteilen; die Klugheit aber verpflichtete sie, die Herzogin an sich zu fesseln, um damit auch den König für sich zu haben. Der König liebte die Gesellschaft der Frauen, sogar auch derjenigen, in die er nicht verliebt war. Er weilte alle Tage zur Stunde des Empfangs bei der Königin, wo alles, was es am Hofe an Adel und Schönheit des einen wie des andern Geschlechts gab, sich einzufinden nicht verfehlte.

Niemals sah der Hof so viele schöne Frauen und so vollendet wohlgestaltete Männer; es schien, als ob sich die Natur ein Vergnügen daraus gemacht habe, das zu schaffen, was sie den erlauchtesten Fürstinnen und den erhabensten Fürsten an Schönheit gab. Madame Elisabeth von Frankreich, welche später Spaniens Königin wurde, begann einen überraschenden Geist und jene unvergleichliche Schönheit sehen zu lassen, die ihr so verderblich wurde. Maria Stuart, Schottlands Königin, welche gerade Monsieur le Dauphin geheiratet hatte, und die man Madame la Dau-

phine nannte, war ein vollkommenes Wesen, was Geist und Körper anging. Sie war am französischen Hofe erzogen worden, hatte sich all seine Höflichkeit zu eigen gemacht, und war mit vielen Neigungen für alles Schöne geboren, welches sie trotz ihrer Jugend liebte und besser als irgendein anderer kannte. Die Königin, ihre Schwiegermutter, und Madame, des Königs Schwester, liebten ebenfalls die Dichtungen, die Komödie und die Musik: die Freude, welche König Franz I. an der Dichtung und den Wissenschaften gehabt hatte, lebte noch in Frankreich; der König, sein Sohn, aber liebte die körperlichen Übungen, und all diese Unterhaltungen fanden ihre Pflege am Hofe. Was jedoch diesen Hof schön und erhaben machte, war die unzählige Menge Fürsten und grosser Herren von ausserordentlichem Verdienste. Die ich aufzählen will, waren, jeder in seiner Weise, die Zierde und die Bewunderung ihres Jahrhunderts.

Der König von Navarra lenkte die Ehrfurcht der ganzen Welt dank der Höhe seines Ranges und durch das auf sich, was durch seine Person hervortrat. Er zeichnete sich im Kriege aus, und der Herzog von Guise veranlasste ihn zu einem Wetteifer, welcher ihn zu mehreren Malen bestimmte, eine Generalsstellung aufzugeben, um unter ihm als einfacher Soldat an den gefährlichsten Stellen

zu kämpfen. Wahrlich hatte dieser Herzog Beweise einer so bewundernswerten Tapferkeit gegeben und hatte so glückliche Erfolge errungen, dass es überhaupt keinen grossen Feldherrn gab, der ihn nicht mit Neid betrachten musste.

Seine Tapferkeit ward durch alle anderen grossen Eigenschaften unterstützt; er hatte einen tiefen und umfassenden Verstand, eine edle und erhabene Seele und eine gleiche Befähigung für den Krieg wie für Staatsgeschäfte. Sein Bruder, der Kardinal von Lothringen, war mit einem masslosen Ehrgeiz, mit einem lebhaften Geist und einer bewundernswerten Beredsamkeit geboren und hatte sich ein reiches Wissen angeeignet. Dessen bediente er sich, um sich hervorzutun, indem er die katholische Religion verteidigte, welche angegriffen zu werden begann. Der Chevalier de Guise, den man später den grossen Prior nannte, war ein Fürst, welchen jedermann lieb hatte, wohlgebaut, voll Geist, voll List und von einer Tapferkeit, die in ganz Europa berühmt war. Der Prinz von Condé war durch einen kleinen Körperbau wenig von der Natur begünstigt, hatte aber eine edle und grosse Seele und einen Witz, welcher ihn in den Augen selbst der schönsten Frauen liebenswert machte. Der Herzog von Nevers, dessen Leben durch den Krieg und die grossen Taten,



die er vollführt hatte, ruhmreich war, bildete, obschon er in einem vorgerückteren Alter stand, die Wonne des Hofes. Er hatte drei vollkommen wohlgestaltete Söhne, deren zweiter, welchen man den Prinzen von Cleve nannte, würdig war, den Ruhm seines Namens zu behaupten; dieser war tapfer und prachtliebend und besass eine Klugheit, wie man sie sonst nicht bei der Jugend findet. Der Vizedom von Chartres, abstammend von dem alten Hause von Vendôme, dessen Namen Prinzen von Geblüt nicht zu tragen verschmähten, tat sich ebenfalls im Kriege und in der Galanterie hervor. Er war schön, von edlem Wuchse, kräftig, kühn, höfisch: alle diese guten Eigenschaften umstrahlten ihn; schliesslich war er allein nur würdig, mit dem Herzog von Nemours verglichen zu werden, wenn jemand mit ihm hätte verglichen werden können. Doch dieser Fürst war ein Meisterwerk der Natur: was ihn weniger bewundernswert machte, war, dass er der schönste und wohlgebauteste Mann der Welt war, was ihn über die anderen stellte, war eine unvergleichliche Stärke und eine Anmut des Geistes, der Gesichtszüge und seiner Handlungen, wie man sie an niemandem wie nur an ihm gesehen hat. Er war von einer Fröhlichkeit, welche Männern wie Frauen gleich gut gefiel, er besass eine aussergewöhnliche Gewandt-

heit in allen Übungen, eine Art, sich zu kleiden, die stets von jedermann nachgeahmt wurde, ohne dass man sie erreichen konnte, und endlich ein gewisses Etwas an seiner Person, welches bewirkte, dass er an allen Orten, wo er erschien, immer sofort auffiel. Es gab keine Dame am ganzen Hofe, deren Ruhm es nicht geschmeichelt hätte, ihn an sich gefesselt zu sehen; ihrer wenige, denen er sich genähert hatte, konnten sich rühmen, ihm widerstanden zu haben, und selbst manche, denen er keine Neigung bezeugt hatte, hatten es nicht unterlassen können, sich für ihn zu entflammen. Er besass so viel Herzlichkeit und so viele Anlage zur Galanterie, dass er denen, die ihm zu gefallen trachteten, keine Aufmerksamkeiten versagen konnte. Daher hatte er mehrere Geliebte; doch liess es sich schwer sagen, welche er wahrhaft liebte. Er ging oft zu Madame la Dauphine; dieser Fürstin Schönheit und Liebreiz, die Sorgfalt, die sie anwendete, jedermann zu gefallen, und die besondere Wertschätzung, die sie dem Prinzen beimass, gaben oft Grund zu der Vermutung, dass er die Augen bis zu ihr erhob. Die Herzöge von Guise, deren Nichte sie war, hatten ihr Ansehen und ihren Einfluss besonders durch deren Heirat sehr vermehrt; ihr Ehrgeiz liess sie danach streben, den Prinzen von königlichem Geblüte gleichzukommen

und die Macht des Konnetabel von Montmorency zu teilen. Ihm überliess nämlich der König den grösseren Teil der Verwaltung der Staatsgeschäfte; der Herzog von Guise und der Marschall von Saint André aber waren seine Günstlinge. Wer jedoch durch Gunst oder Geschäfte dem Könige nahekam, der konnte nur bestehen, wenn er sich der Herzogin von Valentinois unterworfen hatte; und wiewohl sie nunmehr weder jung noch schön war, beherrschte sie ihn doch mit so unumschränkter Macht, dass man sie die Herrin seiner Person und des Reiches nennen konnte.

Der Konnetabel hatte dem Könige stets nahegestanden; und sobald er zu herrschen begann, rief er ihn aus der Verbannung zurück, in welche ihn König Franz I. geschickt hatte. Der Hof schlug sich zu dem Herzog von Guise und dem Konnetabel, welcher zu den Prinzen königlichen Geblütes gezählt wurde. Die eine wie die andere Partei war stets darauf bedacht, die Herzogin von Valentinois für sich zu gewinnen. Der Herzog von Aumale, des Herzogs von Guise Bruder, hatte ihrer Töchter eine geheiratet, der Konnetabel strebte nach einer gleichen Verbindung. Er begnügte sich nicht, seinen ältesten Sohn mit Madame Diana verheiratet zu haben, der Tochter des Königs und einer Dame aus Piemont, welche sogleich, nachdem sie

geboren hatte, in ein Kloster gegangen war. Dieser Heirat hatten sich viele Hindernisse entgegengestellt infolge des Eheversprechens, welches Monsieur de Montmorency Mademoiselle de Piennes, einer Ehrendame der Königin, gegeben hatte. Und obwohl ihn der König mit einer ausserordentlichen Geduld und Güte behandelte, fühlte sich der Konnetabel nicht eher ganz beruhigt, bis er sich der Herzogin von Valentinois versichert und sie mit den Messieurs de Guise aneinander gebracht hatte, deren Macht der Herzogin bereits Ursache zur Unruhe gab. Sie hatte des Dauphins Heirat mit der Königin von Schottland, solange sie es vermochte, hintertrieben. Die Schönheit und der umfassende und fortschrittliche Geist dieser jungen Königin, und die Erhöhung, welche diese Heirat den Messieurs de Guise einbrachte, waren ihr unerträglich. Vor allem hasste sie den Kardinal von Lothringen; er hatte von ihr mit Bitterkeit, ja sogar mit Verachtung gesprochen; sie sah, dass er Verbindungen mit der Königin anknüpfte. So fand sie denn der Konnetabel bereit, sich mit ihm durch die Heirat Mademoiselle de la Marcks mit Monsieur d'Anville zu verbinden; dieser war sein zweiter Sohn, welcher ihm unter der Herrschaft Karls IX. in seiner Würde folgte. Der Konnetabel glaubte in Monsieur d'Anvilles Ge-

müt keine Hindernisse für eine Heirat zu finden, wie sie sich im Gemüte Monsieur de Montmorencys eingestellt hatten. Doch obwohl ihm die Gründe hierfür verborgen geblieben waren, die Schwierigkeiten waren hier nicht sehr viel geringer. Monsieur d'Anville war heftig in Madame la Dauphine verliebt, und wie wenige Hoffnungen diese Leidenschaft für ihn auch zuliess, er konnte sich nicht entschliessen, eine Verbindung einzugehen, welche seine Aufmerksamkeiten teilen würde. Der Marschall von Saint André war der einzige am Hofe, welcher keiner Partei angehörte. Er war einer der Günstlinge, und seine Gunst hing nur von persönlichen Gründen ab. Der König liebte ihn schon als Dauphin und hatte ihn später in einem Alter zum Marschall von Frankreich ernannt, in dem man wahrlich gewöhnlich noch nicht an die geringste Würde denkt. Seine Gunst gab ihm ein Ansehen, welches er durch seine Verdienste, durch seine persönliche Anmut, durch die Auserlesenheit seines Tisches und seines Hausrates und durch die grösste Pracht behauptete, die man jemals bei einem Privatmanne sah. Die Freigebigkeit des Königs gestattete diesen Aufwand; der Fürst verschwendete beinahe für die, welche er lieb hatte. Nicht aller grossen Eigenschaften war er theilhaftig, doch besass er ihrer meh-

rere, und vor allem die, den Krieg zu lieben und ihn von Grund auf zu verstehen. Auch hatte er glückliche Erfolge in ihm errungen und wenn man von der Schlacht bei Saint Quentin absieht, ist seine Herrschaft eine lange Folge von Siegen gewesen. Er eigens hatte die Schlacht bei Renty gewonnen; Piemont war erobert, die Engländer aus Frankreich vertrieben, und Kaiser Karl V. hatte sein grosses Glück vor der Stadt Metz dahinschwinden sehen, welche er vergebens mit allen Heeren des Kaiserreichs und Spaniens belagert hatte. Obschon das Unglück von Saint Quentin unsere Hoffnung auf Eroberungen verringerte und sich das Glück zwischen beiden Königen hielt, so fanden sie sich allmählich doch zum Frieden gestimmt.

Zur Zeit der Heirat Monsieur le Dauphins hatte die Herzogin-Witwe von Lothringen begonnen, einige diesbezügliche Vorschläge zu machen, und es fanden immer einige geheime Verhandlungen seit diesen Tagen statt; endlich wurde Cercan, im Lande Artois, als Ort erwählt, wo man zusammenkommen sollte. Der Kardinal von Lothringen, der Konnetabel von Montmorency und der Marschall von Saint André stellten sich dort für den König ein. Der Herzog von Alba und der Fürst von Oranien für Philipp II.; der Herzog und die Herzogin von Lothringen aber

spielten die Vermittler. Die wichtigsten Punkte bildeten die Heirat Madame Elisabeths von Frankreich mit Don Carlos, dem Infanten von Spanien, und die Madames, der Schwester des Königs, mit dem Herrn von Savoyen.

Der König weilte indessen an der Grenze und empfing daselbst die Nachricht vom Tode der Königin Maria von England. Er sandte daher den Grafen von Randan an Elisabeth, um sie zu ihrer Thronbesteigung zu beglückwünschen; sie aber empfing ihn mit Freuden, denn um ihre Rechte war es so schlecht bestellt, dass es vorteilhaft für sie war, sich vom Könige anerkannt zu wissen. Der Graf fand sie wohlunterrichtet von den Angelegenheiten des französischen Hofes und dem Verdienste derer, die ihn bildeten; vor allem aber fand er sie erfüllt von dem Rufe des Herzogs von Nemours. Sie hatte zu oft Malen von ihm gesprochen, daher sagte denn auch Monsieur de Randan, als er zurückgekommen war und dem Könige über seine Reise Bericht ablegte, dass er bestimmt glaube, sie sei willens ihn zu heiraten. Der König sprach noch selbigen Abends mit dem Herzog darüber, liess ihm von Monsieur de Randan alle seine Unterredungen mit der Königin Elisabeth erzählen, und riet ihm, dies grosse Glück auszunutzen. Monsieur de Nemours glaubte an-

fänglich, der König spräche nicht im Ernst zu ihm; als er jedoch das Gegenteil merkte, sagte er dawider: „Zum mindesten, Sire, bitte ich, wenn ich mich auf Rat und zu Diensten Eurer Majestät zu solch einem trügerischen Unternehmen einschiffe, dies als Geheimnis ansehen zu wollen, bis mich der Erfolg vor der Öffentlichkeit rechtfertigt und mich nicht voll einer so masslosen Eitelkeit erscheinen lässt, zu glauben, dass mich eine Königin, die mich niemals gesehen, aus Liebe heiraten will!“ Der König versprach ihm, nur mit dem Konnetabel über dies Vorhaben zu sprechen, und hielt selbst die Geheimhaltung um des Erfolges willen für notwendig. Monsieur de Randan riet dem Herzoge von Nemours, unter dem einfachen Vorwande einer Reise nach England zu gehen, doch der Fürst konnte sich nicht dazu entschliessen und sandte Lignerolle nach dort, welcher sein junger und geistreicher Günstling war, um die Gefühle der Königin zu erforschen und sich zu bemühen Beziehungen anzuknüpfen. Den Ausgang dieser Reise abwartend, besuchte er den Herzog von Savoyen, welcher damals mit dem spanischen Könige in Brüssel weilte. Maria von Englands Tod stellte dem Frieden grosse Hindernisse in den Weg; Ende November löste sich die Versammlung auf und der König kehrte nach Paris zurück.



Es erschien damals eine Schöne am Hofe, welche aller Augen auf sich zog, und man muss annehmen, dass sie eine vollendete Schönheit war, zumal sie an einem Orte, wo man schöne Frauen zu sehen gewohnt war, alles zur Bewunderung hinriss.

Sie entstammte derselben Familie, welcher der Vizedom von Chartres entsprossen war, und war eine der angesehensten Erbinnen Frankreichs. Ihr Vater war jung gestorben und hatte sie unter Madame de Chartres', seines Weibes, Obhut zurückgelassen, deren Tugend, Güte und Wert aussergewöhnlich war. Nachdem sie ihren Gatten verloren, liess sie mehrere Jahre verstreichen, ohne an den Hof zu kommen. Während dieses Fernseins hatte sie alle ihre Sorgfalt auf die Erziehung ihrer Tochter verwendet; doch arbeitete sie nicht allein an der Pflege ihres Geistes und ihrer Schönheit, sie war auch darauf bedacht, ihr Tugend einzuprägen und sie liebenswert zu machen. Die meisten Mütter meinen, wenn sie niemals vor jungen Mädchen von Liebesabenteuern sprächen, so genüge das, um sie von ihnen fernzuhalten. Madame de Chartres war gegenteiliger Ansicht, sie sprach zu ihrer Tochter oft von der Liebe und zeigte ihr, was ihren Reiz ausmacht, um sie viel leichter von dem zu überzeugen, was sie für gefährlich an ihr hielt. Sie erzählte ihr denn

von der geringen Aufrichtigkeit der Männer, ihren Täuschungen, ihrer Untreue, von dem häuslichen Unglück, wenn sie sich in Liebesverhältnisse einliessen, und liess sie andererseits wissen, welche Ruhe das Leben einem ehrenhaften Weibe gönne, wieviel Glanz und Ruhm die Tugend einem Menschenkinde gewähre, welches schön und hochgeboren sei. Auch liess sie sie erkennen, wie schwer es war, diese Tugend durch ein äusserstes Misstrauen gegen sich selbst zu bewahren, und durch eine lebhaftige Sorge, dem nachzustreben, welches einzig das Glück eines Weibes ausmacht: nämlich seinen Mann zu lieben und von ihm wiedergeliebt zu werden.

Diese Erbin war damals eine der angesehensten heiratsfähigen Frauen, die es in Frankreich gab; und wiewohl sie noch sehr jung war, hatte man ihr schon mehrere Heiraten vorgeschlagen. Madame de Chartres freilich, die ausserordentlich stolz war, fand beinahe niemanden, den sie ihrer Tochter würdig hielt, und als sie sie sechzehn Jahre alt sah, wollte sie sie an den Hof bringen. Wie sie dort angelangt war, suchte sie der Vizedom auf. Er war aufs äusserste überrascht über Mademoiselle de Chartres' aussergewöhnliche Schönheit, und hatte allen Grund, überrascht zu sein. Die Zartheit ihrer Hautfarbe und ihre blonden Haare gewährten ihr einen Reiz, wie

man ihn nur an ihr sah; alle ihre Gesichtszüge waren regelmässig, und ihr Antlitz und ihre Gestalt strahlten von Anmut und Holdseligkeit.

Am Morgen nach ihrer Ankunft ging sie aus, um sich Geschmeide bei einem Italiener auszusuchen, der für jedermann einen Handel damit trieb. Dieser Mann war mit der Königin aus Florenz gekommen und hatte sich dermassen an seinem Handel bereichert, dass sein Haus eher dem eines Edelmannes als dem eines Kaufmannes glich. Als sie da nun weilte, kam der Prinz von Cleve dorthin und ward derart von ihrer Schönheit hingerissen, dass er seine Überraschung nicht zu bergen vermochte. Mademoiselle de Chartres konnte ein Rotwerden nicht meistern, wie sie die Bewunderung sah, zu der sie ihn hingerissen hatte. Nichtsdestoweniger bezeigte sie den Handlungen des Prinzen dem Anscheine nach keine andere Aufmerksamkeit, als es ihr die Höflichkeit einem vornehmen Manne gegenüber, wie er einer zu sein schien, erlaubte. Monsieur de Cleve betrachtete sie voll Entzücken und konnte es nicht fassen, dass er dies schöne Mädchen nicht kannte. Er sah an ihrer Haltung und an ihrer Gefolgschaft nur zu gut, dass sie von hohem Stande sein musste. Ihre Jugend aber liess ihn glauben, dass sie noch Mädchen sei, doch sah er ihre

Mutter nicht bei ihr und der Italiener, welcher sie nicht kannte, redete sie Madame an. Er wusste nicht, was er davon zu halten hatte, und betrachtete sie immer voll Erstaunen. Und bemerkte, dass seine Blicke sie gegen die Gewohnheit junger Frauenzimmer, die stets mit Freude den Eindruck ihrer Schönheit bemerken, verwirrten. Es schien ihm gar, als ob er die Ursach sei, dass sie ungeduldig wurde fortzugehen, und in der Tat, sie ging ziemlich schnell fort. Monsieur de Cleve tröstete sich, als er sie aus dem Auge verlor, mit der Hoffnung, ihren Namen zu erfahren, aber er war ganz überrascht, wie er hörte, dass man sie nicht kannte, und war so betroffen von ihrer Schönheit und der bescheidenen Haltung, die er in allen ihren Handlungen bemerkt hatte, dass man sagen kann, er fühlte von dem Augenblick an eine aussergewöhnliche Leidenschaft und Verehrung für sie. Er ging selbigen Abends zu Madame, des Königs Schwester.

Diese Fürstin stand um des Einflusses willen, den sie auf den König, ihren Bruder, ausübte, in hohem Ansehen, und ihr Einfluss war so gross, dass der König beim Friedensschlusse einwilligte, Piemont zurückzugeben, um sie mit dem Herzog von Savoyen zu vermählen. Obwohl sie sich all ihre Lebtag zu verheiraten gewünscht hatte, wollte sich doch

nur einem Herrscher vermählen, und hatte aus diesem Grunde den König von Navarra ausgeschlagen, als er noch Herzog von Vendôme war. Sie hatte sich stets den Herrn von Savoyen gewünscht, zu dem sie eine Zuneigung gefasst, als sie ihn bei der Zusammenkunft Königs Franz I. mit Papst Paul III. in Nizza gesehen. Da sie sehr viel Geist und ein treffendes Urtheil über schöne Dinge besass, fesselte sie alle ehrenwerten Menschen an sich, und zu bestimmten Stunden war der ganze Hof bei ihr versammelt.

Monsieur de Cleve kam wie gewöhnlich zu ihr; er war so erfüllt von Mademoiselle de Chartres' Anmut und Schönheit, dass er von nichts anderem sprechen konnte. Er erzählte sein Erlebnis ganz laut und konnte nicht müde werden, das Mädchen, welches er gesehen hatte und doch nicht kannte, mit Lob zu überschütten. Madame sagte zu ihm, dass es kein solches Wesen, wie er es schildere, gäbe, denn wenn es es gäbe, würde es jedermann kennen. Madame de Dampierre, welche ihre Edeldame und Madame de Chartres' Freundin war, hörte diese Unterhaltung mit an, näherte sich der Fürstin und sagte ganz leise zu ihr, dass Monsieur de Cleve zweifelsohne Mademoiselle de Chartres gesehen habe. Madame wandte sich nun wieder zu ihm und sagte, wenn er sie morgigen Tags

wieder besuchen wollte, würde er die Schönheit, welche ihn so gerührt hätte, bei ihr sehen. Mademoiselle de Chartres erschien tatsächlich anderen Tages dort; sie wurde von den Königinnen mit aller Liebenswürdigkeit, die man sich nur denken kann, und mit solcher Bewunderung seitens aller Welt aufgenommen, dass man um sie herum nur Lobeserhebungen hörte. Sie aber nahm diese mit einer so edlen Bescheidenheit auf, als vernähme sie sie nicht, oder vielmehr, als rührten sie sie nicht. Danach ging sie zu Madame, des Königs Schwester. Nachdem die Fürstin ihre Schönheit gepriesen hatte, erzählte sie ihr von dem Entzücken, das sie in Monsieur de Cleve hervorgerufen. Einen Augenblick später trat der Prinz ein. „Kommen Sie,“ rief sie ihm zu, „sehen Sie, ob ich Ihnen nicht mein Wort halte und ob ich, Sie Mademoiselle de Chartres vorstellend, Ihnen nicht die gesuchte Schöne zeige; danken Sie mir vor allem, ihr die Bewunderung, zu der sie Sie schon hingerissen hat, kundgetan zu haben!“

Es bereitete Monsieur de Cleve grosse Freude, das Mädchen, welches er so liebenswert gefunden hatte, von einem ihrer Schönheit so angemessen hohen Adel zu sehen. Er trat auf sie zu und bat sie, sich zu erinnern, dass er sie als erster bewundert und, ohne sie zu kennen, alle die Gefühle der Ehrerbietung

und Schätzung für sie gezeigt habe, welche ihr gebührten.

Der Herzog von Guise und er, die Freunde waren, gingen zusammen von Madame fort. Anfangs priesen sie Mademoiselle de Chartres, ohne sich Zwang aufzulegen. Endlich fanden sie, dass sie sie allzusehr herausstrichen, und hielten einer nach dem andern inne, ihre Gedanken zu äussern; doch sahen sie sich genötigt, alle folgenden Tage, wo sie sich nur begegneten, von ihr zu sprechen. Die neue Schönheit bildete lange den Inhalt aller Gespräche. Die Königin überschüttete sie mit Lobpreisungen und brachte ihr eine aussergewöhnliche Zuneigung entgegen. Madame la Dauphine machte sie zu ihrer Vertrauten und bat Madame de Chartres, sie oft zu ihr zu bringen. Die königlichen Töchter liessen sie zu allen ihren Unterhaltungen herbeiholen. Sie ward schliesslich vom ganzen Hofe ausser der Herzogin von Valentinois geliebt und bewundert. Nicht etwa, weil sie die Schöne in Schatten stellte, liebte sie diese nicht — eine allzulange Erfahrung hatte sie gelehrt, dass sie seitens des Königs nichts zu befürchten hatte — sondern weil sie einen so lebhaften Groll gegen den Vizedom von Chartres hegte, den sie durch eine Heirat mit einer ihrer Töchter an sich zu fesseln gewünscht, der sich aber mit der Königin verbündet hatte,

dass sie ein Wesen, welches seinen Namen trug und für das er eine grosse Zuneigung zu haben schien, nicht liebevoll betrachten konnte.

Der Prinz von Cleve verliebte sich hitzig in Mademoiselle de Chartres und wünschte sehnlichst, sie zu heiraten, doch fürchtete er, es würde Madame de Chartres' Stolz verletzen, ihre Tochter einem Manne zuzugesellen, welcher nicht der älteste Sohn seines Hauses war. Indessen war dies Haus so gross — hatte sich doch der Graf von Eu, der als Erstgeborener seinen Namen erbt, gerade mit einer Frau, die dem königlichen Hause sehr nahestand, vermählt —, dass es mehr die Zaghaftigkeit, welche die Liebe mit sich bringt, als wahrhafte Gründe waren, die Monsieur de Cleves Bedenken hervorriefen.

Die Zahl seiner Nebenbuhler war gross; der gefährlichste schien ihm seiner Geburt und seinem Verdienste und dem Glanze zufolge, welchen die Gunst über sein Haus breitete, der Herzog von Guise zu sein. Dieser Fürst hatte sich am ersten Tage, wo er Mademoiselle de Chartres gesehen, in sie verliebt und hatte um die Neigung Monsieur de Cleves gemerkt, wie Monsieur de Cleve seine wahrgenommen. Wiewohl sie Freunde waren, hatte ihnen die Entfremdung, welche die gleichen Ansprüche in ihnen erzeugte, nicht erlaubt,



sich miteinander auszusprechen, und ihre Freundschaft war erkaltet, ohne dass sie sich die Mühe gegeben hatten, sich gegenseitig aufzuklären. Der Zufall, der sich Monsieur de Cleve geboten, Mademoiselle de Chartres als erster gesehen zu haben, schien ihm von guter Vorbedeutung zu sein und ihm einigen Vorteil vor seinen Nebenbuhlern zu geben, doch sah er einen lebhaften Widerstand von seiten seines Vaters, des Herzogs von Nevers, voraus. Dieser war ziemlich eng mit der Herzogin von Valentinois verbunden; sie war des Vizedoms Feindin, und dieser Umstand genügte, den Herzog von Nevers an der Einwilligung zu hindern, dass sein Sohn an dessen Nichte dachte.

Madame de Chartres, welche soviel des Fleisses verwendet hatte, um ihrem Kinde Tugend einzufliessen, liess nicht ab, dieselbe Sorgfalt an einem Orte obwalten zu lassen, wo sie so gut angebracht war und wo es so viele gefährliche Vorbilder gab. Ehrgeiz und Liebesabenteuer beherrschten den Hof und beschäftigten in gleicher Weise Männer wie Frauen. Es gab da so viel Eigennutz und so viele Kabalen und die Frauen nahmen so sehr daran teil, dass mit jedem Handel Liebe und mit jeder Liebe irgendein Handel verknüpft war. Niemand war ruhig, niemand war gleichgültig; man sann darauf, hochzusteigen, zu

gefallen, zu dienen, oder zu schaden; man kannte keine Langeweile, keinen Müsiggang und dachte immer an Belustigungen oder an Ränke. Die Damen hingen entweder mit Leidenschaft der Königin, oder Madame la Dauphine, oder der Königin von Navarra, oder Madame, des Königs Schwester, oder der Herzogin von Valentinois an. Zuneigung, wohlüberlegte Gründe oder übereinstimmende Gemütsart bildeten diese verschiedenen Parteien. Die, welche die erste Jugend hinter sich hatten und sich ein Geschäft daraus machten sehr tugendhaft zu sein, hielten zu der Königin; die ganz jungen, welche Freude und Liebeständeleien suchten, machten Madame la Dauphine den Hof. Die Königin von Navarra hatte ihre Vertrauten, sie war jung und beherrschte den König, ihren Gemahl; er wieder war mit dem Konnetabel verbunden und erhielt dadurch sehr viel Einfluss. Madame, des Königs Schwester, hatte sich ihre Schönheit noch erhalten und fesselte viele Damen an sich. Die Herzogin von Valentinois verfügte über alle, die sie zu beachten geruhte; aber wenige Frauen waren ihr angenehm und nur einige wenige besaßen ihre Zuneigung, ihr Vertrauen und hatten die Gemütsart, welche ihrer entsprach. Sie empfing nur an Tagen bei sich, wo sie ein Vergnügen daran fand einen Hof wie die Königin zu haben.

Alle diese verschiedenen Kabalen entstanden des Wetteifers und Neides halber, den man aufeinander hatte. Die Damen, welche in sie verstrickt, waren auch wieder entweder um der Gunst oder der Liebhaber willen aufeinander eifersüchtig. Den grossen und ehrenvollen Vorteilen standen oft kleinliche gegenüber, die aber nicht minder empfindlich waren. Also gab es jede Art von Aufregung, ohne inneren Unfrieden am Hofe, welche ihn sehr anziehend, aber auch sehr gefährvoll für ein junges Menschenkind machte. Madame de Chartres sah diese Gefahr und sann auf Wege, ihre Tochter davor zu bewahren. Sie bat sie als Freundin, nicht als Mutter, ihr alle Liebenswürdigkeiten anzuvertrauen, die man ihr sagte, und versprach ihr behilflich zu sein, auf dass sie sich in allen Dingen, welche einem oft, zumal wenn man jung ist, Ängste bereiten, zurechtfinden möchte.

Der Chevalier de Guise liess seine Gefühle und seine Absichten, die er auf Mademoiselle de Chartres hatte, so augenscheinlich durchblicken, dass sie jedermann kannte. Trotz alledem sah er nur zu gut, welche grosse Hindernisse sich seinem Begehren entgegenstellten; er wusste wohl, dass er zufolge seines wenigen Vermögens, welches nicht ausreichte standesgemäss zu leben, nicht der Mann war, der sich für Mademoiselle de Chartres ge-

ziemte. Auch war er sich bewusst, dass seine Brüder eine Heirat seinerseits nicht billigen würden, da sie die Erniedrigungen, welche die Heiraten jüngerer Söhne gewöhnlich den vornehmen Häusern einbringen, fürchteten. Der Kardinal von Lothringen liess ihn nur allzubald verstehen, dass er sich nicht täuschte; dieser verurteilte die Anhänglichkeit, welche er Mademoiselle de Chartres bewies, mit lebhafter Hitze, doch verschwieg er ihm seine wahren Gründe. Der Kardinal hasste den Vizedom von ganzem Herzen, was damals noch nicht bekannt war, sich aber später zeigte. Er hätte seinen Bruder lieber jede andere Verbindung eingehen sehen, wie die mit dem Vizedom; und er erklärte sich so öffentlich gegen diese Heirat, dass Madame de Chartres dadurch empfindlich beleidigt wurde. Sie bemühte sich, dem Kardinal auf das deutlichste zu zeigen, dass er nichts zu fürchten habe, da sie nicht an diese Heirat dachte. Der Vizedom tat desselbigengleichen, und war noch tiefer verletzt als Madame de Chartres über des Kardinal von Lothringen Benehmen, sintemal er die Ursach nur allzugut kannte.

Nicht weniger deutliche Zeichen, als der Chevalier de Guise von seiner Zuneigung hatte durchblicken lassen, gab der Prinz von Cleve. Voll Verdruss sah der Herzog von

Nevers diesen Eifer. Trotz alledem glaubte er nur mit seinem Sohne sprechen zu müssen, um Wandel in seiner Aufführung zu schaffen; aber er war sehr erstaunt, ihn fest entschlossen zu sehen, Mademoiselle de Chartres zu heiraten. Er tadelte dies Vorhaben, und liess sich hinreissen seinen Zorn so wenig zu verbergen, dass dessen Ursach sich bald am ganzen Hofe herumsprach und bis zu Madame de Chartres gelangte. Diese hatte keinen Augenblick daran gezweifelt, dass der Herzog von Nevers die Heirat mit ihrer Tochter als ein Glück für seinen Sohn ansähe, und war sehr erstaunt, dass die Häuser von Cleve und Guise die Vereinigung mit ihrem verschmähten, statt sie zu wünschen. Der Unwille, den sie darüber empfand, liess sie daran denken, für ihre Tochter einen Mann zu suchen, der sie über die, welche über ihr zu stehen glaubten, erhob. Als sie alle, die in Frage kamen, vor ihrem Auge hatte vorüberziehen lassen, blieb nur der Prinz-Thronfolger, der Sohn des Herzogs von Montpensier, übrig. Er war damals der vornehmste unverheiratete Mann, der am Hofe weilte. Da Madame de Chartres klug genug war, sich von dem Vizedom, der in so hohem Ansehen stand, behilflich sein zu lassen, und da ihre Tochter eine glänzende Partie war, handelte sie mit solcher Geschicklichkeit und so erfolgreich, dass der Herzog

von Montpensier diese Heirat zu wünschen schien und es so aussah, als wären keine Schwierigkeiten mehr zu überwinden.

Dennoch glaubte der Vizedom, der um Monsieur d'Anvilles Neigung zu Madame la Dauphine wusste, den Einfluss der Fürstin auf diesen ausnutzen zu müssen, um ihn zu veranlassen, Mademoiselle de Chartres beim Könige und dem Fürsten von Montpensier, dessen bester Freund er war, zu nützen. Er sprach mit Madame la Dauphine darüber und sie liess sich mit Freuden in einen Handel ein, bei dem es sich um die Erhöhung eines Menschenkindes handelte, welches sie sehr lieb hatte. Und äusserte das dem Vizedom gegenüber und versicherte ihm, wenschon sie nur allzugut wisse, dass diese Angelegenheit ihrem Oheim, dem Kardinal von Lothringen, sehr unangenehm sein würde, wolle sie doch mit Freuden keine Rücksicht nehmen, zumal sie Ursach habe unzufrieden mit ihm zu sein, da er tagtäglich in der Königin Angelegenheit gegen ihre eigenen Partei ergreife.

Verliebte Leute sind immer froh, wenn ihnen ein Vorwand Gelegenheit gibt, mit denen, welche sie lieben, zu sprechen. Sobald der Vizedom Madame la Dauphine verlassen hatte, befahl sie Chastelart, der Monsieur d'Anvilles Günstling war und um seine Leidenschaft für sie wusste, zu ihm zu gehen

und ihm von ihrer Seite zu sagen, er solle sich am Abend bei der Königin finden lassen. Chastelart empfing diesen Auftrag mit sehr viel Freude und Ehrerbietung. Es stammte dieser Edelmann aus einem guten Hause der Dauphiné, doch Verdienst und Verstand stellten ihn noch über seine Geburt. Er wurde von allen Grossen, die es am Hofe gab, empfangen und artig behandelt, und die Gunst des Hauses von Montmorency hatte ihn besonders herzlich mit Monsieur d'Anville verbunden. Er war wohlgebaut und in allen Arten von Übungen gewandt, und sang schön, machte Verse und hatte einen liebenswürdigen und leidenschaftlichen Geist, welcher Monsieur d'Anville so gut gefiel, dass er ihm seine Liebe zu Madame la Dauphine anvertraute. Dies Vertrauen brachte ihn der Fürstin näher, und dadurch, dass er sie allzuoft sah, entstand jene unselige Neigung, die ihm die Vernunft raubte und ihn schliesslich das Leben kostete.

Monsieur d'Anville versäumte es nicht am Abend vor der Königin zu erscheinen; er war glücklich, dass ihn Madame la Dauphine erwählte, um einen ihrer Wünsche zu betreiben, und versprach ihr, ihrem Befehle auf das genaueste Gehorsam zu leisten. Doch die Herzogin von Valentinois war von diesem Heiratsplan unterrichtet und hatte ihn mit

soviel Sorgfalt durchkreuzt und den König so voreingenommen, dass er Monsieur d'Anville, als dieser ihm davon sprach, verstehen liess, er würde ihn nicht billigen, und ihm selber befahl dies dem Herzoge von Montpensier zu sagen. Man kann sich denken, was Madame de Chartres fühlte, als sie sah, wie ihr lebhafter Wunsch zunichte ward; der schlechte Ausgang dieses Plans aber gab ihren Feinden einen grossen Vorteil und schadete ihrer Tochter sehr.

Auf sehr freundschaftliche Weise bezeugte Madame la Dauphine Mademoiselle de Chartres ihr Bedauern, dass sie ihr nicht hatte behilflich sein können. „Sie sehen,“ sagte sie, „ich habe nur einen mässigen Einfluss. Die Königin und die Herzogin von Valentinois hassen mich so sehr, dass meine Wünsche nur zu leicht durch sie oder durch die, welche ihnen untergeben sind, durchkreuzt werden. Und doch“, fuhr sie fort, „war ich stets bestrebt, ihnen zu gefallen, sie hassen mich aber um der Königin, meiner Mutter, willen, die ihnen ehemals Grund zur Unruhe und Eifersucht gab. Der König war in sie verliebt gewesen, ehe er es in die Herzogin von Valentinois ward; und in den ersten Jahren seiner Ehe, als er noch keine Kinder hatte, schien er, wiewohl er die Herzogin liebte, fast entschlossen zu sein, sich scheiden zu lassen,



um die Königin, meine Mutter, zu heiraten. Madame de Valentinois fürchtete ein Weib, das er schon geliebt hatte und dessen Schönheit und Geist ihre Gunst verringern konnte, und verband sich mit dem Konnetabel, welcher ebenfalls nicht wünschte, dass der König eine Schwester der Herzöge von Guise heiratete. Sie unterbreiteten dem verstorbenen Könige ihre Gefühle, und wiewohl dieser die Herzogin von Valentinois tödlich hasste und meine Mutter liebte, bemühte er sich mit ihnen, den König an seiner Ehescheidung zu hindern. Um ihn aber gänzlich von dem Gedanken an eine Ehe mit der Königin, meiner Mutter, abzubringen, betrieben sie ihre Heirat mit dem Könige der Schotten, welcher von Madame Magdalene, des Königs Schwester, verwitwet war. Und sie taten es, weil er nur allzu bereit dazu war, und brachen die angeknüpften Verhandlungen mit dem Könige von England, welcher sie heftig begehrte, schnell ab. Es konnte natürlich nicht fehlen, dass dieses Vorgehen einen Bruch zwischen den beiden Königen nach sich zog. Heinrich VIII. konnte es nicht erwinden meine Mutter nicht erhalten zu haben; und welche andere französische Prinzessin man ihm auch antrug, er sagte stets, sie würde ihm die nicht ersetzen, welche man ihm verweigert hätte. Wahr ist freilich, dass die Königin,

meine Mutter, eine vollkommene Schönheit war, und es ist merkwürdig, dass drei Könige die Witwe eines Herzogs von Longueville zu heiraten wünschten. Ihr Unstern gab sie dem geringsten und sandte sie in ein Königreich, wo sie nur Mühen findet. Man sagt, ich ähnele ihr; ich fürchte ihr wahrlich auch in ihrem unglücklichen Schicksale zu ähneln; welches Glück sich auch für mich vorzubereiten scheint, ich komme nicht dazu mich seiner zu erfreuen!“

Mademoiselle de Chartres entgegnete der Madame la Dauphine, diese traurigen Vorahnungen seien so schlecht begründet, dass sie ihrer nicht lange gedenken würde, auch müsse sie nicht zweifeln, dass ihr Glück dem Scheine entsprechen würde.

Niemand wagte mehr an Mademoiselle de Chartres zu denken, weil man dem Könige zu missfallen fürchtete oder glaubte, bei einem Wesen, welches sein Augenmerk auf einen Prinzen königlichen Geblütes gerichtet habe, keinen Erfolg zu erzielen. Monsieur de Cleve ward durch keine dieser Erwägungen zurückgehalten: der Tod des Herzogs von Nevers, seines Vaters, der damals eintrat, gab ihm volle Freiheit, seiner Neigung nachzugehen; und sobald die Zeit, welche der Trauer wegen schicklich war, verstrichen, sann er nur auf Mittel, Mademoiselle

de Chartres zu heiraten. Und war so glücklich, ihr seine Vorschläge zu einer Zeit machen zu können, wo die vorhergegangenen Vorfälle alle anderen Nebenbuhler entfernt hatten, und wo er beinahe sicher gehen konnte, dass man sie ihm nicht verweigerte. Was seine Freude trübte, war die Furcht ihr nicht angenehm zu sein, und er hätte das Glück ihr zu gefallen, der Gewissheit sie zu heiraten, ohne von ihr geliebt zu werden, vorgezogen.

Der Chevalier de Guise hatte ihm einige Ursach zur Eifersucht gegeben; da diese sich aber mehr auf die Verdienste des Fürsten als auf ein Entgegenkommen Mademoiselle de Chartres' stützte, so sann er nur darauf es sich angelegen sein zu lassen, zu erfahren, ob er glücklich genug wäre, dass man seine Absichten auf sie billigte. Er sah sie nur bei den Königinnen oder in Gesellschaften, und es war schwierig, ein geheimes Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Dessenungeachtet fand er die Mittel und enthüllte ihr mit aller erdenklichen Ehrerbietung seine Absichten und seine Neigung und bestürmte sie, ihre Gesinnung gegen ihn kundzutun, und sagte, seine Gefühle für sie seien solcher Art, dass er ewig unglücklich werden würde, wenn sie nur aus Pflichtbewusstsein den Wünschen ihrer Frau Mutter gehorchte.

Da Mademoiselle de Chartres ein sehr edles und mildtätiges Herz hatte, war sie wahrhaftig vor Dankbarkeit über des Prinzen von Cleve Benehmen gerührt. Diese Dankbarkeit gab ihrer Erwidrerung und ihren Worten eine gewisse Herzlichkeit, welche in einem so rasend verliebten Manne wie dem Prinzen hinreichende Hoffnungen erweckte, dass ein Theil seiner Wünsche in Erfüllung ginge.

Sie legte ihrer Mutter von dieser Unterredung Bericht ab, und Madame de Chartres sagte ihr, Monsieur de Cleve habe so viele edle und gute Eigenschaften und zeige für sein Alter so grosse Klugheit, dass sie mit Freuden darein willigen würde, wenn ihre Neigung bis zur Heirat gediehe. Mademoiselle de Chartres entgegnete, sie erblicke an ihm ebensolche Eigenschaften und würde ihn gar mit weniger Widerwillen als einen anderen heiraten, empfinde jedoch keine besondere Zuneigung für seine Person.

Noch am selben Morgen liess der Fürst mit Madame de Chartres verhandeln; sie nahm den Antrag, welchen man machte, an, und trug kein Bedenken, indem sie ihrer Tochter den Prinzen von Cleve gab, sie einem Gatten zu vermählen, den sie nicht lieben konnte. Die Heiratsverträge wurden aufgesetzt, man sprach mit dem Könige und jedermann wusste um diese Heirat.

Monsieur de Cleve war glücklich, ohne immerhin ganz zufrieden zu sein. Er sah mit grossem Kummer, dass Mademoiselle de Chartres' Gefühle über die der Achtung und Dankbarkeit nicht hinausgingen; und er konnte sich nicht schmeicheln, sie verberge mehr Zuneigung, da ihr ja ihr jetziger Stand erlaubte, sie offen zu zeigen, ohne ihre äusserste Sittsamkeit zu verletzen. Und er liess keinen Tag verstreichen, ohne sich darüber bei ihr zu beklagen. „Ist es denn möglich,“ hub er an, „dass ich nicht glücklich werden kann, wenn ich Sie heirate? Jetzt bin ich es wahrlich nicht. Sie zeigen mir eine gewisse Güte, die mir nimmer genügen kann; Sie haben weder Ungeduld, noch Unruhe, noch Kummer, und sind nicht mehr von meiner Neigung gerührt, als Sie es von einer Anhänglichkeit sein würden, welche sich nur auf die Vorteile ihrer Glücksgüter und nicht auf die Reize Ihrer Person gründet!“ „Sie tun unrecht, sich zu beklagen,“ antwortete sie, „ich weiss nicht, was Sie über das hinaus, was ich tue, wünschen können, es scheint mir, dass es die Wohlanständigkeit nicht erlaubt, noch mehr zu tun!“ „Es ist wahr,“ sagte er dawider, „Sie geben mir gewisse Anzeichen, mit denen ich zufrieden sein würde, wenn sie noch mehr versprächen, doch statt dass die Wohlanständigkeit Sie

zurückhält, ist sie es einzig, die Sie tun lässt, was Sie tun. Ich gewinne weder Ihre Zuneigung noch Ihr Herz, und meine Gegenwart bereitet ihnen nicht Freude, nicht Aufregung.“ „Sie dürfen nicht daran zweifeln,“ entgegnete sie, „dass es mir Freude macht, Sie zu sehen; und ich erröte, so oft ich Sie erblicke, dass Sie wahrlich nicht daran zweifeln dürfen, dass mich Ihr Anblick in Verwirrung setzt!“ „Ich täusche mich nicht über Ihr Erröten,“ sagte er dawider, „es ist ein Gefühl der Sittsamkeit und keine Bewegung Ihres Herzens, und ich ziehe daraus nur den Vorteil, den ich daraus ziehen darf!“

Mademoiselle de Chartres war um eine Antwort verlegen; diese Unterscheidungen überstiegen ihre Erfahrungen. Monsieur de Cleve sah nur zu gut, wie weit sie davon entfernt war, Gefühle für ihn zu empfinden, welche ihm genügen konnten, zumal es ihm gar so vorkam, als ob sie sie nicht hätte.

Der Chevalier de Guise kam wenige Tage vor der Hochzeit von einer Reise zurück. Er hatte so viele unüberwindliche Hindernisse seinem Plane gegenüber, Mademoiselle de Chartres zu heiraten, gesehen, dass er sich nicht hatte bereden können, ihn erfolgreich durchzusetzen; nichtsdestoweniger ward er empfindlich betrübt, sie das Weib eines anderen werden zu sehen. Dieser Schmerz er-

stickte seine Neigung nicht und er blieb nicht weniger verliebt. Mademoiselle de Chartres hatte nicht vergessen, welche Gefühle der Fürst für sie gehegt. Nach seiner Rückkehr liess er sie wissen, dass sie die Ursach der äussersten Traurigkeit wäre, die auf seinem Antlitze geschrieben stand; und er war so verdienstvoll und blendend, dass es schwierig war, ihn unglücklich zu wissen, ohne Mitleid mit ihm zu haben. Auch sie konnte sich nicht dagegen wehren, etwas Mitleid zu haben, doch rief es keine anderen Gefühle in ihr wach. Sie erzählte ihrer Mutter die Not, welche ihr die Neigung des Fürsten schuf.

Madame de Chartres bewunderte die Aufrichtigkeit ihrer Tochter, und bewunderte sie mit Recht, denn niemals hat ein Wesen eine natürlichere und grössere besessen; aber sie wunderte sich nicht weniger, dass dies ihr Herz nicht rührte, um soviel mehr, als sie erkannte, dass der Prinz von Cleve es nicht mehr als die anderen hatte rühren können. Dies war die Ursach, dass sie sich eifrig bemühte, sie an ihren Gatten zu fesseln und ihr klarzumachen, was sie der Neigung, die er für sie hegte, bevor er sie kannte, und der Leidenschaft schuldig war, welche er ihr bewiesen, indem er sie allen anderen Partien zu einer Zeit vorgezogen hatte, wo niemand an sie zu denken wagte.

Die Hochzeit kam heran, die Feierlichkeit fand im Louvre statt, und am Abend assen der König und die Königinnen samt ihrem ganzen Hofstaat bei Madame de Chartres, wo sie mit einem bewunderswerten Prunk aufgenommen wurden. Der Chevalier de Guise wagte nicht, sich bei anderen auszusprechen und dieser Feierlichkeit fernzubleiben, aber er war bei dem Feste so wenig Herr seiner Traurigkeit, dass sie ihm leicht anzusehen war.

Monsieur de Cleve fand nicht, dass Mademoiselle de Chartres sich in ihrem Gefühl änderte, als sie ihren Namen gewechselt hatte. Seine Eigenschaft als Gatte gab ihm grosse Vorrechte, doch erwirkte sie ihm keinen anderen Platz im Herzen seiner Frau. Dies sorgte denn dafür, dass er, um ihr Gatte zu sein, nicht abliess, ihr Geliebter zu sein, zumal er immer etwas über den Stand der Verhältnisse hinaus zu wünschen hatte; und obwohl er ausserordentlich gut mit ihr lebte, war er doch nicht völlig glücklich. Er behielt eine heftige Leidenschaft und Unruhe für sie, welche seine Freude störte. Eifersucht hatte keinen Theil an dieser Aufregung; niemals hatte ein Mann weniger Ursach, eifersüchtig zu werden, denn niemals gab ein Weib weniger Anlass dazu. Dessenungeachtet lebte sie inmitten des Hofes; sie ging jeden Tag zu den Königinnen und zu Madame. Alles, was es



an jungen und heissblütigen Leuten gab, sah sie bei dieser und bei ihrem Schwager, dem Herzoge von Nevers, dessen Haus aller Welt offen stand. Aber sie hatte einen Gesichtsausdruck, der eine so grosse Ehrfurcht einflösste, und dem Galanterie so fremd zu sein schien, dass der Marschall von Saint André, obwohl er keck war, von der Gnade des Königs unterstützt wurde und ihre Schönheit ihn gefesselt hatte, es nicht wagte, dies ihr anders als durch Aufmerksamkeiten und Verehrung zu zeigen. Mehrere andere waren im gleichen Zustande; doch Madame de Chartres wies ihrer klugen Tochter ein so genaues Benehmen in allen Schicklichkeitsfragen, dass sie ein Wesen aus ihr machte, welches unantastbar dastand.

Als die Herzogin von Lothringen für den Frieden wirkte, hatte sie auch für die Heirat ihres Sohnes gewirkt. Er war mit der zweiten Tochter des Königs, Madame Claude von Frankreich, versprochen. Ihre Hochzeit wurde für den Monat Februar anberaumt.

Währenddem hatte sich der Herzog von Nemours, ganz beschäftigt und erfüllt mit seinen Absichten auf England, in Brüssel aufgehalten. Er empfing oder schickte beständig Boten ab; seine Hoffnungen vermehrten sich mit jedem Tage, und endlich meldete Lignerolle, es sei an der Zeit, dass seine Gegenwart vollende, was so wohl eingefädelt. Er empfing

diese Nachricht mit aller Freude, die ein junger, ehrgeiziger Mann haben kann, welcher sich einzig durch seinen Ruf auf einen Thron erhoben sieht. Sein Gemüt hatte sich unmerklich an die Grösse dieses Glücks gewöhnt; und wie er es anfangs als etwas Unreichbares verworfen hatte, so hatten sich nun die Schwierigkeiten in seiner Einbildung ausgelöscht und er sah keine Hinderung mehr. Und schickte eilends nach Paris und gab alle nötigen Befehle für die Ausrüstung einer kostbaren Ausstattung, auf dass er in England in einem Glanze erscheine, der mit dem Plane, welcher ihn nach dort führte, im gleichen Verhältnis stand. Und beeilte sich selber an den Hof zu kommen, um der Hochzeit des Herzogs von Lothringen beizuwohnen.

Er kam am Abend vor der Eheversprechung an; und selbigen Abends noch legte er dem Könige genauen Bericht über den Stand seiner Angelegenheiten ab und empfing seine Befehle und Aufträge für das, was zu tun übrig blieb. Alsdann ging er zu den Königinnen. Madame de Cleve war dort nicht zugegen, so dass sie ihn nicht sah; ja sie wusste nicht einmal, dass er angekommen war. Sie hatte alle Welt von dem Prinzen als einer der vollkommensten und angenehmsten Erscheinungen des Hofes reden hören, und Madame la Dauphine hatte ihn ihr derartig geschildert

und so viele Male von ihm gesprochen, dass sie neugierig und gar ungeduldig geworden war ihn zu sehen.

Sie blieb am Tage der Eheversprechung zu Hause, um sich für den Ball und den königlichen Schmaus, der am Abend im Louvre stattfand und zu dem sie sich einfinden musste, zu schmücken. Als sie ankam, bewunderte man ihre Schönheit und ihren Putz; der Ball begann, und wie sie mit Monsieur de Guise tanzte, entstand ein ziemlich lautes Geräusch an der Saaltür, wie von jemandem, der eintritt und dem Platz gemacht wird. Madame de Cleve hörte zu tanzen auf, und während sie jemanden suchte, mit dem sie tanzen wollte, rief ihr der König zu, sie solle mit dem Ankommenden tanzen. Sie wandte sich um und sah einen Mann, von dem sie von Anfang an glaubte, dass er nur Monsieur de Nemours sein könnte; dieser stieg gerade über einige Sessel, um dahin zu gelangen, wo man tanzte. Der Fürst sah derartig gut aus, dass es wahrlich schwer war, nicht überrascht zu werden ihn zu sehen, zumal wenn man ihn noch niemals gesehen hatte, besonders an diesem Abend, wo die Sorge, welche er angewendet, sich zu schmücken, noch den Glanz vermehrte, welcher seine Person umstrahlte. Doch war es auch schwer, die Prinzessin von Cleve zum ersten Male zu

sehen, ohne nicht in lebhaftere Bewunderung zu geraten.

Monsieur de Nemours ward so betroffen von ihrer Schönheit, dass er es nicht unterlassen konnte, ihr ein Zeichen seiner Bewunderung zu geben, als er sich ihr näherte und sie ihm eine Verbeugung machte. Wie sie zu tanzen begannen, erhob sich im Saal ein Gemurmel des Beifalls. Der König und die Königinnen erinnerten sich, dass beide sich noch nie gesehen hatten, und fanden es sehr merkwürdig, sie miteinander tanzen zu sehen, ohne dass sie sich kannten. Sie riefen sie zu sich, als sie damit aufgehört hatten, ohne ihnen Gelegenheit zu geben, mit jemandem zu sprechen, und fragten sie, ob sie keine Lust verspürten, zu erfahren, wer sie seien, und ob sie es sich nicht denken könnten. „Ich für mein Teil, Madame,“ sagte Monsieur de Nemours, „bin keinen Augenblick im Zweifel; doch da Madame de Cleve nicht die gleichen Gründe hat, zu erraten, wer ich bin, wie die, welche ich habe, sie zu erkennen, so wäre es mir lieb, wenn Eure Majestät die Gnade haben würden, ihr meinen Namen zu nennen!“ „Ich glaube,“ sagte Madame la Dauphine, „dass sie ihn ebensogut kennt, wie Sie den ihrigen!“ „Ich versichere Ihnen,“ hub Madame de Cleve an, die ein wenig erregt zu sein schien, „dass ich nicht so gut

raten kann, wie Sie annehmen!“ „Sie erraten sehr gut,“ fuhr Madame la Dauphine fort, „und es ist ein Kompliment für Monsieur de Nemours, dass Sie nicht eingestehen wollen, ihn zu kennen, ohne ihn gesehen zu haben!“ Die Königin unterbrach sie, damit der Ball seinen Fortgang nahm. Monsieur de Nemours forderte Madame la Dauphine auf. Die Fürstin war eine vollkommene Schönheit und war es auch in Monsieur de Nemours' Augen gewesen, ehe er nach Flandern ging, doch den ganzen Abend über bewunderte er nur Madame de Cleve.

Der Chevalier de Guise, der sie immer noch anbetete, folgte ihren Schritten; und es bereitete ihm der Vorgang, den er eben sich hatte abspielen sehen, einen fühlbaren Schmerz. Er nahm ihn für ein Anzeichen, dass das Glück Monsieur de Nemours bestimmte, sich in Madame de Cleve zu verlieben. Und sei es, dass er tatsächlich einige Verwirrung auf ihrem Antlitz gelesen hatte, sei es, dass die Eifersucht Monsieur de Guise hellsehend machte, er glaubte, sie sei bei dem Anblick des Fürsten befangen worden; und konnte es sich nicht versagen, ihr zu verstehen zu geben, dass Monsieur de Nemours gar glücklich begonnen habe, mit ihr durch ein Abenteuer bekannt zu werden, welches sehr lebenswürdig und aussergewöhnlich gewesen war.

Madame de Cleve kehrte, das Gemüt so erfüllt von dem, was auf dem Balle vorgefallen war, nach Hause zurück, dass sie, obwohl es schon zu später Stunde war, in das Gemach ihrer Mutter ging, um ihr Bericht zu erstatten; und sie lobte Monsieur de Nemours ihr gegenüber in einer gewissen Art, welche Madame de Chartres in gleicher Weise wie Monsieur de Guise zu denken gab.

Folgenden Tags ging die Hochzeitsfeierlichkeit vor sich. Madame de Cleve sah den Herzog von Nemours mit einer so bewundernswürdigen Miene und Anmut an ihr teilnehmen, dass sie sie nochmals überraschten.

Die nächsten Tage sah sie ihn bei Madame la Dauphine; sie sah ihn mit dem Könige Ball spielen, sie sah ihn ringelreiten, sie hörte ihn sprechen; doch sah sie ihn alle anderen so weit überragen und sich als derartigen Beherrscher der Unterhaltung durch seine persönliche Art und die Anmut seines Geistes an allen Orten, wo er weilte, zeigen, dass er in kurzer Zeit eine grosse Zuneigung in ihrem Herzen erweckte.

In Wahrheit fühlte auch Monsieur de Nemours eine leidenschaftliche Liebe zu ihr, die ihm die Süsse und die Fröhlichkeit gab, welche der erste Wunsch zu gefallen bewirkt. Er war noch liebenswerter, als er es gewöhnlich war. Also sich beide immer sehend und

bemerkend, dass es nichts Vollkommeneres als den anderen am Hofe gab, konnte es leicht geschehen, dass sie sich überaus gefielen.

Die Herzogin von Valentinois nahm an allen Lustbarkeiten teil; und der König hegte für sie dieselbe Leidenschaft und dieselben Aufmerksamkeiten wie zu Anbeginn seiner Neigung. Madame de Cleve stand in einem Alter, in welchem man nicht glaubt, dass eine Frau noch geliebt werden kann, wenn sie das fünfundvierzigste Lebensjahr überschritten hat, und beobachtete mit lebhafter Verwunderung die Liebe, die der König für die Herzogin fühlte, welche Grossmutter war und im Begriffe stand, ihre Enkelin zu verheiraten. Und sprach oft mit Madame de Chartres darüber: „Ist es möglich, Madame,“ hub sie an, „dass so lange Zeit verstrichen ist, seit sich der König in sie verliebte? Wie hat er sich an eine Frau hängen können, welche sehr viel älter als er ist, die schon die Geliebte seines Vaters und noch vieler anderer war, wie ich habe erzählen hören?“ „Es ist wahr,“ sagte die dawider, „dass weder Madame de Valentinois' Verdienst noch Treue die heftige Leidenschaft des Königs erweckten und sie ihr erhielten, auch liegt gar kein Anlass vor, sie zu entschuldigen. Wenn aber diese Frau Jugend und Schönheit in Verein mit ihrer Geburt, wenn sie das Ver-

dienst gehabt hätte, niemanden je geliebt zu haben, wenn sie den König mit unverbrüchlicher Treue, wenn sie ihn einzig und allein um seiner selbst willen geliebt hätte, ohne an die Grösse noch an ihren Vorteil zu denken, und ohne sich seiner Macht ausser für ehrenwerte oder dem Könige selber genehme Angelegenheiten zu bedienen, dann, das muss ich gestehen, würde man nicht umhin können, den Fürsten um seiner grossen Zuneigung willen, die er für sie hegt, zu loben. Wenn ich nicht fürchtete,“ fuhr Madame de Chartres fort, „dass Sie von mir sagen würden, was man von allen Frauen meines Alters sagt, dass sie nämlich die Geschichten ihrer Zeit zu erzählen lieben, möchte ich Ihnen das Entstehen der Leidenschaft des Königs für die Herzogin und gar manche Dinge vom Hofe des verstorbenen Königs berichten, welche sehr viel Ähnlichkeit mit denen haben, die noch gegenwärtig vor sich gehen!“ „Weit entfernt, Sie anzuklagen,“ fuhr Madame de Cleve fort, „vergangene Geschichten zu erzählen, beklage ich mich, Madame, dass Sie mich nicht von der gegenwärtigen unterrichtet und mir nichts von den verschiedenen Interessen und den verschiedenen Liebschaften des Hofes erzählt haben. Ich kenne sie so wenig, dass, glaube ich, erst wenige Tage verstrichen sind, seit



ich weiss, dass der Konnetabel mit der Königin auf gutem Fusse steht.“ „Sie haben da eine der Wahrheit ganz entgegengesetzte Meinung,“ erwiderte Madame de Chartres, „die Königin hasst den Konnetabel, und wenn sie jemals eine Machtstellung erlangt, wird man es nur allzubald gewahr werden. Sie weiss, dass er mehrere Male zum König gesagt hat, von allen Kindern, die er mit ihr gezeugt habe, ähnele ihm keines!“ „Niemals hätte ich diesen Hass geargwöhnt,“ unterbrach sie Madame de Cleve, „nachdem ich den Eifer gesehen, mit welchem die Königin an den Konnetabel während seiner Gefangenschaft schrieb, und die Freude, die sie bei seiner Rückkehr bezeugte, und wie sie ihn auch, gleich dem Könige, ‚mein Gevatter‘ nennt!“ „Wenn Sie an diesem Orte hier dem Scheine nach urteilen,“ entgegnete Madame de Chartres, „werden Sie sich oft täuschen; der Anschein trügt fast immer.

Sie wissen doch, um auf Madame de Valéntinois zurückzukommen, dass sie Diana von Poitiers heisst. Ihre Familie ist hochberühmt und stammt von den alten Herzögen von Aquitanien ab; ihr Ahnherr ist ein natürlicher Sohn Ludwigs XI.; mit einem Wort, sie ist von bestem Adel. Ihr Vater, Saint Valier, sah sich in die Angelegenheiten des Konnetabels von Burgund verwickelt, von denen

Sie haben reden hören. Er wurde verurteilt seinen Kopf zu verlieren, und ward auf das Schafott geschleppt. Seiner Tochter Schönheit war bewundernswürdig und hatte schon auf den verstorbenen König Eindruck gemacht. Sie brachte es dahin (durch welche Mittel, weiss ich nicht), dass er ihr das Leben ihres Vaters schenkte. Man verkündete ihm diese Gnade, als er nichts anderes als den Todeshieb erwartete; doch die Angst hatte ihn so gepackt, dass er besinnungslos war, und er starb wenige Tage hernach. Seine Tochter erschien als des Königs Geliebte am Hofe. Die Reise nach Italien, die Gefangenschaft des Königs unterbrach dieses Verhältniss; als er aus Spanien zurückkehrte und die Regentin ihm bis Bayonne entgegenzog, brachte sie alle ihre Edeldamen mit; unter ihnen war auch Mademoiselle de Pisseleu, welche später Herzogin von Estampes wurde.

In die verliebte sich der König; sie stand Madame de Valentinois an Rang, an Geist und Schönheit nach und hatte ihr nur die grössere Jugend voraus. Ich habe mehrere Male sagen hören, sie sei an dem Tage geboren, an welchem Diana von Poitiers sich verheiratet hätte. Aber der Hass sagte ihr das nach und es ist nicht wahr; denn ich müsste mich sehr täuschen, wenn die Herzogin von Valentinois sich nicht in derselben Zeit, in

der sich der König in Madame d'Estampes verliebte, mit Monsieur de Bresé, den Grosseneschall der Normandie, verheiratet hat. Niemals bestand ein grösserer Hass wie zwischen diesen beiden Frauen. Die Herzogin von Valentinois konnte es Madame d'Estampes nimmer verzeihen, dass sie ihr den Rang der Geliebten des Königs geraubt hatte. Madame d'Estampes war rasend eifersüchtig auf Madame de Valentinois, weil der König seinen Handel mit ihr fortsetzte. Der Fürst nahm es seinen Geliebten gegenüber mit der Treue nicht sehr genau; er hatte immer eine, die den Titel und die Ehren hatte; doch die Damen, welche man „die kleine Schar“ nannte, theilten ihn abwechselnd. Der Verlust des Dauphins, seines Sohnes, welcher zu Tournon starb und den man für vergiftet hielt, bereitete ihm einen empfindlichen Kummer. Er fühlte weder die gleiche Zärtlichkeit noch die gleiche Vorliebe für seinen zweiten Sohn, welcher gegenwärtig regiert; er fand ihn nicht kühn, nicht feurig genug. Und beklagte sich eines Tages bei Madame de Valentinois darüber, und sie sagte zu ihm, sie wolle ihn in sich verliebt machen, auf dass er angenehmer und gefälliger würde. Sie hatte damit, wie Sie sehen, viel Erfolg; zwanzig Jahre schon dauert diese Neigung, ohne dass sie durch Zeit oder Hindernisse getrübt ist. Der ver-

storbene König widersetzte sich anfangs, und sei es, dass er noch verliebt genug in Madame de Valentinois war, um eifersüchtig zu sein, sei es, dass er von der Herzogin von Estampes aufgereizt wurde, welche verzweifelt war, den Dauphin von ihrer Nebenbuhlerin gefesselt zu sehen, es ist sicher, dass er diese Liebe nur mit einem Zorn und einem Schmerz duldete, von welchem er alle Tage Beweise lieferte. Sein Sohn aber fürchtete sich weder vor seinem Hass noch vor seinem Zorn, und nichts konnte ihn veranlassen, seine Verbindung zu lösen oder zu verheimlichen; der König musste sich darin finden und sie dulden. Diese Widersetzlichkeit gegen dessen Willen entfremdete ihn aber noch mehr mit dem Vater und brachte diesem seinen dritten Sohn, den Herzog von Orleans, näher. Der war ein wohlgestalteter Fürst, schön, voll Feuer und Ehrgeiz, und von einer aufbrausenden Jugend, welche der Mässigung bedurfte.

Der Rang des Älteren, den der Dauphin einnahm, und des Königs Gunst, die der Herzog von Orleans besass, verursachte eine gewisse Eifersucht unter ihnen, die schliesslich in Hass ausartete. Diese Eifersucht hatte in früher Kindheit begonnen und war immer wach geblieben. Als der Kaiser in Frankreich weilte, gab er dem Herzog von Orleans einen besonderen Vorzug vor Monsieur le Dauphin,

der dies so bitter empfand, dass er, als der Kaiser in Chantilly war, den Konnetabel verpflichten wollte, ihn festzunehmen, ohne den Befehl des Königs abzuwarten. Der Konnetabel wollte es nicht; der König tadelte ihn später, den Rat seines Sohnes nicht befolgt zu haben; und wenn er ihn vom Hofe verbannte, so hat dies viel dazu beigetragen. Dieser Zwist zwischen den beiden Brüdern gab der Herzogin von Estampes zu denken und sie beschloss, den Herzog von Orleans zu unterstützen, um sich gegen Madame de Valentinois behaupten zu können; und hatte Erfolg damit, denn der Fürst ergriff, ohne in sie verliebt zu sein, nicht minder eifrig ihre Partei wie der Dauphin die der Herzogin von Valentinois. Dies zettelte zwei Verschwörungen am Hofe an, wie Sie sich wohl denken können, doch beschränkten sich diese Ränke nicht nur auf den Hader der Frauen. Der Kaiser hatte zu dem Herzog von Orleans eine Zuneigung gefasst und ihm mehrere Male angeboten, für ihn das Herzogtum Mailand wieder herzustellen. Bei den Friedensvorschlägen, die seitdem schwebten, liess er ihn hoffen, ihm die siebzehn Provinzen geben und ihn zum Manne seiner Tochter machen zu wollen. Monsieur le Dauphin wünschte weder Frieden noch Heirat. Er bediente sich des Konnetabels, welcher ihm stets nahe ge-

standen hatte, um dem Könige darzulegen, wie wichtig es sei, seinem Nachfolger keinen so mächtigen Bruder zu geben, wie es der Herzog von Orleans als Schwiegersohn des Kaisers und Herr der siebzehn Provinzen sein würde. Der Konnetabel trat um so lieber für die Meinung des Dauphins ein, weil sie der der Madame d'Estampes, seiner erklärten Feindin, entgegengesetzt war, welche die Erhöhung des Herzogs von Orleans sehnlichst wünschte.

Monsieur le Dauphin befehligte damals das Heer des Königs in der Champagne und hatte das des Kaisers in eine solch verzweifelte Lage gebracht, dass es gänzlich verloren gewesen wäre, wenn nicht die Herzogin von Estampes aus Besorgnis, allzugrosse Vorteile könnten für den Frieden und den Bund des Kaisers mit dem Herzoge von Orleans gefährlich werden, die Feinde heimlich aufgefördert hätte, Epernay und Chateâu Thierry, welche voll der Lebensmittel waren, zu überumpeln. Sie taten es und retteten durch dieses Mittel das ganze Heer.

Nicht lange freute sich die Herzogin dieses Verrats. Kurz darauf starb der Herzog von Orleans zu Tarmontiers an einer gewissen ansteckenden Krankheit. Er hatte eine der schönsten Frauen des Hofes geliebt und ward von ihr wieder geliebt. Ich will sie nicht mit

Namen nennen, weil sie seitdem so ehrbar gelebt, und sie selbst mit soviel Sorgfalt die Liebe, welche sie mit dem Fürsten verband, verheimlicht hat, dass sie es verdient, wenn man ihren Ruf schont. Der Zufall wollte es, dass sie die Nachricht vom Tode ihres Gatten am gleichen Tage wie die des Herzogs von Orleans erhielt, so dass sie einen Vorwand hatte ihre wahre Neigung zu verbergen, ohne die Mühe zu haben sich Zwang auflegen zu müssen.

Der König überlebte den Prinzen, seinen Sohn, nicht lange und starb zwei Jahre später. Er legte es Monsieur le Dauphin nahe, sich des Kardinals von Tournon und des Admirals von Annébault zu bedienen, ohne von dem Konnetabel zu sprechen, welcher damals aus Chantilly verbannt war. Dessenungeachtet war es des Königs, seines Sohnes, erste Tat, ihn zurückzurufen und ihm die Leitung der Staatsgeschäfte zu übertragen.

Madame d'Estampes wurde des Landes verwiesen und ward aller schlechten Behandlung ausgesetzt, der sie sich von einer so mächtigen Feindin gewärtig sein konnte. Die Herzogin von Valentinois rächte sich vollständig an der Herzogin und an allen, die ihr Missfallen erregt hatten. Ihr Einfluss auf des Königs Gemüt schien noch unumschränkter zu sein, als er es scheinbar während der Dauphinzeit gewesen war. Seit zwölf Jahren

herrscht der Fürst, sie ist absolute Gebieterin über alle Dinge, sie entscheidet über Ämter und Angelegenheiten; sie liess den Kardinal von Tournon, den Kanzler Olivier und Villeroy verbannen. Die, welche den König über ihre Aufführung aufklären wollten, sind bei diesem Unterfangen ungekommen.

Der Graf von Taix, ein Grossmeister der Artillerie, welcher sie nicht liebte, konnte sich nicht enthalten, über ihre Liebesabenteuer zu reden, vor allem über das mit dem Grafen von Brissac, auf den der König schon sehr eifersüchtig war. Nichtsdestoweniger sorgte sie dafür, dass der Graf von Taix in Ungnade fiel und seines Amts entsetzt wurde, liess es, was beinahe unglaublich ist, dem Grafen von Brissac zuerteilen und machte ihn später auch zum Marschall von Frankreich. Des Königs Eifersucht wuchs infolgedessen in solchem Masse, dass er des Marschalls Aufenthalt am Hofe nicht ertragen konnte; aber die Eifersucht, welche alle anderen Menschen bitter und heftig macht, machte ihn der hohen Ehrfurcht zufolge, die er vor seiner Geliebten hat, sanft und massvoll; daher entfernte er seinen Nebenbuhler nur unter einem Vorwande, indem er ihm die Verwaltung von Piemont übertrug. Dort hat er mehrere Jahre zugebracht; letzten Winter kam er unter dem Vorgeben zurück, neue Trup-



pen und andere nötige Dinge für das Heer, welches er befehligt, zu erbitten. Das Verlangen, Madame de Valentinois wiederzusehen, und die Sorge, von ihr vergessen zu sein, haben ihn vielleicht sehr viel mehr zu dieser Reise bewogen. Der König empfing ihn mit eisiger Kälte. Die Messieurs de Guise, welche ihn nicht lieben, es ihm aber um der Herzogin von Valentinois willen nicht zu zeigen wagen, benutzten den Vizedom von Chartres, der sein erklärter Feind ist, um zu verhindern, dass er irgend etwas von dem erhielt, worum er zu bitten gekommen war. Es war nicht schwer, ihm zu schaden; der König hasste ihn, und seine Anwesenheit verursachte ihm Unruhe. Daher ward er zur Rückkehr gezwungen, ohne dass seine Reise mehr gefruchtet hat, als vielleicht im Herzen der Madame de Valentinois wieder Gefühle aufflammen zu lassen, welche die Abwesenheit auszulöschen begann. Der König hatte wohl noch andere Nebenbuhler zu fürchten, doch entweder kannte er sie nicht, oder er wagte es nicht, sich über sie zu beklagen.

„Ich weiss nicht, meine Tochter,“ fügte Madame de Chartres hinzu, „ob Sie nicht finden, ich habe Ihnen mehr erzählt, als Sie zu hören wünschten!“ „Ich bin weit davon entfernt, mich zu beklagen,“ sagte die Prinzessin von Cleve dawider, „und trüge ich nicht

Sorge, Ihnen lästig zu fallen, würde ich Sie noch nach anderen Dingen, die ich nicht kenne, fragen!“

Monsieur de Nemours' Liebe zu Madame de Cleve wurde schliesslich so heftig, dass sie ihm die Zuneigung und sogar die Gedanken an alle die Frauen nahm, welche er geliebt, und mit denen er während seiner Abwesenheit in Verbindung gestanden hatte. Er gab sich nicht einmal Mühe, Gründe zum Bruch mit ihnen zu suchen, und konnte es nicht über sich bringen, ihre Klagen geduldig anzuhören und auf ihre Vorwürfe zu antworten. Madame la Dauphine, für die er sehr lebhaft geflammt hatte, konnte in seinem Herzen nicht Stand gegen Madame de Cleve halten. Selbst seine Ungeduld auf die Reise nach England begann sich zu verringern, und er betrieb die Herstellung der Ausrüstung, welcher er für seine Reise bedurfte, nicht mehr mit grossem Eifer. Er ging oft zu Madame la Dauphine, weil Madame de Cleve oft zu ihr kam, und er war nicht ärgerlich, dass man von seinen angeblichen Gefühlen für die Königin redete. Madame de Cleve schien ihm ein so köstlicher Preis, dass er sich vornahm, lieber darauf zu verzichten, ihr ein Zeichen seiner Leidenschaft zu geben, als es zu wagen, sie öffentlich sehen zu lassen. Er sprach nicht einmal mit dem Vizedom

darüber, der sein nächster Freund war und vor dem er nie etwas verborgen hatte, und führte sich so klug auf und beobachtete so viel Sorgfalt, dass niemand ausser Monsieur de Guise argwöhnte, dass er in Madame de Cleve verliebt war. Und sie selber würde Mühe gehabt haben, darum zu merken, wenn nicht ihre Neigung zu ihm sie zu besonderer Aufmerksamkeit seinen Handlungen gegenüber verpflichtet hätte, welche ihr keinen Zweifel daran erlaubten.

Sie befand sich nicht in derselben Stimmung, mit ihrer Mutter darüber zu reden, was sie von den Gefühlen dieses Prinzen hielt, in der sie früher mit ihr über ihre anderen Liebhaber zu reden pflegte; ohne jedoch zu beabsichtigen, ihr dieses zu verbergen, sprach sie nicht mit ihr darüber. Doch Madame de Chartres merkte nur zu gut darum, ebenso gut auch um die Neigung, welche ihre Tochter zu ihm fühlte. Diese Erkenntnis verursachte ihr einen fühlbaren Schmerz; sie wusste sehr wohl, in welcher Gefahr das junge Wesen schwebte, wenn sie von einem so schönen Manne wie Monsieur de Nemours geliebt wurde, den sie selber liebte. Völlig dieses Argwohns, der ihr dieser Neigung wegen entstanden war, versichert wurde sie durch einen Vorfall, welcher sich einige Tage später abspielte.

Der Marschall von Saint André, der jede Gelegenheit ergriff, seine Prunksucht glänzen zu lassen, bat den König unter dem Vorgeben, ihm sein Haus, welches gerade vollendet worden war, zu zeigen, ihm die Ehre erweisen zu wollen, mit den Königinnen bei ihm zu Abend zu speisen. Der Marschall war sehr froh, auch vor Madame de Cleves Augen diesen glänzenden Aufwand, der fast an Verschwendung grenzte, zeigen zu können.

Einige Tage vor dem zur Festlichkeit ausersehnen befand sich Monsieur le Dauphin, dessen Gesundheitszustand ziemlich zu wünschen übrig liess, sehr schlecht und empfing niemanden. Die Dauphine, seine Gemahlin, hatte den ganzen Tag bei ihm zugebracht. Als er sich am Abend etwas wohler fühlte, liess er alle Leute von Stand, die in seinem Vorzimmer waren, zu sich hereinkommen. Madame la Dauphine ging in ihre Gemächer und fand dort Madame de Cleve und einige andere Damen vor, die zu ihren Vertrauten gehörten. Da es schon ziemlich spät und sie nicht angekleidet war, ging sie nicht zu der Königin, und liess ihr sagen, dass sie nicht erscheinen würde. Und befahl, dass man ihre Geschmeide brächte, um einige für den Ball des Marschalls Saint André auszusuchen und gleichfalls Madame de Cleve einige zu ge-

ben, die sie ihr versprochen hatte. Wie sie damit beschäftigt waren, trat der Prinz von Condé ein; sein Rang gewährte ihm überall freien Zutritt. Madame la Dauphine sagte zu ihm, er käme zweifelsohne vom Könige, ihrem Gemahl, und fragte ihn, was man dort triebe. „Man streitet sich mit Monsieur de Nemours, Madame,“ antwortete er, „und er verteidigt die Sache, welche er vertritt, mit soviel Hitze, als ob sie die seinige wäre. Ich glaube, er hat eine Geliebte, die ihm Unruhe bereitet, wenn sie zu Ball geht, denn er findet, es sei eine ärgerliche Sache für einen Liebhaber, das geliebte Wesen dort zu wissen!“

„Wie,“ sagte Madame la Dauphine da wider, „Monsieur de Nemours wünscht nicht, dass seine Geliebte auf den Ball geht? Ich habe wohl angenommen, Ehemänner könnten es gern sehen, dass ihre Frauen nicht daran teilnähmen, aber ich habe nimmer geglaubt, dass Liebhaber solcher Ansicht sein würden!“ „Monsieur de Nemours findet,“ entgegnete der Prinz von Condé, „ein Ball sei das Unglücklichste für Liebhaber, sei es, dass sie geliebt oder nicht geliebt würden. Er sagt, wenn sie geliebt würden, hätten sie den Kummer, mehrere Tage über weniger zu gelten, da es keine Frau gäbe, welche die Sorge um ihren Putz nicht hin-

dere, an ihren Geliebten zu denken, ja sie kümmerten sich lediglich um diesen; und diese Sorgfalt, sich zu schmücken, würde ebensogut für ihren Geliebten, wie für alle Welt angewendet. Und wenn sie auf einem Balle wären, wollten sie allen, die sie anblickten, gefallen; wenn sie aber mit ihrer Schönheit zufrieden seien, hätten sie eine Freude darüber, an welcher ihr Geliebter nicht sonderlich beteiligt sei. Er sagt auch, wenn man nicht geliebt würde, litte man noch mehr darunter, seine Herrin auf einem Balle zu sehen, denn je mehr sie öffentlich bewundert würde, desto unglücklicher fühlte man sich, nicht von ihr geliebt zu werden, da man immer fürchten müsse, ihre Schönheit möchte eine glücklichere Liebe als die seinige erwirken. Endlich findet er, dass es kein grösseres Leiden gäbe, als seine Geliebte auf einem Ball zu wissen, auf dem man selber nicht sein könne.

Madame de Cleve tat, als ob sie die Worte des Prinzen von Condé nicht höre, aber sie hörte sie aufmerksamen Ohres an. Sie dachte voll Freude daran, welchen Anteil sie an dieser Meinung hatte, welche Monsieur de Nemours vertrat, und vor allem auch daran, was er von dem Kummer sagte, nicht auf dem Balle sein zu können, wo seine Geliebte wäre, weil er nicht an dem des Marschalls

von Saint André teilnehmen konnte, da ihn der König dem Herzoge von Ferrara entgegen sandte.

Madame la Dauphine lachte mit dem Prinzen von Condé und billigte Monsieur de Nemours' Meinung nicht. „Nur eine Gelegenheit gibt es, Madame,“ fuhr der Prinz fort, „wo Monsieur de Nemours einwilligt, dass seine Geliebte zum Ball geht, nämlich wenn er ihn veranstaltet. Und er sagte, als er im vorigen Jahre Eurer Majestät einen gegeben, habe ihm seiner Ansicht nach seine Geliebte mit ihrer Teilnahme eine Gunst gewährt, wiewohl sie scheinbar nur Ihnen dorthin gefolgt sei. Für einen Liebhaber bedeute es stets eine Gnade, wenn sie an einem Vergnügen, das er veranstalte, teilnehme; auch sei es sehr angenehm, wenn seine Geliebte ihn als Herrn eines Ortes, wo sich der ganze Hof aufhalte, sich gut aufführen und den Wirt spielen sähe!“ „Monsieur de Nemours täte besser daran,“ fuhr Madame la Dauphine mit einem Lächeln fort, „es zu loben, wenn seine Geliebte am Ball teilnimmt!“ Es gab damals eine so grosse Anzahl von Frauen, denen dieser Titel zukam, dass es dort wenig Leute gegeben hätte, wenn sie ausgeblieben wären.

Sobald der Prinz von Condé begonnen hatte, Monsieur de Nemours Ansichten über

Bälle zu erzählen, verspürte Madame de Cleve grosse Lust, an dem des Marschalls von Saint André nicht teilzunehmen. Freudig griff sie die Meinung auf, man dürfe zu keinem Manne gehen, von dem man geliebt würde, und war sehr froh, einen Grund zur Strenge zu haben, um etwas zu tun, was für Monsieur de Nemours eine Gunst bedeutete. Dessenungeachtet nahm sie doch den Schmuck mit, welchen ihr Madame la Dauphine gegeben hatte. Doch als sie ihn abends ihrer Mutter zeigte, sagte sie, dass sie ihn nicht anzulegen beabsichtige; der Marschall von Saint André zeige allzu deutlich, was er für sie fühle, und würde es sie zweifelsohne wissen lassen, wenn sie an dem Feste teilnähme, welches er dem Könige gäbe. Auch würde er ihr unter dem Vorwande, den Wirt bei sich zu spielen, eifrig den Hof machen, worüber sie vermutlich in Verlegenheit geraten müsse.

Madame de Chartres bekämpfte einige Zeit die Meinung ihrer Tochter, da sie sie merkwürdig fand; doch als sie sah, dass sie in ihr verharrte, gab sie nach und sagte, sie müsse sich dann krank stellen, um einen Vorwand für das Nichtkommen zu haben, denn ihre Gründe, die sie daran hinderten, würden nicht gebilligt werden; auch müsse man es zu verhüten suchen, dass man sie argwöhne. Madame de Cleve willigte gern darein, einige



Tage zu Hause zu bleiben, um nicht an einen Ort gehen zu müssen, wo Monsieur de Nemours nicht sein konnte. Der aber reiste ab, ohne das Vergnügen zu haben, darum zu wissen, dass sie nicht auf den Ball ging.

Er kam am Tage nach dem Balle zurück und hörte, dass sie nicht dagewesen war. Doch da er nicht wusste, dass man in ihrer Gegenwart die Unterhaltung beim Dauphin wiedergegeben hatte, dachte er nicht im entferntesten daran, er sei der Glückliche gewesen, der sie daran gehindert habe zum Ball zu gehen.

Als er folgenden Tags bei der Königin war und mit Madame la Dauphine sprach, traten Madame de Chartres und Madame de Cleve ein und näherten sich der Fürstin. Madame de Cleve war ein wenig nachlässiger gekleidet, wie ein Wesen, das sich elend gefühlt hatte; doch ihr Aussehen entsprach ihrer Kleidung nicht. „Sie sehen so schön aus,“ sagte Madame la Dauphine, „dass ich nicht an Ihre Krankheit glauben kann. Ich denke, indem Ihnen der Prinz von Condé Monsieurs de Nemours' Meinung über Bälle sagte, überzeugte er Sie, dass Sie dem Marschall von Saint André eine Gunst gewähren würden, wenn Sie zu ihm gingen; und das verhinderte Sie an Ihrem Erscheinen dort!“ Madame de Cleve errötete darüber, dass Madame la Dauphine

richtig riet, und auch darüber, dass sie vor Monsieur de Nemours sagte, was sie erraten hatte.

Madame de Chartres merkte in diesem Augenblick, warum ihre Tochter den Ball nicht hatte besuchen wollen; und um zu verhindern, dass es Monsieur de Nemours ebensogut wie sie erriet, ergriff sie das Wort mit einer Miene, die sich auf Wahrheit zu berufen schien. „Ich versichere Ihnen, Madame,“ sagte sie zu Madame la Dauphine, „Eure Majestät tun meiner Tochter mehr Ehre an, als sie sie verdient. Sie war wirklich krank; aber ich glaube, wenn ich sie nicht gehindert hätte, würde sie sich nicht haben abhalten lassen Ihnen zu folgen, und so verändert, wie sie war, gekommen sein, um das Vergnügen zu haben all das Aussergewöhnliche zu sehen, was es dort beim Feste gestern abend gab!“ Madame la Dauphine glaubte, was Madame de Chartres sagte; Monsieur de Nemours wurde sehr betrübt dies zu hören; nichtsdestoweniger liess ihn Madame de Cleves Erröthen argwöhnen, Madame la Dauphines Aussage entferne sich nicht allzusehr von der Wahrheit.

Madame de Cleve war anfangs verdrossen, dass Monsieur de Nemours Grund gehabt hatte zu glauben, sie sei auf seine Veranlassung hin nicht zum Marschall von Saint An-

dré gegangen. Doch schliesslich fühlte sie einigen Kummer, dass ihre Mutter ihm jeden Glauben daran genommen.

Obwohl die Versammlung von Cercamp sich aufgelöst hatte, waren die Friedensverhandlungen doch immer fortgesetzt worden; und die Dinge entwickelten sich solcher Art, dass man sich Ende Februar in Chateau Cambresis versammelte. Die gleichen Abgeordneten kehrten dorthin zurück; die Abwesenheit des Marschalls von Saint André aber befreite Monsieur de Nemours von einem Nebenbuhler, der ihm durch seine Achtsamkeit auf die, welche sich Madame de Cleve näherten, gefährlicher war, als durch die Fortschritte, die seine Neigung bei ihr erwirken konnten.

Madame de Chartres hatte ihre Tochter nicht merken lassen wollen, dass sie um ihre Gefühle für den Prinzen wusste, denn sie fürchtete sich ihr durch die Dinge, welche sie ihr zu sagen beabsichtigte, verdächtig zu machen. Sie schickte sich eines Tages an von ihm zu sprechen, indem sie ihr viel Gutes über ihn und viele vergiftete Lobeserhebungen über seine Klugheit sagte, sich niemals wahrhaft, sondern nur um seines Vergnügens willen zu verlieben. „Und dies nur,“ fügte sie hinzu, „weil man vermutet, dass er eine leidenschaftliche Liebe zu Madame la Dau-

phine hegt; ich sehe selbst, dass er sehr oft bei ihr weilt, und ich rate Ihnen, es nach Möglichkeit zu vermeiden, viel und besonders allein mit ihm zu sprechen, weil man sonst bald sagen würde, dass sie Madame la Dauphines Vertraute seien, zumal man sieht, wie sie Sie behandelt; und Sie wissen doch, wie unangenehm es ist, in solchem Lichte dazustehen. Wenn dieses Gerücht von Dauer ist, sollten Sie, meine ich, weniger oft zu Madame la Dauphine gehen, damit Sie sich nicht in galante Abenteuer verwickelt sehen!“

Madame de Cleve hatte nimmer von Monsieur de Nemours und Madame la Dauphine reden hören: sie wurde bestürzt ob der mütterlichen Rede, und war so fest überzeugt, sich in allem getäuscht zu haben, was sie von des Prinzen Gefühlen gedacht hatte, dass sich ihr Gesicht veränderte. Madame de Chartres merkte darum; es kamen Leute im Augenblick, Madame de Cleve ging in ihre Zimmer und schloss sich in ihr Schlafgemach ein. Man kann nicht ermessen, welchen Schmerz sie verspürte, an den Worten ihrer Mutter zu erkennen, welchen Anteil sie an Monsieur de Nemours nahm; noch niemals hatte sie gewagt, es sich selber einzugestehen. Sie sah nun, dass die ihm entgegengebrachten Gefühle die waren, um welche sie Monsieur de Cleve so innig gebeten hatte; sie sah ein, wie

schändlich es war, sie für einen anderen wie für einen Gatten zu hegen, der sie verdiente. Sie fühlte sich verwundet und von Furcht erregt, dass Monsieur de Nemours sich ihrer bedienen wollte, um bei Madame la Dauphine in Vorteil zu kommen; und dieser Gedanke bestimmte sie, Madame de Chartres alles zu erzählen, was sie ihr noch nicht gesagt hatte.

Folgenden Morgen ging sie in deren Gemach, um ihre Absicht zu vollenden; doch sie fand, dass Madame de Chartres ein wenig fieberte und wollte deshalb nicht mit ihr sprechen. Dennoch kam Madame de Cleve das Übel so belanglos vor, dass sie nachmittags nicht Abstand davon nahm, zu Madame la Dauphine zu gehen. Diese war mit zwei oder drei Damen, welche ihrem vertrauten Kreise angehörten, in ihrem Schlafgemach. „Wir sprechen eben von Monsieur de Nemours,“ rief die Königin ihr zu, als sie ihrer ansichtig wurde, „und wundern uns, wie sehr er sich seit seiner Rückkehr aus Brüssel verändert hat; bevor er reiste, hatte er eine Unzahl von Geliebten, und es war dies gar sein Fehler, denn er hielt sich mit denen, die es wert waren, und mit denen, welche es nicht verdienten. Seit seiner Rückkehr kennt er weder die einen noch die anderen; niemals sah ich einen solchen Wechsel in der Lebensführung, und ich finde sogar, dass sich auch

sein Gemüt geändert hat, denn er ist weniger fröhlich als ehemals!“

Madame de Cleve erwiderte nichts darauf und dachte mit Scham daran, dass sie alle Veränderungen, die man an dem Prinzen bemerkte, als Zeichen seiner Liebe zu ihr gedeutet hätte, wenn sie nicht von ihrem Wahne befreit worden wäre. Und fühlte einige Bitterkeit gegen Madame la Dauphine, weil sie nach Ursachen suchte und sich über etwas wunderte, dessen Grund sie wahrscheinlich besser als jedermann wusste. Sie konnte es sich nicht versagen, ihr etwas darüber zu äussern; und als sich die anderen Damen entfernten, näherte sie sich ihr und sprach ganz leise zu ihr: „Gilt auch mir, was Sie soeben sagten, Madame, und wollen Sie auch mir verbergen, dass Sie diejenige sind, welche den Wechsel in Monsieur de Nemours' Aufführung hervorgerufen hat?“ „Sie tun mir unrecht,“ erwiderte Madame la Dauphine, „denn Sie wissen, dass ich nichts vor Ihnen verheimliche. Wahr ist, dass Monsieur de Nemours, glaube ich, beabsichtigte, ehe er nach Brüssel ging, mich wissen zu lassen, dass er mich nicht hasste; doch seitdem er zurückgekehrt ist, sieht es mir nicht einmal so aus, als ob er sich seiner Handlungen erinnerte; und ich gestehe, dass ich ziemlich neugierig bin, zu erfahren, wer diesen Wandel hervorgerufen hat. — Es

wird mir ein leichtes sein, dies zu enthüllen,“ fuhr sie fort, „denn der Vizedom von Chartres, sein bester Freund, liebt eine Dame, auf die ich einigen Einfluss ausübe, und durch sie werde ich erfahren, wer diesen Wechsel verschuldet hat!“ Madame la Dauphine sprach mit einer Miene, die Madame de Cleve überzeugte; die aber fühlte sich wider Willen in einem ruhigeren und freudigeren Zustande als vorher.

Wie sie zu ihrer Mutter heimkehrte, vernahm sie, dass es sehr viel schlimmer um sie stünde, als bei ihrem Fortgehen. Das Fieber hatte sich verdoppelt und die folgenden Tage steigerte es sich derartig, dass es in eine gefährliche Krankheit auszuarten schien. Madame de Cleve war aufs äusserste betrübt und verliess das Gemach ihrer Mutter nicht. Auch Monsieur de Cleve verbrachte dort fast alle Tage aus Teilnahme, die er Madame de Chartres' Befinden zollte, und weil er verhindern wollte, dass sich seine Frau der Traurigkeit überliesse. Auch wollte er die Freude haben sie zu sehen, denn seine Leidenschaft hatte sich nicht verringert.

Monsieur de Nemours, der stets viel Freundschaft für ihn übrig gehabt hatte, liess nicht ab, sie ihm nach seiner Rückkehr aus Brüssel zu bezeugen. Während Madame de Chartres' Krankheit fand der Prinz mehrere Male Ge-

legenheit, Madame de Cleve zu sehen, als er scheinbar ihren Gatten suchte oder ihn zu einem Spaziergang abzuholen kam. Und besuchte ihn gar zu Stunden, wo er genau wusste, dass er abwesend war; und unter dem Vorgeben, ihn erwarten zu wollen, hielt er sich in Madame de Chartres' Vorzimmer auf, wo sich täglich Leute von Stand einfanden. Madame de Cleve kam oft dorthin und schien Monsieur de Nemours in ihrer Traurigkeit nicht minder schön zu sein. Er liess sie sehen welchen Anteil er an ihrer Betrübniß nahm, und sprach ihr davon mit einer ehrerbietigen und liebevollen Miene, die sie leicht überzeugte, dass seine Liebe nicht Madame la Dauphine galt.

Sie konnte eine Verwirrung bei seinem Anblick nicht unterdrücken und hatte doch Freude ihn zu sehen; aber wenn sie ihn nicht mehr sah und daran dachte, das Entzücken, welches sie bei seinem Anblick überkam, sei der Beginn der Zuneigung, dann fehlte wenig daran, dass sie ihn um des Schmerzes willen, den ihr dieser Gedanke verursachte, zu hassen glaubte.

Madame de Chartres' Befinden verschlimmerte sich dergestalt, dass man an ihrem Leben zu verzweifeln begann; sie nahm alles, was ihr die Ärzte von der Gefahr sagten, in der sie schwebte, mit einem Mute auf, der



ihrer Tugend und Frömmigkeit entsprach. Nachdem die Ärzte fortgegangen waren, hiess sie jedermann sich entfernen und liess ihre Tochter rufen.

„Wir müssen voneinander scheiden, meine Tochter,“ sagte sie, indem sie sie bei der Hand hielt; „die Gefahr, in der ich Sie schweben sehe, vermehrt meinen Kummer Sie zu verlassen, und Sie gerade jetzt verlassen zu müssen, wo Sie meiner bedürfen. Sie haben eine Neigung zu Monsieur de Nemours; ich bitte Sie, leugnen Sie sie nicht ab. Ich befinde mich in einem Zustande, wo ich Ihrer Offenheit bedarf, um Sie zu leiten. Ich habe diese Liebe seit langem bemerkt, doch wollte ich anfangs nicht mit Ihnen darüber sprechen, weil ich fürchtete, Sie selbst möchten sie erst dadurch gewahr werden. Sie kennen sie jetzt nur zu gut. Sie stehen am Rande eines Abgrundes; es bedarf grosser Anstrengung und Selbstüberwindung, um Sie vor dem Sturze zu bewahren. Denken Sie daran, was Sie Ihrem Gatten schuldig sind; denken Sie daran, was Sie sich selber schuldig sind, und denken Sie daran, dass Sie im Begriffe stehn, den guten Ruf zu verlieren, den zu gewinnen ich Ihnen behilflich war. Haben Sie Kraft und Mut, meine Tochter, ziehen Sie sich vom Hofe zurück; verpflichten Sie Ihren Gatten, Sie fortzuführen. Scheuen Sie sich nicht zu harte

und grausame Entschlüsse zu fassen: welche Pein sie Ihnen auch anfangs bereiten, sie werden in der Folgezeit wohltuender sein als die Wirkungen einer schlimmen Liebschaft. Wenn Sie andere Gründe wie die der Tugend und Ihrer Pflicht zu dem, was ich wünsche, nötigen könnten — will ich Ihnen offen sagen — wäre irgendetwas fähig, mir das Glück, welches ich beim Scheiden aus dieser Welt erhoffe, zu trüben, so würde es das sein, Sie wie andere Frauen sinken zu sehen; wenn Sie aber dieses Unglück überkommen muss, erwarte ich, um nicht dessen Zeuge zu sein, freudig den Tod.“ Madame de Cleve zerfloss über der Hand ihrer Mutter, welche sie mit den ihrigen drückte, in Tränen; auch Madame de Chartres war sichtlich gerührt. „Leben Sie wohl, meine Tochter,“ fuhr sie fort, „lassen Sie uns ein Gespräch beendigen, das uns, eine wie die andere, weich macht; und erinnern Sie sich, wenn Sie es können, alles dessen, was ich Ihnen eben sagte!“

Als sie diese Worte gesprochen hatte, legte sie sich auf die andere Seite und befahl ihrer Tochter, ohne sie anhören oder noch mehr sprechen zu wollen, ihre Frauen zu rufen. Madame de Cleve ging in einem Zustande aus dem Gemach ihrer Mutter, den man sich ausmalen kann; Madame de Chartres aber dachte nur noch daran, sich auf den Tod

vorzubereiten. Sie lebte noch zwei Tage, während welcher sie ihre Tochter, die das einzige Wesen war, an das sie sich gebunden fühlte, nicht mehr wiedersehen wollte.

Madame de Cleve war in äusserster Betrüb-  
nis; ihr Gatte verliess sie nicht, und sobald  
Madame de Chartres bestattet war, führte er  
sie auf das Land, um sie von dem Orte fern  
zu halten, der ihren Schmerz nur vergrössern  
konnte. Man sah nimmer einen lebhafteren,  
da Zärtlichkeit und Dankbarkeit ihn in erster  
Hinsicht verursachten. Das Gefühl, wie not-  
wendig sie ihrer Mutter bedurfte, um sich  
Monsieur de Nemours' zu erwehren, liess  
nicht zu, dass er geringer wurde. Sie war un-  
glücklich, zu einer Zeit auf sich selber an-  
gewiesen zu sein, wo sie so wenig Herrin  
ihrer Gefühle war und wo sie sich so sehn-  
lichst gewünscht hätte jemand zu haben,  
bei dem sie sich beklagen und der ihr Mut  
zusprechen konnte. Monsieur de Cleves Be-  
nehmen ihr gegenüber liess sie stärker als je  
empfinden, dass sie nichts an dem, was sie  
ihm schuldete, fehlen lassen dürfte. Sie be-  
zeugte ihm denn auch mehr Freundschaft  
und Zärtlichkeit, als sie es je getan hätte, und  
wollte nicht, dass er sie verliesse; war es ihr  
doch, als ob sie dadurch, dass sie ihn an sich  
fesselte, sich besser Monsieur de Nemours'  
erwehren könnte.

Der Prinz kam auf das Land, um Monsieur de Cleve zu sehen; er bot alles auf, um auch Madame de Cleve einen Besuch abstat-ten zu dürfen, jedoch sie wollte ihn nicht empfangen. Da sie genau fühlte, dass sie nicht umhin könnte, ihn liebenswert zu finden, hatte sie den festen Entschluss gefasst, ein Wiedersehn und alle Gelegenheiten dazu, die von ihr abhängig waren, zu vermeiden.

Monsieur de Cleve ging nach Paris zurück, um bei Hofe seinen Dienst zu tun, und versprach seiner Frau folgenden Morgens zurückzukommen; trotzdem kam er erst einen Tag später wieder. „Ich habe Sie gestern den ganzen Tag über zurückerwartet,“ sagte Madame de Cleve zu ihm, als er eintraf, „und muss Ihnen Vorwürfe machen, nicht zur versprochenen Zeit zurückgekommen zu sein. Sie wissen, könnte ich neuen Schmerz in meiner jetzigen Trübsal empfinden, so würde ihn Madame de Tournons Tod verursacht haben, welchen ich heute morgen erfuhr. Ich wäre auch traurig darüber, wenn ich sie nicht gekannt hätte; ist es doch sehr betrübend, dass eine junge und schöne Frau, wie sie es war, in zwei Tagen stirbt; und mehr noch, sie war eine der Frauen von Rang, die mir sehr gut gefiel und ebensoviel Klugheit wie Wert zu haben schien.“

„Es betrübt mich sehr nicht gestern zurückgekehrt zu sein,“ entgegnete Monsieur de Cleve, „aber ich musste notwendig einen Unglücklichen trösten, den ich unmöglich verlassen konnte. Um Madame de Tournon rate ich Ihnen nicht traurig zu sein, wenn Sie sie als eine kluge und Ihrer Schätzung würdige Frau bedauern!“ „Sie setzen mich in Erstaunen,“ sagte Madame de Cleve dawider, „denn ich habe Sie mehrere Male sagen hören, dass Sie keine Frau am Hofe höher achteten als sie!“ „Das ist wahr,“ entgegnete der Prinz, „aber Frauen sind unbegreiflich; und wenn ich alle betrachte, dann fühle ich mich so glücklich, Sie zu besitzen, dass ich mein Heil nicht genug preisen kann!“ „Sie schätzen mich mehr, als ich es verdiene,“ antwortete Madame de Cleve mit einem Seufzer, „es ist noch nicht an der Zeit, mich Ihrer wert zu finden. Erzählen Sie mir, ich bitte Sie herzlich, worin Sie Madame de Tournon enttäuscht hat!“ „Ich kenne sie seit langem,“ entgegnete er, „und weiss, dass sie den Grafen von Sancerre liebte, dem sie Hoffnungen auf eine Heirat machte.“ „Ich kann nicht glauben,“ unterbrach ihn Madame de Cleve, „dass Madame de Tournon nach der so aussergewöhnlichen Abneigung, die sie, seitdem sie Witwe wurde, der Ehe bezeigte, und nach den Erklärungen, die sie öffentlich ablegte,

sich niemals wieder zu verheiraten, in Monsieur de Sancerre Hoffnungen erweckt hat!“ „Wenn sie sie nur in ihm hervorgerufen hätte,“ fiel Monsieur de Cleve ein, „würde man sich nicht wundern, doch was das Überraschende ist, sie hat sie zur gleichen Zeit auch in Estouteville erregt. Ich will Ihnen die ganze Geschichte erzählen:

Sie wissen um die Freundschaft, welche mich mit Sancerre verbindet; er verliebte sich also, es mögen wohl zwei Jahre her sein, in Madame de Tournon und verhehlte es mir mit ebensoviel Sorgfalt wie aller Welt; ich dachte gar nicht daran, ihm zu misstrauen. Madame de Tournon schien noch untröstlich über ihres Mannes Tod zu sein und lebte in äusserster Zurückgezogenheit. Sancerres Schwester war das einzige Wesen, welches sie sah; und bei ihr verliebte er sich in sie.

Eines Abends war Schauspiel im Louvre, und man wartete noch auf den König und Madame de Valentino, um zu beginnen, als verkündet ward, dass sie unwohl sei und dass der König nicht komme. Man mutmasste wohl, hinter der Herzogin Unwohlsein verberge sich irgendein Zwist mit dem Könige: wissen wir doch, wie eifersüchtig er auf den Marschall von Brissac war, als er am Hofe weilte; aber der war ja seit einigen Tagen auf dem Wege nach Piemont und wir konn-

ten ihn nicht für die Ursach dieses Zwistes halten.

Als ich mit Sancerre sprach, trat Monsieur d'Anville in den Saal und sagte mir ganz leise, der König habe einen Kummer und eine Wut, dass er einem leid tun könne. Bei einer Versöhnung zwischen ihm und Madame de Valentinois vor einigen Tagen nach einem Streite, welcher den Marschall von Brissac als Ursach hatte, habe der König ihr einen Ring geschenkt und sie gebeten, ihn zu tragen. Während sie nun beim Anzuge beschäftigt war, um in das Schauspiel zu gehen, habe er bemerkt, dass sie diesen Ring nicht trüge, und sie um Aufklärung darüber gebeten; sie habe vorgegeben erstaunt zu sein, ihn nicht zu tragen, und ihn ihren Frauen abgefordert, die unglücklicherweise, oder weil sie schlecht unterrichtet waren, geantwortet hätten, ihn seit ungefähr vier oder fünf Tagen nicht gesehen zu haben.

Solange Zeit ist gerade der Marschall von Brissac unterwegs,“ fuhr Monsieur d'Anville fort, „der König war keinen Augenblick im Zweifel, dass sie ihn ihm geschenkt, als er ihr Lebewohl gesagte hatte. Dieser Gedanke entfachte all seine mühsam verhehlte Eifersucht zu solchem Brande, dass er sich gegen seine Gewohnheit hinreißen liess und sie mit Vorwürfen überhäufte. Er kehrte dann tief be-

kümmert in seine Gemächer zurück, und ich weiss nicht, ob er es mehr deswegen ist, weil sie seinen Ring geopfert hat, oder weil er fürchtet, ihr mit seinem Zorne missfallen zu haben!“

Sowie Monsieur d'Anville mit dieser Geschichte zu Ende war, näherte ich mich Sancerre, um sie ihn wissen zu lassen: ich erzählte sie ihm aber als ein Geheimnis, welches man mir eben anvertraut hatte und das ich ihm weiterzuerzählen verbot.

Kommenden Morgens ging ich zu zeitiger Stunde zu meiner Schwägerin und fand Madame de Tournon am Kopfende ihres Bettes; sie liebte Madame de Valentinois nicht, und wusste, dass meine Schwägerin keinen Grund hatte, sie zu loben. Sancerre war nach Beendigung des Schauspiels bei ihr gewesen und hatte ihr den Streit des Königs mit der Herzogin erzählt; Madame de Tournon war nun gekommen, um ihn meiner Schwägerin zu berichten, ohne zu wissen oder daran zu denken, dass ich der Quell war, aus dem ihr Geliebter geschöpft.

Sowie ich auf meine Schwägerin zutrat, sagte sie zu Madame de Tournon, dass man mir das eben Erzählte anvertrauen könne; und ohne Madame de Tournons Erlaubnis abzuwarten, berichtete sie mir Wort für Wort, was ich Sancerre am vorhergehenden Abend



gesagt hatte. Sie können sich denken, wie erstaunt ich war. Ich sah Madame de Tournon an, sie schien verwirrt zu sein. Ihre Verwirrung erweckte meinen Argwohn; ich hatte den Vorfall nur Sancerre erzählt, der mich beim Fortgehen aus dem Schauspiel verlassen hatte, ohne mir einen Grund anzugeben; es fiel mir ein, dass er Madame de Tournon in meiner Gegenwart sehr herausgestrichen hatte. All das öffnete mir die Augen; ich entdeckte mühelos, dass er eine Liebschaft mit ihr unterhielt und dass er sie gesehen, als er mich verlassen.

Und war so aufgebracht, wie ich merkte, dass er mir dies Abenteuer verheimlichte, dass ich mancherlei äusserte, was Madame de Tournon die begangene Unklugheit bereuen lassen musste. Leitete sie an ihren Wagen und versicherte ihr beim Weggehen, ich sei auf das Glück dessen neidisch, der ihr den Streit zwischen dem Könige und der Herzogin von Valentinois mitgeteilt habe.

Zur selbigen Stunde suchte ich Sancerre auf und machte ihm Vorwürfe. Erklärte ihm auch, dass ich um seine Neigung zu Madame de Tournon wüsste, ohne ihm zu sagen, wie ich sie enthüllt hatte. Er sah sich zu einem Geständnis mir gegenüber gezwungen. Ich erzählte ihm dann, wie ich sie in Erfahrung gebracht hatte, und er berichtete mir ganz

ausführlich von ihrem Abenteuer. Und sagte mir ferner, dass sie, obwohl er der jüngste seines Hauses und kaum jemals auf eine gute Heirat Anspruch machen könnte, doch willens wäre, ihn zu heiraten. Man konnte nicht überraschter sein, als ich es war. Ich riet Sancerre noch, den Abschluss seiner Heirat zu beeilen, auch solle er vor einer Frau auf der Hut sein, welche die Gabe besässe, in den Augen der Welt eine Rolle spielen zu können, die mit der Wahrheit nicht im Einklang stände. Er sagte mir, dass sie wirklich sehr niedergebeugt gewesen wäre, doch habe ihre zu ihm gefasste Neigung diese Trauer überwunden; aber sie könne nicht auf einmal eine solch grosse Veränderung eintreten lassen. Auch gab er mir noch mehrere andere Gründe zu ihrer Entschuldigung an, die mir bewiesen, wie verliebt er in sie war. Er versicherte mir auf das bestimmteste, sie würde dareinwilligen, dass ich um die Liebe wüsste, die er für sie empfand, zumal sie selber es ja war, die sie mich gelehrt hatte. Und brachte es wahrhaftig, wenn auch mit Mühe, soweit; und ich genoss in der Folgezeit ihr ganzes Vertrauen.

Niemals sah ich ein Weib, welches sich ihrem Liebhaber gegenüber rücksichtsvoller und ehrbarer benahm; trotzdem war ich stets empört über ihre Trauer nach aussen

hin. Sancerre war so verliebt und zufrieden mit der Weise, die sie gegen ihn ansetzte, dass er sie fast nicht zur Hochzeit zu drängen wagte aus Furcht, sie könne glauben, er liebe sie mehr aus Eigennutz als wahrer Liebe. Er sprach oftmals mit ihr darüber, und sie schien entschlossen zu sein, ihn zu heiraten; begann sogar die Zurückgezogenheit, in der sie lebte, aufzugeben und sich wieder vor der Welt zu zeigen. Und sie kam zu meiner Schwägerin zu den Stunden, wo sich ein Teil des Hofes bei ihr einfindet. Sancerre kam sehr selten dorthin; die aber, welche alle Abende dort waren und sie oft sahen, fanden sie sehr liebenswürdig.

Wenige Zeit, nachdem sie ihre Einsamkeit aufzugeben begann, glaubte Sancerre, einige Kälte in der Liebe, die sie für ihn hegte, zu spüren. Er sprach mehrere Male mit mir darüber, ohne dass ich seine Klagen berechtigt fand; doch wie er mir schliesslich sagte, dass sie die Hochzeit, statt sie zu beschleunigen, verschiebe, begann auch ich zu glauben, seine Unruhe sei nicht völlig grundlos. Und antwortete ihm, wenn sich Madame de Tournons Leidenschaft nach zweijähriger Dauer vermindere, dürfe er sich nicht darüber wundern; selbst wenn sie, ohne sich vermindert zu haben, nicht stark genug wäre, um sie zu bestimmen ihn zu heiraten, so dürfe er sich

nicht darüber beklagen; diese Heirat würde ihr in der Menschen Augen sehr viel schaden, nicht nur, weil er keine gute Partie für sie wäre, sondern um des Nachtheils willen, welchen sie an ihren guten Ruf davontrüge; alles, was er wünschen könne, sei, dass sie ihn nicht hintergehe und ihm keine eitlen Hoffnungen mache. Ich sagte ihm noch, wenn sie nicht die Kraft hätte, ihn zu heiraten, oder wenn sie ihm gestände, einen anderen zu lieben, solle er sich nicht erzürnen noch sich beklagen, sondern müsse ihr Achtung und Dankbarkeit bewahren.

„Ich gebe Ihnen diesen Rat,“ sprach ich zu ihm, „den ich selber befolgen würde: denn Aufrichtigkeit rührt mich in solch -hohem Masse, dass ich, glaube ich, wenn meine Geliebte oder selbst meine Frau mir anvertraute, dass sie einen anderen liebte, darüber betrübt sein würde ohne bitter zu werden. Und würde die Rolle des Geliebten oder Gatten aufgeben, um ihr zu raten und sie zu trösten!“

Solche Worte liessen Madame de Cleve erröten; sie fand eine gewisse Gleichheit mit ihrem Zustande, welches sie überraschte und eine Verwirrung in ihr erzeugte, von der sie sich lange nicht freimachen konnte.

„Sancerre sprach mit Madame de Tournon,“ fuhr Monsieur de Cleve fort, „und sagte ihr alles, was ich ihm geraten hatte; sie aber

versicherte ihn so ernsthaft des Gegenteils und schien so beleidigt über seinen Argwohn zu sein, dass er ihn sich gänzlich aus dem Sinne schlug. Sie setzte dann ihre Hochzeit auf eine Zeit nach einer Reise fest, die er geplant hatte und welche ziemlich lange währen musste. Doch führte sie sich so wohl bis zu seiner Abreise auf und zeigte sich bei ihr so betrübt, dass ich ebensogut wie er glaubte, sie habe ihn wirklich lieb. Er reiste vor ungefähr drei Monaten ab: während seines Fernseins sah ich Madame de Tournon wenig; Sie nahmen mich völlig in Anspruch und ich wusste nur, dass Sancerre bald zurückkommen musste.

Bei meiner Ankunft in Paris, vorgestern, hörte ich, dass sie gestorben sei. Ich liess sogleich bei ihm anfragen, ob man wohl Nachrichten von ihm habe; man teilte mir mit, er sei seit dem Vorabend zurück, welcher gerade Madame de Tournons Todestag war. Zur selbigen Stunde noch eilte ich zu ihm, da ich mir seinen Zustand ausmalen konnte; doch sein Schmerz übertraf noch all meine Erwartungen.

Nimmer sah ich eine tiefere und aufrichtigeren Betrübnis. Im Augenblick, wo er mich erblickte, umarmte er mich ganz in Tränen aufgelöst. „Ich werde sie nicht mehr sehen,“ sprach er zu mir, „ich werde sie nicht mehr

sehen, sie ist tot; ich war ihrer nicht wert; doch ich will ihr bald nachfolgen!“

Hierauf schwieg er; aber dann von Zeit zu Zeit wiederholte er immer: „Sie ist tot, ich werde sie nicht mehr sehen!“ Und brach wieder in Klagen und Tränen aus und verharrte so wie ein Mensch, der bar jeder Vernunft ist. Und sagte mir, er habe während seiner Abwesenheit nicht allzu viele Briefe von ihr erhalten, doch sei er nicht verwundert darüber gewesen, da er sie kannte und wusste, welcher Unruhe sie ihre Briefe aussetzten. Er zweifelte nicht, dass sie ihn nach seiner Rückkunft geheiratet hätte, und sah in ihr das treueste und liebenswerteste Wesen, das jemals gelebt. Er glaubte sich innig geliebt und verlor sie in einem Augenblick, wo er sich für immer mit ihr zu vereinigen gedachte. All diese Gedanken versenkten ihn in einen grimmen Schmerz, der ihn gänzlich niederwarf. Ich muss gestehen, ich konnte nicht darum hin, tief bewegt darüber zu sein.

Dessenungeachtet sah ich mich gezwungen ihn zu verlassen, um zum Könige zu gehen; ich hatte ihm versprochen, bald wiederzukommen. Und kam in der Tat zurück und war niemals überraschter, als ich ihn gänzlich anders wie beim Weggehen vorfand. Mit zornigem Gesichte stand er in seinem Zimmer

und ging auf und ab, und blieb stehen, wie wenn er von Sinnen wäre. „Kommen Sie, kommen Sie,“ rief er mir zu, „sehen Sie den verzweifeltsten aller Menschen auf dem Erdboden: ich bin tausendmal unglücklicher, als ich es vorher war, denn was ich soeben über Madame de Tournon hörte, ist schlimmer als der Tod!“

Ich glaubte, der Schmerz habe ihn völlig verwirrt, und konnte mir nicht denken, dass es etwas Schlimmeres zu sagen gäbe, als dass eine Geliebte, die man lieb hat und die einen wieder liebt, gestorben sei. Und sagte ihm, sein Schmerz müsse Grenzen haben, ich hätte ihn gebilligt und an ihm teilgenommen; doch würde ich ihn nicht mehr bedauern, wenn er sich der Verzweiflung überliesse und sich um die Vernunft brächte. „Ich wäre selig, hätte ich sie und das Leben verloren,“ schrie er auf, „Madame de Tournon war mir untreu und ich erfuhr ihre Untreue und ihren Verrat am gleichen Morgen, wo ich um ihren Tod hörte, zu einer Zeit, wo meine Seele von dem lebhaftesten Schmerze und der süssesten Liebe erfüllt ist, die man jemals gefühlt hat. In einem Augenblick, wo sie in meinem Herzen und vor meinem Auge als das vollkommenste Wesen dasteht, welches je war, erfuhr ich, dass ich getäuscht bin und dass sie meine Tränen nicht verdient. Indessen fühle ich den-

selben Kummer um ihren Tod, wie wenn sie mir Treue gehalten hätte, und fühle ihre Treulosigkeit, wie wenn sie nicht tot wäre. Hätte ich ihren Sinneswechsel vor ihrem Tode erfahren, würden mich Eifersucht, Zorn, Wut beseelt und mich irgendwie gegen den Schmerz um ihren Verlust verhärtet haben, nun aber schwebe ich in einem Zustande, in dem ich weder Trost finden noch sie hassen kann!“ Sie können sich denken, wie mich Sancerres Worte überraschten; und ich fragte ihn, wie er erfahren habe, was er mir eben gesagt. Da erzählte er mir denn, dass einen Augenblick, nachdem ich sein Zimmer verlassen hätte, Estouteville zu ihm gekommen wäre, der, obwohl er sein guter Freund war, doch nichts von seiner Liebe zu Madame de Tournon wusste. Sobald er Platz genommen, habe er zu weinen begonnen und ihm gesagt, er bitte um Verzeihung, wenn er ihm vorher verborgen hätte, was er ihm nun offenbaren wolle, und bitte ihn, Mitleid mit ihm zu haben; er wolle ihm sein Herz eröffnen; er sähe Madame de Tournons Tod zufolge den betrübtesten Mann der Welt in ihm.

„Dieser Name“, fuhr Sancerre fort, „überraschte mich solcherart, dass ich nicht die Kraft zu reden hatte, obwohl mein erster Antrieb war, ihm zuzuschreien, ich sei noch betrübter als er darüber. Er fuhr fort und sagte



mir, dass er seit sechs Monden in sie verliebt gewesen sei und es mir immer habe gestehen wollen, doch sie hätte es ihm nachdrücklich und mit solcher Bestimmtheit verboten, dass er es nicht gewagt habe, ihr ungehorsam zu sein. Er habe ihr beinahe zur gleichen Zeit, als er sich in sie verliebt, gefallen; sie hätten ihre Liebe vor jedermann geheimgehalten; niemals sei er öffentlich bei ihr gewesen, er habe das Vergnügen genossen, sie über ihres Gatten Tod zu trösten, und kurz, sie habe ihn zu der Zeit, wo sie gestorben sei, heiraten wollen. Diese Heirat aber, welche eine Folge der Neigung war, würde als eine Handlung der Pflicht und des Gehorsams dagestanden haben, denn sie hätte ihren Vater beredet, dass er ihr befehlen sollte, ihn zu heiraten, damit sich kein zu grosser Wandel in ihrem Benehmen bemerkbar machte, aus dem hervorgegangen wäre, dass sie sich nicht wieder zu verheiraten beabsichtige.“

„Solange Estouteville mir erzählte,“ fuhr Sancerre fort, „hatte ich seinen Worten Glauben beigemessen, weil ich sie für wahrscheinlich hielt, und die Zeit, wo er nach seinen Worten Madame de Tournon zu lieben begonnen hatte, genau die ist, wo mir ein Wechsel an ihr auffiel; doch einen Augenblick später hielt ich ihn für einen Lügner oder mindestens für einen Schwärmer. Ich war willens

ihm das zu sagen; ich wollte volle Gewissheit haben, ich fragte ihn; liess auch einigen Zweifel durchblicken. Als ich endlich alles aufgeboten hatte, um mich meines Unglücks zu versichern, fragte er mich, ob ich Madame Tournons Schriftzüge kenne. Und legte mir vier ihrer Briefe und ihr Bild auf das Bett; in diesem Augenblick kam mein Bruder. Estoutevilles Antlitz war so von Tränen gerötet, dass er sich gezwungen sah fortzugehen, um sich so nicht blicken zu lassen. Er rief mir noch zu, er wolle abends wiederkommen, um das bei mir Zurückbleibende abzuholen; ich aber vertrieb meinen Bruder unter dem Vorwande elend zu sein voller Ungeduld, die Briefe anzusehen, welche man mir gelassen hatte. Und hoffte etwas in ihnen zu lesen, was mich nicht von allen soeben von Estouteville geäusserten Dingen überzeugte. Doch weh, was las ich da. Welche Zärtlichkeiten, welche Reden, welche Heiratsversprechen, welche Briefe! Niemals hatte sie mir ähnliche geschrieben. „Also“, fügte er hinzu, „erlitt ich auf einmal den Schmerz des Todes und den der Untreue; das sind zwei Übel, die man oft miteinander vergleicht, die aber nimmer zu gleicher Zeit von ein und demselben Menschen gefühlt werden. Ich gestehe zu meiner Schande ein, ich litt stärker unter ihrem Verluste als unter ihrer Sinnesänderung; ich

konnte sie nicht schuldig genug finden, um ihrem Tode zuzustimmen. Wenn sie lebte, würde ich die Freude haben ihr Vorwürfe machen und mich rächen zu können, indem ich sie ihrer Ungerechtigkeit ziehe. Doch ich werde sie nicht mehr sehen,“ schloss er, „werde sie nicht mehr sehen, das ist aller Übel grösstes. Selig wäre ich, könnte ich ihr mit meinem Leben ihres wiedergeben. Welch ein Wunsch! Käme sie zurück, würde sie für Estouteville leben. Gestern war ich glücklich,“ schrie er auf, „wie glücklich war ich; ich war der betrübteste Mensch auf dem Erdboden, doch mein Trübsal hatte Vernunft und es war ein süsser Gedanke, mich niemals trösten zu können; heute sind alle meine Gefühle töricht. Ich zahle einer Leidenschaft, die sie mir heuchelte, denselben Zins des Schmerzes, welchen ich einer wahren Liebe schuldig zu sein glaubte. Und kann mich weder rächen, noch ihre Erinnerungen lieben; kann mich nicht trösten, nicht betrüben. Sorgen Sie wenigstens dafür,“ rief er mir zu, indem er sich plötzlich nach mir umwandte, „ich beschwöre Sie, dass ich Estouteville nimmer wiedersehe; allein sein Name bereitet mir Abscheu. Ich weiss wohl, ich habe keinen Grund mich über ihn zu beklagen, es ist meine Schuld, ihm verborgen zu haben, dass ich Madame de Tournon liebte; hätte er es ge-

wusst, würde er sich vielleicht nicht in sie verliebt haben und sie mir nicht untreu geworden sein. Er kam zu mir, um mir seinen Gram anzuvertrauen, er tut mir leid. Ach, mit Recht,“ rief er aus, „er liebte Madame de Tournon, er wurde von ihr wiedergeliebt; ich fühle trotz alledem, ich könnte nicht darum hin ihn zu hassen. Und noch einmal, ich flehe Sie an, richten Sie es ein, dass ich ihn nicht sehe!“

Sancerre hub dann von neuem an zu weinen und Madame de Tournon zu beklagen, zu ihr zu sprechen und ihr die zärtlichsten Dinge der Welt zu sagen. Dann fiel er wieder in seinen Hass zurück, in Klagen, Vorwürfe, und Verwünschungen gegen sie. Als ich ihn in solch aufgeregtem Zustande sah, erkannte ich nur zu gut, dass ich einiger Hilfe bedurfte, um sein Gemüt zu beruhigen; und Hess seinen Bruder rufen, den ich soeben beim Könige zurückgelassen hatte. Ging ihm bis ins Vorzimmer entgegen, um ihm, ehe er eintrat, den Zustand zu schildern, in welchem Sancerre sich befand. Wir gaben Auftrag Estouville abzuweisen und wendeten einen Teil der Nacht an, um seine Vernunft wieder in geregelte Bahnen zurückzulenken. Heute morgen fand ich ihn noch trostloser; sein Bruder ist bei ihm geblieben und ich kehrte zu Ihnen zurück!“

„Meine Überraschung kennt keine Grenzen,“ hub Madame de Cleve an, „ich hielt Madame de Tournon der Liebe und des Betrugs für unfähig!“ „List und Heuchelei“, fuhr Monsieur de Cleve fort, „können nicht weitergehen wie bei ihr. Bedenken Sie, als Sancerre glaubte, dass sie sich gegen ihn geändert habe, hatte sie es wirklich getan und Estouteville zu lieben begonnen. Sie sagte letzterem, er tröste sie über den Tod ihres Gatten und sei die Ursach, dass sie die äusserste Zurückgezogenheit aufgäbe, und Sancerre schien sie es zu tun, weil wir der Ansicht waren, sie dürfe nicht ihre Trübsal länger äussern. Sie machte Estouteville gegenüber geltend, ihre Absicht verbergen zu wollen und zur Hochzeit durch den Willen ihres Vaters gezwungen zu werden, wie wenn sie Sorge um ihre Ehre trüge; und tat es einzig, um Sancerre verlassen zu können, ohne dass er Ursach sich zu beklagen hätte. Ich muss nach Paris zurückkehren,“ fuhr Monsieur de Cleve fort, „um den Unglücklichen zu besuchen, und ich glaube, auch Sie müssen wieder dorthin zurückkehren. Es tut not, dass Sie wieder Menschen sehen und die Unzahl von Besuchen aufnehmen, von denen Sie sich nicht gut freimachen können!“

Madame de Cleve willigte in die Rückkehr ein und kam folgenden Tags wieder in Paris an. Sie war beruhigter über Monsieur de Nemours

als sie es vorher gewesen; alles, was ihr Madame de Chartres vor ihrem Ableben gesagt, hatte ihre Gefühle zurückgehalten, so dass sie den Glauben hegte, sie seien gänzlich erstickt.

Selbigen Abends noch, als sie angekommen war, suchte Madame la Dauphine sie auf; und nachdem diese ihr den Anteil, den sie an ihrem Verlust genommen, bezeugt hatte, sagte sie zu ihr, um sie von diesem traurigen Gedanken abzulenken, wolle sie sie von allem unterrichten, was sich während ihrer Abwesenheit am Hofe ereignet habe, und begann ihr darauf mehreres ganz im einzelnen zu erzählen. „Doch, was ich Ihnen zu erzählen besonders grosse Lust habe, ist, dass Monsieur de Nemours wahrlich leidenschaftlich verliebt ist; und nicht einmal seinen besten Freunden hat er sich anvertraut und sie können nicht erraten, wen er liebt. Indessen ist diese Liebe stark genug, ihn gleichgültig gegen alles zu machen, oder besser gesagt ihn die Hoffnungen auf eine Krone aufgeben zu lassen!“

Madame la Dauphine erzählte darauf, was sich in England abgespielt hatte. „Ich habe, was ich Ihnen eben sagte,“ fuhr sie fort, „von Monsieur d'Anville erfahren; er hat mir heute morgen erzählt, dass der König Monsieur de Nemours gestern abend auf Lignerolles Briefe hin habe rufen lassen; dieser bäte nämlich, man möge seine Rückkehr befehlen, da er

Monsieur de Nemours' Verzögern bei der Königin von England nicht mehr verantworten könne, welche sich darüber beleidigt zu fühlen begönne; wenn sie auch keine bestimmte Zusage gegeben habe, so seien von ihrer Seite doch genug Zugeständnisse gemacht worden, um eine Reise wagen zu dürfen. Der König las Monsieur de Nemours diesen Brief vor, der aber, statt wie er anfangs getan hatte, ernsthaft darüber zu reden, lachte und scherzte und machte sich nur über Lignerolles Hoffnungen lustig. ‚Ganz Europa‘, sagte er, ‚würde seine Torheit verurteilen, wenn er es wagte, als vermeintlicher Gatte der Königin nach England zu gehen, ohne des Erfolges versichert zu sein. Es scheint mir auch,‘ fuhr er fort, ‚dass ich meine Zeit schlecht anwende, wenn ich jetzt die Reise unternehme, wo der König von Spanien solch grosse Anstrengungen macht, die Königin zu heiraten. Er würde vielleicht kein gefährlicher Nebenbuhler bei einem Liebeshandel sein, doch ich glaube nicht, und Eure Majestät werden mir sicherlich nicht dazu raten, dass ich mich bei einer Heirat mit ihm messen darf!‘, Ich würde Ihnen nicht dazu raten,‘ entgegnete der König, ‚aber Sie haben sich nicht mit ihm zu streiten, weiss ich doch, dass etwas anderes angeknüpft ist; und wäre dies auch nicht der Fall, so hatte sich die Königin Maria doch zu

schlecht unter das spanische Joch gefügt, als dass man glauben könnte, ihre Schwester freie ihren Witwer und lasse sich durch den Glanz verblenden, so grosse Kronen miteinander verknüpft zu sehen!‘ ,Wenn sie sich nicht dadurch blenden lässt,‘ sagte Monsieur de Nemours dawider, ,so ist es augenscheinlich, dass sie sich durch Liebe glücklich wissen will. Sie hat den Mylord Courtenay geliebt, es mögen wohl einige Jahre darüber vergangen sein. Er wurde auch von der Königin Maria geliebt, die ihn in Übereinstimmung mit ganz England geheiratet hätte, hätte sie ihn dazu zu bewegen vermocht; aber die Jugend und die Schönheit ihrer Schwester Elisabeth rührten ihn mehr als die Hoffnung auf Herrschaft. Eure Majestät wissen, dass Maria die heftige Eifersucht, welche daraus erwuchs, bestimmte, beide gefangen setzen zu lassen, den Mylord von Courtenay später zu verbannen und schliesslich den spanischen König zu heiraten. Ich glaube, dass Elisabeth, die nunmehr auf dem Throne sitzt, sehr bald den Mylord zurückrufen und einen Mann, welcher so liebenswert ist und soviel um ihretwillen erduldet hat, eher als einen andern wählen wird, den sie niemals sah!‘ ,Ich müsste auch Ihrer Meinung sein,‘ entgegnete der König, ,wenn Courtenay noch lebte, doch weiss ich seit einigen Tagen, dass er in Padua,



wohin er verwiesen ward, gestorben ist. Ich sehe wohl,‘ endigte er, indem er sich von Monsieur de Nemours abwandte, ‚man wird ihre Hochzeit so ins Werk setzen müssen, wie man die Monsieur le Dauphins schliessen würde und die Königin von England durch Gesandte heiraten lassen!‘

„Monsieur d’Anville und der Vizedom von Chartres, die zusammen mit Monsieur de Nemours beim Könige waren, sind überzeugt, dass ihn die Liebe, welche ihn ausfüllt, von einem so grossen Vorhaben abhielt. Der Vizedom, der ihn besser als irgend wer kennt, hat zu Madame de Martigny gesagt, der Prinz sei derartig verändert, dass man ihn nicht wiedererkenne. Und was ihn am meisten verwundere, sei, ihn weder in irgendeinen Handel verwickelt, noch zu irgendwelcher geheimen Stunde sein Haus verlassen zu sehen, und daraus schliesst er, dass er nicht im Einverständnis mit der geliebten Dame stünde, und dass Monsieur de Nemours deswegen nicht zugeben will, in ein Weib verliebt zu sein, das seine Liebe nicht erwidere.

Welch ein Gift für Madame de Cleve war dieses Gespräch mit Madame la Dauphine! Musste sie sich nicht als das Wesen wiedererkennen, dessen Namen man nicht wusste? Musste sie nicht von Dankbarkeit und Zärtlichkeit erfüllt sein, da sie auf einem Wege,

der ihr nicht verdächtig sein konnte, hörte, dass der Prinz, welcher bereits ihr Herz rührte, seine Neigung aller Welt verbarg und aus Liebe zu ihr die Aussichten auf eine Krone hintansetzte! Man kann sich nicht vorstellen, was sie fühlte und Welch ein Sturm sich in ihrer Seele erhob. Hätte Madame la Dauphine sie mit Aufmerksamkeit betrachtet, würde sie leicht bemerkt haben, dass ihr die eben erzählten Dinge nicht gleichgültig waren; doch da sie die Wahrheit nicht vermutete, fuhr sie arglos in ihrer Rede fort. „Monsieur d'Anville,“ erzählte sie weiter, „der, wie ich Ihnen sagte, mir all diese Einzelheiten mittheilte, glaubt mich besser unterrichtet als sich selbst, und hat eine so hohe Meinung von meinen Reizen, dass er überzeugt ist, ich sei die einzige Dame, die solch grosse Umwandlungen in Monsieur de Nemours hervorbringen könne!“

Die letzten Worte von Madame la Dauphine verursachten Madame de Cleve eine andere Art Verwirrung, wie die, welche sie einige Augenblicke vorher gehabt hatte. „Ich würde leichthin Monsieur d'Anvilles Meinung sein,“ antwortete sie; „es spricht sehr viel dafür, Madame, dass es sich um keine geringere Fürstin als Sie handeln kann, wenn man die Königin von England ausschlägt!“ „Ich würde es Ihnen anvertrauen, wenn ich

es wüsste,“ antwortete Madame la Dauphine, „und ich wüsste es, wenn es wahr wäre. Derartige Leidenschaften entgehen den Blickenderer, die sie hervorrufen, nicht: sie bemerken sie zuerst. Monsieur de Nemours hat mir immer nur oberflächliche Liebenswürdigkeiten bezeigt; trotz alledem ist sein Benehmen mir gegenüber heute ein so ganz anderes wie in früheren Zeiten, dass ich Ihnen nur entgegen kann, ich verursache seine Gleichgültigkeit gegen Englands Krone nicht!“

„Ich verplaudere mich mit Ihnen,“ schloss Madame la Dauphine, „denn ich erinnere mich, dass ich zu Madame Elisabeth gehen muss. Sie wissen, dass der Friede beinahe geschlossen ist; was sie aber nicht ahnen, ist, dass der König von Spanien jeden Artikel nur unter der Bedingung gelten lassen will, dass er die Prinzessin an Stelle seines Sohnes, des Infanten Don Carlos, zur Ehe bekommt. Nur mit Mühe hat sich der König entschliessen können, dem zuzustimmen; endlich hat er eingewilligt und ist soeben zu Madame gegangen, um ihr die Neuigkeit zu melden. Sie wird, glaube ich, untröstlich sein; es ist wahrlich nicht angenehm, einen alten Mann und noch dazu von der Laune des Spanierkönigs heiraten zu müssen, insonderheit für sie, die alle Munterkeit besitzt, welche die erste Jugend, die sich mit Schönheit paart,

hervorzaubert; auch rechnete sie darauf, einen jungen Prinzen zu heiraten, für den sie, ohne ihn gesehen zu haben, eine Neigung fasste. Ich weiss nicht, ob der König sie so gehorsam finden wird, wie er es wünscht; er hat mir aufgetragen, sie zu besuchen, da er weiss, dass sie mich liebt, und glaubt, ich hätte einen Einfluss auf ihr Gemüt. Darnach werde ich einen anderen, diesem sehr unähnlichen Besuch machen; ich will mich mit Madame, des Königs Schwester, freuen. Alle Abmachungen für ihre Heirat mit dem Gebieter von Savoyen sind getroffen, sie wird in kurzer Zeit hier stattfinden. Niemals ist eine Frau in den Jahren dieser Fürstin so herzlich froh, sich zu verheiraten, gewesen. Schöner und stattlicher wird der Hof sein, als man ihn jemals gesehen, und trotz ihrer Trauer müssen Sie kommen, um uns den Fremden zeigen zu helfen, dass wir keine mittelmässigen Schönheiten aufzuweisen haben!“

Nach solchen Worten verliess Madame la Dauphine Madame de Cleve und kommenden Morgens ward Madame Elisabeths Heirat allgemein bekanntgegeben.

Am anderen Tage suchten der König und die Königinnen Madame de Cleve auf. Monsieur de Nemours, welcher ihre Rückkehr mit lebhafter Ungeduld erwartet hatte und der ohne Zeugen mit ihr zu reden wünschte,

wartete, um zu ihr zu gehen, die Stunde ab, wo sie alle Welt verlassen und der Voraussicht nach niemand mehr kommen würde. Sein Vorhaben glückte, er kam an, als die letzten Besucher sie verliessen.

Die Prinzessin lag zu Bett, es war warm und Monsieur de Nemours' Anblick sorgte dafür, ihr eine Röthe zu geben, welche ihre Schönheit nicht verringerte. Er setzte sich mit jener Furcht und Zaghaftigkeit, welche echte Leidenschaften einflössen, ihr gegenüber nieder. Und verharrte so einige Zeit, ohne sprechen zu können. Madame de Cleve war nicht weniger betreten, so dass sie eine ziemlich geraume Zeit schweigend zubrachten.

Endlich begann Monsieur de Nemours zu sprechen und sagte ihr teilnehmende Worte über ihren Schmerz; Madame de Cleve war froh, eine Unterhaltung über diesen Gegenstand angeknüpft zu sehen, und sprach ziemlich lange von dem Verlust, den sie erlitten hatte; und schliesslich sagte sie, wenn sich die Grösse ihres Schmerzes auch mit der Zeit verringern möchte, bliebe doch immer ein so tiefer Eindruck in ihr nach, dass sich ihr Gemüt dadurch ändern würde. „Grosser Kummer und wilde Leidenschaften“, entgegnete Monsieur de Nemours, „verursachen grosse Gemütswechsel; ich für meine Person kenne mich seit meiner Rückkehr aus Flandern

nicht wieder. Viele Leute haben um diese Veränderung gemerkt, und sogar Madame la Dauphine sprach noch gestern mit mir darüber!“ „Sie hat sie wahrlich bemerkt,“ entgegnete Madame de Cleve, „und ich habe sie, glaube ich, irgendwie darüber reden hören!“ „Ich bin nicht ärgerlich, Madame,“ erwiderte Monsieur de Nemours, „dass sie sie wahrgenommen hat; aber ich wünschte, sie wäre nicht die einzige, die sie bemerkte. Es gibt Damen, denen man keine anderen Beweise der Liebe, die man für sie hegt, zu geben wagt, als durch Dinge, die sie gar nicht beachten; und da man nicht wagt, ihnen erkennen zu geben, dass man sie liebt, so wünscht man wenigstens, dass sie sehen, wie man von niemand anderem geliebt sein will. Man wünscht, dass sie wissen, dass es keine Schönheit, welchen Ranges sie auch immer sein möchte, gibt, die man nicht gleichgültig betrachtet; dass es keine Krone gibt, die man um den Preis, sie niemals zu sehen, kaufen möchte. Gewöhnlich beurteilen die Frauen,“ fuhr er fort, „die Leidenschaft, die man für sie hegt, nach dem Eifer, den man bezeigt, ihnen zu gefallen und sie aufzusuchen; das ist aber nicht schwer, sofern sie nur irgendwie liebenswert sind; schwierig ist, sich das Vergnügen, ihnen zu folgen, entsagen zu müssen, sie zu meiden, weil man fürchtet,

der Oeffentlichkeit und gar ihnen selbst die Gefühle, die man für sie hegt, sichtbar werden zu lassen; und noch besser offenbart sich eine wahrhafte Liebe, wenn man ein ganz anderer Mensch als in früherer Zeit wird, und keinen Ehrgeiz, kein Vergnügen mehr kennt, nachdem man sich sein ganzes Leben lang mit dem einen und dem anderen abgegeben hat!“

Madame de Cleve begriff unschwer, welchen Anteil sie an diesen Worten hatte. Es schien ihr, als ob sie sie beantworten und sie nicht zugeben müsse. Auch schien es ihr, als ob sie sie weder verstehen noch zu erkennen geben dürfe, dass sie sie auf sich bezöge. Sie glaubte sprechen zu müssen und glaubte auch nicht sprechen zu müssen. Monsieur de Nemours' Rede gefiel ihr und verletzte sie fast gleichzeitig: sie sah in ihr die Bekräftigung dessen, was er Madame la Dauphine hatte vermuten lassen; und sie gewährte nur zu deutlich einige Zeichen von Liebe und Achtung, aber auch von Galanterie und Keckheit in ihnen. Ihre Zuneigung zu dem Prinzen verursachte ihr eine Verwirrung, der sie nicht mehr gebieten konnte. Die undeutlichsten Worte eines Mannes, der gefällt, erregen grössere Unruhe als die offenen Erklärungen eines ungeliebten Mannes. Sie verharrte daher ohne Antwort und Monsieur de Nemours würde vielleicht

ihr Stillschweigen als kein ungünstiges Vorzeichen betrachtet haben, wenn nicht Monsieur de Cleves Ankunft seine Unterredung und seinen Besuch beendigt hätte.

Der Prinz wollte seiner Frau Neuigkeiten von Sancerre mitteilen, aber sie bezeigte sich wenig neugierig auf die Fortsetzung dieses Abenteuers. Sie war so von dem ihr eben Begegneten in Anspruch genommen, dass sie kaum die Zerstreutheit ihrer Gedanken verbergen konnte. Als sie ungestört darüber nachsann, sah sie nur allzu klar, dass sie sich getäuscht hatte, als sie glaubte, Monsieur de Nemours sei ihr nun gleichgültig geworden. Was er ihr gesagt hatte, machte völlig den Eindruck auf sie, den er nur wünschen konnte, und hatte sie gänzlich von seiner Neigung überzeugt. Die Handlungen des Prinzen stimmten nur zu genau mit seinen Reden überein, als dass sie der Prinzessin irgendeinen Zweifel liessen. Sie schmeichelte sich nicht mehr mit der Hoffnung, ihn nicht zu lieben, sie sann einzig darauf, ihm niemals einen Beweis davon zu geben. Dies war ein schwieriges Unternehmen, dessen Mühen sie bereits kannte; sie wusste, die einzige Möglichkeit erfolgreich darin zu sein war, die Gegenwart des Prinzen zu meiden; und da ihr die Trauer Grund bot, zurückgezogener als gewöhnlich zu leben, bediente sie sich dieses Vorwandes, um nicht



mehr an Orte zu gehen, wo sie ihn treffen konnte. Sie lebte in einer tiefen Betrübniß; der Tod ihrer Mutter schien sie zu verursachen und man suchte nach keinen anderen Gründen.

Monsieur de Nemours war verzweifelt, sie fast niemals zu sehen; und da er wusste, dass er sie in keiner Gesellschaft und bei keinem der Vergnügungen, an denen der Hof theilnahm, finden würde, konnte er sich nicht entschliessen, sich dort sehen zu lassen. Und heuchelte eine grosse Vorliebe für die Jagd und ging dieser Lustbarkeit an den nämlichen Tagen nach, wo Gesellschaften bei den Königinnen stattfanden. Eine leichte Erkrankung diente ihm einige Zeit zum Vorwande, zu Hause zu bleiben und zu vermeiden, immer dorthin gehn zu müssen, wo er Madame de Cleve seinem Wissen nach nicht treffen konnte.

Monsieur de Cleve erkrankte beinahe zur gleichen Zeit. Während seiner Krankheit verliess Madame de Cleve sein Gemach nicht; als er sich aber wieder wohler fühlte, sah er alle Welt bei sich, und unter anderem auch Monsieur de Nemours, der unter dem Vorgeben, noch schwach zu sein, den grössten Theil des Tages bei ihm zubrachte. Madame fühlte, dass sie nicht mehr dort bleiben dürfte, dennoch hatte sie bei den ersten Malen, die er dorthin kam, nicht die Kraft, sich zu ent-

fernen. Es war zu lange her, dass sie ihn gesehen hatte, um sich entschliessen zu können, ihn nicht sehn zu wollen. Der Fürst fand Mittel und Wege, ihr in scheinbar ganz allgemeinen Gesprächen, die sie nichtsdestoweniger verstand, weil sie sich auf die früher gesagten Dinge bezogen, einzugestehen, dass er zur Jagd ginge, um zu träumen, dass er an keinen Vergnügungen theilnähme, weil sie dort nicht zu treffen wäre.

Endlich führte sie ihren Entschluss aus, von ihrem Manne fortzugehen, wenn er dort war, doch musste sie jedesmal ihre ganze Kraft dazu aufbieten. Der Fürst merkte, dass sie ihn floh und wurde darüber merklich gerührt.

Anfangs gab Monsieur de Cleve nicht acht auf das Benehmen seiner Frau, doch schliesslich merkte er, dass sie sich nicht in seinem Zimmer aufhalten wollte, wenn er Besuch hatte. Er sprach mit ihr darüber und sie antwortete, ihrer Meinung nach entspräche es nicht der Wohlanständigkeit, dass sie alle Abende mit der ganzen Jugend des Hofes zusammen wäre, und sie bäte ihn ganz inständig es gut zu heissen, dass sie ein zurückgezogeneres Leben, als sie es gewöhnt sei, führte; die Tugend und Gegenwart ihrer Mutter hätten ihr vieles erlaubt, was sich für eine Frau ihres Alters nicht schicke.

Monsieur de Cleve, welcher natürlich mit sehr viel Liebe und Mitgefühl an seiner Frau hing, hatte diesen Umstand nicht bedacht, und sagte ihr, er wünsche durchaus keine Änderung ihres Benehmens. Sie war willens ihm zu sagen, dass das Gerücht ginge, Monsieur de Nemours sei in sie verliebt, aber sie hatte nicht die Kraft, seinen Namen zu nennen. Auch schämte sie sich eine Ausflucht zu benutzen und die Wahrheit vor einem Manne zu verbergen, der eine so hohe Meinung von ihr hatte.

Einige Tage später war der König zur Stunde des Empfangs bei der Königin; man sprach von Horoskopen und Vorhersagungen: die Meinungen über die Glaubwürdigkeit, die man ihnen beimessen müsste, waren geteilt. Die Königin glaubte fest an sie; sie behauptete, nach so vielen Dingen, die man vorausgesagt habe, müsste diese Wissenschaft einigermaßen zuverlässig sein. Andere behaupteten, dass bei der zahllosen Menge von Voraussagen wahrlich die wenigen, welche eintreffen, bewiesen, dass sie nichts weiter als Zufallsergebnisse seien.

„Ich war ehemals sehr neugierig auf die Zukunft,“ sagte der König; „aber man hat mir so viele falsche und unwahrscheinliche Dinge gesagt, dass ich überzeugt blieb, man kann durch sie nichts Wahres wissen. Vor einigen Jah-

ren kam ein Mann von hohem Ansehen in der Astrologie hierher. Jedermann suchte ihn auf; ich ging wie die anderen hin, ohne ihm jedoch zu sagen, wer ich war, ich hatte Monsieur de Guise und Descars bei mir und liess sie vorangehen. Dennoch wandte sich der Astrolog zuerst an mich, wie wenn er mich für der anderen Herrn hielt; kann sein, er kannte mich; indessen sagte er mir etwas, das sich nicht für mich geziemte, wenn er mich gekannt hätte. Er sagte mir vorher, dass ich im Zweikampfe fallen würde. Dann weisagte er Monsieur de Guise, er würde meuchlings getötet werden, und Descars, dass ihm der Kopf durch einen Pferdehuf zerschmettert werden würde. Monsieur de Guise nahm diese Weissagung beinahe übel, wie wenn man ihn aufgefordert hätte, er solle auf seiner Hut sein. Descars war es nicht weniger zufrieden, sein Ende durch einen so unglücklichen Zufall finden zu sollen. Endlich gingen wir sehr erbost auf die Astrologie fort. Ich weiss nicht, was Monsieur de Guise und Descars zustossen wird, aber es ist ziemlich unwahrscheinlich, dass ich im Zweikampf fallen werde. Wir, der König von Spanien und ich, schliessen gerade Frieden, und wenn wir ihn nicht geschlossen hätten, bin ich doch im Zweifel, ob wir uns messen würden und ob ich ihn herausfordern würde, wie der

König, mein Vater, Karl V. herausfordern liess.

Nachdem der König das Unglück, welches ihm der Weissagung nach zustossen sollte, berichtet hatte, gaben die Verteidiger der Astrologie ihre Stellungnahme auf und räumten ein, man dürfe ihr keinen Glauben schenken. „Ich für mein Teil“, sagte Monsieur de Nemours ganz laut, „habe am wenigsten von ihr zu halten;“ und sich zu Madame de Cleve beugend, neben der er stand, fuhr er ganz leise fort, „mir hat man vorher gesagt, dass ich durch die Guttaten des Wesens glücklich sein würde, für das ich die glühendste und ehrerbietigste Liebe auf der Welt fühle. Sie können daraus ersehen, Madame, ob ich Weissagungen trauen darf!“

Da Monsieur de Nemours ganz laut gesprochen hatte, glaubte Madame la Dauphine, seine leisen Worte bezögen sich auf eine falsche Weissagung, die ihm gemacht worden sei, und fragte den Prinzen, was er zu Madame de Cleve gesagt habe. Hätte er weniger Geistesgegenwart besessen, würde ihn diese Frage überrumpelt haben, doch ohne zu zaudern das Wort ergreifend, erwiderte er: „Ich erzählte ihr, Madame, man habe mir vorausgesagt, ich würde zu einer so hohen Stellung befördert werden, dass ich sie nicht einmal zu begehren wagte!“ „Wenn man Ihnen sol-

che Weissagungen gemacht hat,“ erwiderte Madame la Dauphine mit einem Lächeln dazwider, indem sie des englischen Geschehnisses gedachte, „gebe ich Ihnen den Rat, die Astrologie nicht in Verruf zu bringen, sie könnten in die Lage kommen, sie verteidigen zu müssen!“ Madame de Cleve verstand genau, was Madame la Dauphine sagen wollte, doch verstand sie auch, dass jenes, von Monsieur de Nemours erwähnte Glück nicht das war, König von England zu werden.

Da eine hinreichende Frist seit dem Tode ihrer Mutter verstrichen war, musste sie wieder beginnen, sich vor der Welt zu zeigen und ihre Aufwartung zu machen, wie sie es gewohnt war. Sie sah Monsieur de Nemours bei Madame la Dauphine, sie sah ihn bei Monsieur de Cleve, zu dem er oft, um sich nicht bemerkbar zu machen, mit andern Standespersonen seines Alters kam, doch sah sie ihn nur noch mit Verwirrung, welche er mit Freude bemerkte.

Mit welcher Sorgfalt sie auch seinen Blicken auswich und mit ihm weniger als mit andern sprach, es entschlüpfte ihr in der ersten Aufwallung doch mancherlei, was den Fürsten darauf schliesen lassen musste, dass er ihr nicht gleichgültig war. Ein weniger scharfsinniger Mann als er würde es vielleicht gar nicht gemerkt haben, doch er war so viele

Male geliebt worden, dass er unschwer erkannte, wenn man ihn liebte. Er sah gut, dass Monsieur de Guise sein Nebenbuhler war, und dieser Fürst merkte, dass Monsieur de Nemours der seinige war. Er war der einzige Mann am Hofe, der diese Wahrheit entwirrte; sein Eigennutz hatte ihn hellsehender als die anderen gemacht. Die Kenntnisse, die sie von ihren Gefühlen hatten, erbitterte sie, was sich in allen Dingen kund tat, ohne dass es jedoch zu einem offenen Wort kam; aber sie waren Gegner. Stets standen sie beim Ringelreiten, bei den Kämpfen in den Schranken und bei allen Vergnügungen, an denen sich der König beteiligte, auf verschiedenen Seiten, und ihr Wetteifer war so gross, dass er sich nicht verbergen liess.

Die englische Angelegenheit tauchte oft in Madame de Cleves Gedanken auf: es schien ihr, als ob sich Monsieur de Nemours des Königs Ratschlägen und Lignerolles Bitten nicht widersetzte. Sie sah mit Kummer, dass letzterer noch nicht zurückgekehrt war, und erwartete ihn voll Ungeduld. Wenn sie ihren Regungen nachgegeben hätte, würde sie sich sorgfältig nach dem Stande dieser Angelegenheiten erkundigt haben; aber dasselbe Gefühl, welches ihre Neugierde hervorrief, verpflichtete sie, sie zu verbergen; und sie erkundigte sich nur nach der Schönheit, dem Verstande und der

Gemütsart der Königin Elisabeth. Man brachte beim Könige eines ihrer Bilder herbei, welches sie schöner fand, als sie es sich eingestehen mochte, und sie konnte die Äusserung nicht unterdrücken, dass sie es geschmeichelt fände. „Ich glaube es nicht“, sagte Madame la Dauphine, welche zugegen war, „die Fürstin soll bekanntermassen schön sein und einen aussergewöhnlich scharfen Verstand haben, und ich weiss genau, dass man sie mir all meine Lebtag als Beispiel anführte. Sie dürfte liebenswert sein, wenn sie Anna von Boulen, ihrer Mutter, gleicht. Niemals hat eine Frau mehr Anmut und mehr Vorzüge körperlicher und geistiger Art als sie besessen. Ich habe sagen hören, dass ihre Gesichtszüge lebhaft und eigenartig waren und dass sie keine Ähnlichkeit mit anderen englischen hatte!“ „Mich dünkt es, als habe man mir erzählt,“ fiel Madame de Cleve ein, „sie sei in Frankreich geboren!“ „Wer es glaubt, irrt sich,“ erwiderte Madame la Dauphine, „und ich will Ihnen ihre Geschichte in kurzen Worten berichten:

Sie entstammt einer vornehmen Familie Englands. Heinrich VIII. war in ihre Schwester und in ihre Mutter verliebt gewesen, ja, man hat gar vermutet, sie wäre seine Tochter. Mit Heinrich VIII. Schwester, welche König Ludwig XII. heiratete, kam sie hierher. Diese



Fürstin war jung und liebenswürdig und hat den französischen Hof nach ihres Gatten Tode nur schweren Herzens verlassen; Anna von Boulen aber, die ihrer Fürstin Vorliebe theilte, konnte sich nicht entschliessen, mit ihr zu gehen. Der verstorbene König war in sie verliebt und sie blieb als Ehrendame der Königin Claude hier. Die Königin starb und Madame Margarete, des Königs Schwester, Herzogin von Alençon, jetzige Königin von Navarra, deren Geschichte Sie kennen, nahm sie zu sich; sie aber trat bei dieser Fürstin zu der neuen Religion über. Später kehrte sie dann nach England zurück und entzückte jedermann; sie hatte Frankreichs Sitten angenommen die allen Völkern gefallen; sie sang gut, tanzte bewundernswert und ward Hoffräulein bei der Königin Katharine von Aragonien, und König Heinrich VIII. verliebte sich unsterblich in sie.

Der Kardinal von Wolsey, sein Günstling und erster Minister, hatte das Pontifikat angestrebt; und da ihn der Kaiser wenig zufriedengestellt hatte, der ihn bei diesem Vorhaben nicht unterstützte, so beschloss er, sich dafür zu rächen, indem er den König, seinen Herrn, mit Frankreich verbündete. Er redete Heinrich VIII. ein, die Heirat mit seiner Tante sei null und nichtig und schlug ihm vor, die Herzogin von Alençon, deren Gatte gerade ge-

storben war, zu heiraten. Die ehrgeizige Anna von Boulen sah diese Ehescheidung als einen Weg an, der sie auf den Thron bringen konnte. Sie begann dem Könige Bücher von der lutherischen Religion zu geben und verpflichtete unseren verstorbenen König Heinrichs Ehescheidung in Rom zu betreiben, indem sie seine Heirat mit Madame d'Alençon in Aussicht stellte. Den Kardinal von Wolsey liess sie unter anderen Vorwänden nach Frankreich senden, damit er in diesen Angelegenheiten verhandelte. Sein Gebieter konnte sich aber nicht dazu verstehen, dass er auch nur einen derartigen Vorschlag machte, und sandte ihm einen Befehl nach Calais, überhaupt nicht von dieser Heirat zu sprechen.

Bei seiner Rückkehr aus Frankreich ward Kardinal Wolsey mit ähnlichen Ehren, wie man sie für den König selber veranstaltet, empfangen; niemals erhoben Hoffart und Eitelkeit einen Günstling zu einem höheren Rang. Er brachte eine Begegnung zwischen beiden Herrschern zustande, die in Boulogne vor sich ging. Franz I. reichte Heinrich VIII. die Hand; der aber wollte sie nicht annehmen. Sie bewirtheten sich gegenseitig mit aussergewöhnlichem Prunk und schenkten sich Gewänder, die denen, welche sie für sich selbst hatten machen lassen, glichen. Wie ich mich erinnere, hörte ich erzählen, dass die, welche der ver-

storbene König dem Engländer schickte, aus karmoisinrotem Seidentuch angefertigt, dreieckig verbrämt und mit Perlen und Diamanten bestickt waren; und das Oberkleid bestand aus weissem, golddurchwirktem Sammet. Nachdem sie mehrere Tage in Boulogne verweilt hatten, brachen sie nach Calais auf. Anna von Boulen wohnte mit dem Hofstaate einer Königin bei Heinrich VIII., und Franz I. machte ihr dieselben Geschenke und zollte ihr solche Verehrung, als ob sie Königin sei.

Endlich nach neunjähriger Liebe heiratete Heinrich VIII. sie, ohne die Lösung seiner ersten Ehe abzuwarten, welche er seit langem von Rom begehrte. Der Papst schleuderte in grösster Übereilung den Bannstrahl wider ihn, Heinrich VIII. war so empört darüber, dass er sich für das Oberhaupt der Kirche erklärte und ganz England zu dem unglücklichen Glaubenswechsel veranlasste, in dem Sie es jetzt noch sehen.

Nicht lange erfreute sich Anna von Boulen ihrer Grösse; denn als sie sich durch Katharina von Aragoniens Tod sicherer fühlte, wohnte sie eines Tages mit dem ganzen Hofe einem Einzelreiten bei, welches der Vicomte von Rochefort veranstaltete. Sein Bruder, der König, aber wurde so eifersüchtig darüber, dass er jäh vom Schauspiel aufbrach, sich

nach London begab, die Königin, den Vicomte von Rochefort und mehrere andere festnehmen liess, die er für Liebhaber oder Vertraute der Fürstin hielt. Obschon diese Eifersucht eine Regung des Augenblicks zu sein schien, war sie ihm schon vor einiger Zeit seitens der Vicomtesse von Rochefort, welche eine wirkliche Freundschaft zwischen ihrem Gatten und der Königin nicht dulden wollte, eingeredet worden; sie stellte sie dem Könige als eine verbrecherische Freundschaft dar, so dass der Fürst, der andererseits in Johanna Seymour verliebt war, nur darauf sann sich Anna von Boulens zu entledigen. Nach weniger als drei Wochen liess er ihr und seinem Bruder den Prozess machen, liess ihnen den Kopf abschlagen und heiratete Johanna Seymour. Er hatte später noch mehrere Frauen, die er verstieß oder töten liess, und unter anderen auch Katharina Howard, deren Vertraute die Vicomtesse von Rochefort war, die zusammen mit ihr enthauptet wurde. Also wurde sie für das Verbrechen gestraft, wessen sie Anna von Boulens ungerechterweise geziehen hatte!“

Alle Damen, welche Madame la Dauphines Erzählung angehört, dankten ihr, weil sie sie so gut über den englischen Hof unterrichtet hatte, und unter den anderen auch Madame de Cleve, die es nicht unterlassen konnte, ihr

noch mehrere Fragen nach der Königin Elisabeth zu stellen.

Madame la Dauphine liess Miniaturbilder von allen Schönen des Hofes malen, um sie der Königin, ihrer Mutter, zu schicken. An dem Tage, wo man das der Madame de Cleve vollendete, kam Madame la Dauphine nach dem Mittagmahle zu ihr. Auch Monsieur de Nemours verfehlte nicht, sich dort einzustellen: keine Gelegenheit Madame de Cleve zu sehen liess er sich entgehen, ohne sich jedoch dabei merken zu lassen, dass er sie suche. Sie war an diesem Tage so schön, dass er sich in sie verliebt hätte, wenn er es nicht schon gewesen wäre. Dennoch wagte er es nicht, die Augen auf ihr ruhen zu lassen, während man sie malte, weil er besorgte, allzuviel Freude, sie betrachten zu dürfen, durchblicken zu lassen.

Madame la Dauphine forderte Monsieur de Cleve ein kleines Bild ab, welches er von seiner Frau besass, um es mit dem, das man malte, zu vergleichen. Jedermann äusserte dies oder jenes darüber und Madame de Cleve trug dem Maler auf, etwas an dem Kopfputze des herbeigeholten Bildes zu ändern. Um ihrem Befehle nachzukommen, löste der Maler es von der Dose ab, auf der es angebracht war, und nachdem er seine Arbeit daran vollendet hatte, legte er es wieder auf den Tisch.

Schon seit langem wünschte Monsieur de Nemours ein Bild von Madame de Cleve zu besitzen. Als er das Monsieur de Cleve gehörige Bild sah, konnte er der Lust nicht widerstehen, es einem Gatten zu rauben, den er heiss geliebt wähnte; und dachte, bei der so zahlreichen Gesellschaft, die hier zugegen war, würde nicht mehr Verdacht auf ihn wie auf jeden anderen fallen.

Madame la Dauphine sass auf dem Bette und sprach leise mit Madame de Cleve, welche vor ihr ruhte. Madame de Cleve bemerkte durch einen der Vorhänge, die nur halb zugezogen waren, dass Monsieur de Nemours mit dem Rücken gegen den Tisch am Kopfe des Bettes stand, und sah, ohne den Kopf zu wenden, wie er gerade etwas vom Tische nahm. Mühelos erriet sie, dass es ihr Bild war, und wurde so verwirrt darüber, dass Madame la Dauphine merkte, wie sie ihr nicht zuhörte, und sie ganz laut fragte, wohin sie sähe. Bei diesen Worten drehte sich Monsieur de Nemours um; seine Augen begegneten sich mit denen der Madame de Cleve, die noch auf ihn gerichtet waren, und er glaubte, dass sie sicherlich seine Tat bemerkt habe.

Madame de Cleve war nicht wenig erregt; die Vernunft sagte ihr, sie müsse das Bild zurückverlangen, doch wenn sie es ihm

öffentlich abfordere, würde jedermann um die Gefühle merken, welche ihr der Prinz entgegenbrachte, wenn sie es aber im geheimen wiederforderte, so sah das beinahe so aus, als wolle sie ihn veranlassen, ihr von seiner Liebe zu sprechen. Schliesslich meinte sie, es sei besser es ihm zu lassen, und war sehr froh ihm eine Gunst zu gewähren, die sie ihm ohne dass er recht wusste, ob sie sie ihm erwies, zugestehen konnte. Monsieur de Nemours, welcher ihre Erregung bemerkte und sich über deren Ursach fast klar war, näherte sich ihr und sagte ganz leise zu ihr: „Wenn Sie sahen, was ich mir zu tun herausnahm, so seien Sie so gütig, Madame, mich im Glauben zu lassen, dass Sie nicht darum wissen. Ich wagte Sie nicht darum zu bitten!“ Nach diesen Worten entfernte er sich, ohne eine Antwort abzuwarten.

Auch Madame la Dauphine verabschiedete sich in Gefolgschaft aller Damen, um zu lustwandeln. Monsieur de Nemours aber schloss sich in sein Gemach ein; er konnte es nicht ertragen, die Freude, ein Bild von Madame de Cleve zu haben, öffentlich zeigen. Und fühlte alles, was einen die Liebe Köstliches fühlen lassen kann; er liebte die liebenswürdigste Dame des Hofes, machte sie sich wider ihren Willen geneigt und sah in allen ihren Handlungen jene gewisse Ver-

wirrung und Aufregung, welche die Liebe in der Unschuld der ersten Jugend verursacht.

Mit grosser Sorgfalt suchte man des Abends das Bild; da man die dazugehörige Dose fand, vermutete man seinen Diebstahl nicht, sondern glaubte, es sei zufällig abhanden gekommen. Monsieur de Cleve betrückte der Verlust; und nachdem man es noch vergeblich weitergesucht hatte, sagte er zu seiner Frau, doch in einer Weise, der man anmerkte, dass es ihm nicht Ernst war, zweifelsohne halte es ein Liebhaber versteckt, dem sie es gegeben hätte, oder er habe es entwendet; denn kein anderer wie ein Liebhaber würde sich mit dem Bilde begnügen, ohne die Schachtel nicht auch zu nehmen.

Obwohl diese Worte scherzweise, gesagt wurden, machten sie doch tiefen Eindruck auf Madame de Cleve: sie bereiteten ihr Gewissensbisse; sie dachte über die Macht der Liebe nach, die sie zu Monsieur de Nemours hinzog, und fand, dass sie nicht mehr Herrin ihrer Worte und ihres Gesichtsausdrucks war. Und sie dachte daran, dass Lignerolles zurückgekommen, die englische Angelegenheit also nicht mehr zu fürchten war; dass sie keinen Verdacht mehr auf Madame la Dauphine zu haben brauchte, dass es endlich keinen Schutz mehr für sie gab und sie nur vor



sich selber sicher war, wenn sie sich von ihm entfernte. Doch da sie es nicht über sich zu bringen vermochte fortzugehen, befand sie sich in der äussersten Notlage und war nahe daran, dem zu verfallen, welches für sie der Übel grösstes war: nämlich Monsieur de Nemours die Liebe, die sie für ihn fühlte, zu offenbaren. Sie erinnerte sich aller Worte, die ihr Madame de Chartres vor ihrem Tode gesagt, und der Ratschläge, die sie ihr gegeben hatte, lieber jeden anderen Entschluss zu fassen, welche Schwierigkeit er auch bereiten möchte, als sich in ein Liebesabenteuer einzulassen. Es fiel ihr wieder ein, was Monsieur de Cleve zu ihr über die Offenheit gesagt hatte, als er von Madame de Tournon sprach, und sie glaubte ihm ihre Neigung zu Monsieur de Nemours eingestehen zu müssen. Dieses Vorhaben beschäftigte sie lange; schliesslich war sie erstaunt, dies geplant zu haben, sie fand es närrisch und verfiel wieder der Aufregung, nicht zu wissen, was sie tun sollte.

Der Friede war unterzeichnet; Madame Elisabeth hatte sich nach schweren Kämpfen entschlossen, dem Könige, ihrem Vater, zu gehorsamen. Der Herzog von Alba war ausersehen, sie im Namen der katholischen Majestät zu heiraten, und musste sehr bald eintreffen. Auch erwartete man den Herzog von Savoyen, welcher Madame, des Königs Schwe-

ster, heiraten sollte, und deren Hochzeit zu gleicher Zeit stattfand. Der König dachte nur daran, diese Hochzeiten durch Feste zu verschönern, bei denen er den Prunk und die Grösse seines Hofes glänzen lassen konnte. Man schlug die schönsten Ballette und Komödien vor, doch der König fand diese Vergnügungen nicht auserlesen genug und wollte grösseren Glanz entfaltet wissen. Er beschloss ein Turnier zu veranstalten, zu dem die Fremden herangezogen werden sollten und bei dem das Volk die Zuschauer bilden konnte. Alle Prinzen und jungen Ritter des Hofes traten freudig für des Königs Plan ein, besonders aber der Herzog von Ferrara, Monsieur de Guise und Monsieur de Nemours, welche alle anderen in dieser Leibesübung übertrafen. Nach des Königs Wahl sollten sie mit ihm die vier Schildhalter des Turniers sein.

Man liess im ganzen Königreiche bekanntmachen, dass das Turnier am fünfzehnten Juni in der Stadt Paris durch seine Allerchristlichste Majestät, durch die Prinzen Alphons von Este, Herzog von Ferrara, Franz von Lothringen, Herzog von Guise, Jacob von Savoyen, Herzog von Nemours eröffnet würde, um allem Kommenden Widerstand zu leisten; und zwar würde der erste Kampf zu Pferde in den Schranken in voller Rüstung mit fünf Lanzenstichen, davon einen für die Damen beginnen. Den

zweiten Kampf mit Säbelhieben, einer gegen einen, zwei gegen zwei, je nach Wunsch der Kampfrichter. Den dritten Kampf zu Fuss mit drei Pikenstichen und sechs Säbelhieben; die Schildhalter würden sich nach Wunsch der Angreifer mit Lanzen, Degen und Piken ausrüsten; wer beim Reiten das Pferd trafe, solle aus der Reihe geschlossen werden. Vier der Kampfrichter würde es geben; und die Angreifer, welche die meisten Lanzen gebrochen und sich am wackersten gehalten hätten, sollten einen Preis bekommen, dessen Wert dem Ermessen der Richter überlassen bliebe. Alle Angreifer, ob Franzosen, ob Fremde seien verpflichtet, eines, oder je nach Wunsch, mehrere der Schilde zu berühren, die an der Rampe, am Rande der Kampfstätte hängen würden; dort sollten sie auch einen Schildträger finden, der sie empfinde, um sie ihrem Range und den Schilden entsprechend, die sie berührt hätten, in die Liste einzutragen. Die Angreifer seien verpflichtet, durch einen Edelmann ihren Schild und ihre Waffen herbeitragen zu lassen, um sie drei Tage vor Beginn des Turniers wieder in Empfang zu nehmen, andernfalls würden sie ohne die Erlaubnis der Platzhalter nicht angenommen werden.

Man liess in der Nähe der Bastille einen grossen Kampfplatz herrichten, der am Schloss von Tournelles begann, über die Rue Saint An-

toine fortging und bei den königlichen Ställen endigte. Zu beiden Seiten waren Bühnen und aufsteigende Tribünen mit geschlossenen Logen aufgeschlagen worden, welche die Formen von Galerien bildeten, dem Auge einen schönen Anblick gewährten und eine Unzahl Menschen fassen konnten. Alle Fürsten wie Edelleute waren mit nichts anderem beschäftigt wie das vorzubereiten, was ihnen nötig erschien, um mit Glanz bestehen zu können, oder auf ihre Wappen oder bei ihren Namenszügen irgend etwas Galantes anbringen zu lassen, welches auf die geliebte Frau Bezug nahm.

Wenige Tage vor der Ankunft des Herzogs von Alba veranstaltete der König mit Monsieur de Nemours, dem Chevalier de Guise und dem Vizedom de Chartres ein Ballspiel. Die Königinnen stellten sich in Gefolgschaft aller ihrer Damen, unter denen sich auch Madame de Cleve befand, ein, um sich an ihm zu ergötzen. Als man nach Beendigung des Ballspiels fortging, näherte sich Chastelart der Madame la Dauphine und sagte ihr, der Zufall habe ihm einen Liebesbrief in die Hände gespielt, der Monsieur de Nemours' Tasche entfallen sei. Da sich die Dauphine stets mit allem, was den Prinzen anging, eifrig beschäftigte, sagte sie zu Chastelart, er solle ihn ihr geben; sie nahm ihn in Empfang und folgte der Köni-

gin, ihrer Schwiegermutter, die sich mit dem Könige zusammen die Vorbereitungen auf dem Kampfplatze ansehen wollte. Nachdem man sich dort einige Zeit aufgehalten hatte, befahl der König Pferde vorzuführen, die er vor kurzem hatte kommen lassen. Obwohl sie noch nicht eingeritten waren, wollte er aufsitzen, und hiess allen, die ihm gefolgt waren, das gleiche tun. Der König und Monsieur de Nemours ritten die feurigsten Pferde, die sich beide aufeinander stürzen wollten. Monsieur de Nemours wich aus Furcht den König zu verletzen zurück und lenkte sein Pferd mit solcher Wucht gegen einen Pfeiler der Reitbahn, dass er dem Anprall zufolge herunterstürzte. Man lief herzu und hielt ihn für gefährlich verletzt. Madame de Cleve aber befürchtete es noch lebhafter als die anderen. Ihre Theilnahme flösste ihr eine Angst und eine Verwirrung ein, die sie zu verbergen vergass; sie näherte sich ihm mit den Königinnen und ihr Antlitz war so verändert, dass es auch einem weniger beteiligten Manne wie dem Chevalier de Guise aufgefallen wäre; er bemerkte es natürlich sofort und gab mehr acht auf Madame de Cleve als auf Monsieur de Nemours Zustand. Der Fall, den er erlitten, verursachte dem Prinzen eine so tiefe Ohnmacht, dass er einige Zeit über seinen Kopf auf die stützend verharrte, welche ihn hielten.

Als er wieder zu sich kam, sah er zuerst Madame de Cleve; er las auf ihrem Antlitz die Sorge um ihn, und blickte sie so an, dass sie merken konnte, wie gerührt er darüber war. Er dankte dann den Königinnen für die Güte, welche sie ihm erwiesen, und entschuldigte sich bei ihnen um des Zustandes willen, in dem er sich vor ihnen gezeigt hatte. Der König aber befahl ihm der Ruhe zu pflegen.

Als sich Madame de Cleve von ihrem Schrecken erholte, machte sie sich Gedanken über die Anzeichen desselben, die sie verraten hatte. Nicht lange liess ihr der Chevalier de Guise die Hoffnung, dass ihn niemand bemerkt habe; indem er ihr die Hand reichte, um sie vom Kampfplatz fortzuführen, sagte er: „Ich bin tiefer als Monsieur de Nemours zu beklagen, Madame, verzeihen Sie, wenn ich die hohe Ehrfurcht, welche ich Ihnen stets zollte, ausser acht lasse, und Ihnen meinen tiefen Schmerz über das soeben Gesehene offenbare. Es ist das erstemal, dass ich so kühn bin, mit Ihnen darüber zu sprechen, und es wird auch das letztemal sein. Tod oder wenigstens ewige Verbannung sollen mich von einem Orte entfernen, an dem ich nicht leben kann, da ich jetzt des traurigen Trostes beraubt bin, dass alle, die Sie zu betrachten wagen, ebenso unglücklich wie ich sind!“

Madame de Cleve antwortete nur mit einigen wirren Worten, wie wenn sie nicht verstanden hätte, was Chevalier de Guises Worte besagen sollten. Zu einer anderen Zeit würde sie ihm verboten haben von der Liebe zu reden, die er zu ihr hegte; in diesem Augenblicke aber drückte sie nur der Schmerz, dass sie ihr für Monsieur de Nemours entflammtes Herz gezeigt habe. Der Chevalier de Guise war so überzeugt davon und so von Schmerz gepeinigt, dass er an diesem Tage den Entschluss fasste, niemals mehr daran zu denken, Madame de Cleves Liebe zu erringen.

Doch um dies Unternehmen, welches ihm so schwierig und ruhmreich erschienen war, aufzugeben, musste er ein anderes suchen, dessen Grösse ihn locken konnte. Er nahm sich vor Rhodos zu erobern, woran er schon mehrere Male gedacht hatte; und als ihn der Tod in der Jugendblüte zu einer Zeit aus der Welt riss, wo er den Ruhm erlangt hatte, einer der grössten Fürsten seines Jahrhunderts zu sein, da bedauerte er nur aus dem Leben zu scheiden, weil er einen so schönen Plan nicht ausführen konnte, an dessen unfehlbaren Erfolg er nach all der darauf verwendeten Sorgfalt geglaubt hatte.

Den Kampfplatz verlassend ging Madame de Cleve, im Geiste völlig mit dem Vorfall beschäftigt, zu der Königin. Wenige Zeit

nachher kam auch Monsieur de Nemours, prächtig gekleidet und wie ein Mann, der nichts von dem ihm zugestossenen Unfall fühlte, dorthin. Er schien sogar heiterer als üblich zu sein; und die Freude über das, was er gesehen zu haben glaubte, gab ihm ein Aussehen, welches seine Anmut noch erhöhte. Jedermann war bei seinem Eintreten überrascht, und alle ausser Madame de Cleve, welche am Kamin stehen blieb, ohne ihn scheinbar zu sehen, erkundigten sich nach seinem Befinden. Der König trat aus seinem Gemach heraus und rief ihn zu sich, als er ihn unter den anderen sah, um mit ihm über seinen Unfall zu sprechen. Monsieur de Nemours ging an Madame de Cleve vorbei und sagte ganz leise zu ihr: „Ich habe heute Beweise Ihres Mitleids empfangen, Madame, aber nicht solches bin ich am meisten würdig!“ Hatte Madame de Cleve geargwöhnt, der Prinz habe die Erregung, in der sie um seinetwillen gewesen war, gemerkt, so bewiesen ihr seine Worte die Richtigkeit ihrer Mutmassung. Die Tatsache, dass sie nicht mehr Herrin ihrer eigenen Gefühle war und dass sie sie den Chevalier de Guise hatte sehen lassen, bereitete ihr einen schweren Kummer. Auch war sie sehr verstimmt, dass Monsieur de Nemours darum wusste; doch dieser letzte Schmerz drückte sie nicht völlig nieder und



war mit einem gewissen Gefühle der Süsse vermischt.

Madame la Dauphine hatte eine lebhaft Neugier den Inhalt des Briefes, den ihr Chastelart gegeben hatte, zu erfahren und näherte sich Madame de Cleve: „Lesen Sie gleich diesen Brief, liebe Cleve,“ sagte sie zu ihr, „er richtet sich an Monsieur de Nemours und stammt dem Anscheine nach von der Geliebten, um derentwillen er alle anderen Frauen aufgegeben hat. Wenn Sie ihn nicht sofort lesen können, heben sie ihn auf; kommen Sie abends, wenn ich mich schlafen lege und sagen Sie mir dann, was sie aus dem Schreiben erfuhren!“ Nach solchen Worten verliess Madame la Dauphine Madame de Cleve; und liess sie so bestürzt und so erschreckt stehen, dass sie einige Zeit über nicht von ihrem Platze gehen konnte. Ihre Ungeduld und ihre Aufregung liessen es nicht zu bei der Königin zu bleiben; sie verabschiedete sich von ihr, obwohl es noch nicht an der Stunde war, wo sie sich gewöhnlich zurückzog. Und hielt den Brief in zitternden Händen; ihre Gedanken waren so wirr, dass sie kein Unterscheidungsvermögen mehr besass, und eine Art unerträglichen Schmerzes, den sie nicht kannte und noch niemals gefühlt hatte, befiel sie. Sobald sie in ihrem Gemache anlangte, öffnete sie das Schreiben und las folgenden Inhalt:

„Ich habe Sie zu heiss geliebt, als dass Sie glauben könnten, der Sinneswechsel, welcher Ihnen an mir auffällt, sei das Ergebnis meiner flüchtigen Neigung. Ich will Sie nun wissen lassen, dass Ihre Treulosigkeit ihn verschuldet hat. Sie werden überrascht sein, mich von Ihrer Treulosigkeit reden zu hören, haben Sie sie doch mit soviel Aufmerksamkeit vor mir verborgen, und es hat mich wahrlich Mühe gekostet Ihnen zu verbergen, dass ich darum weiss; und Sie dürfen billigerweise erstaunt sein, dass sie mir bekannt ist. Ich bin selber überrascht, dass ich es über mich vermochte, Ihnen gegenüber nichts durchblicken zu lassen. Niemals gab es einen Schmerz, der meinem gleich war. Ich wähnte, Sie hegten eine hohe Liebe zu mir, und verbarg die nicht, welche mich zu Ihnen hinzog; doch zu der Zeit, wo ich sie Ihnen offener bewies, erfuhr ich, dass Sie mich hintergingen und eine andere liebten und mich allem Anscheine nach dieser neuen Geliebten aufopfern wollten. Seit dem Tage des Ringelreitens weiss ich darum; und das war der Grund, der mich am Erscheinen dort hinderte. Ich schützte eine Krankheit vor, um meine Gemütsaufwallung zu verbergen: aber ich wurde tatsächlich krank, denn mein Leib konnte eine so heftige Erregung nicht ertragen. Als ich mich wohler zu fühlen begann, stellte ich

mich noch sehr krank, um einen Vorwand zu haben, Sie nicht sehen und Ihnen nicht schreiben zu müssen. Ich wollte Zeit zu der Überlegung gewinnen, wie ich mich Ihnen gegenüber verhalten sollte; zwanzigmal nahm und verwarf ich die gleichen Entschlüsse. Schliesslich hielt ich Sie für unwürdig, meinen Schmerz zu sehen, und beschloss ihn Ihnen um keinen Preis zu offenbaren. Ich wollte Ihren Stolz verwunden, indem ich Sie merken liess, wie meine Liebe zu Ihnen von selber erlosch. Den Wert des Opfers, welches Sie damit darbrachten, glaubte ich hierdurch zu verringern, ich wollte nicht, dass Sie voll Freude zeigen könnten, wie sehr ich Sie liebte, um dadurch noch liebenswerter zu erscheinen. Und entschloss mich Ihnen laue und matte Briefe zu schreiben, um der, welcher Sie sie zeigten, vorzutäuschen, dass man Sie zu lieben aufhörte. Ich wollte ihr weder das Vergnügen gönnen zu erfahren, dass ich um ihren Sieg über mich wüsste, noch ihren Triumph durch meine Verzweiflung und Vorwürfe vermehren. Auch meinte ich, dass ich Sie nicht genug damit bestrafte, wenn ich mit Ihnen brach, und dass ich Ihnen nur einen leichten Schmerz bereiten würde, indem ich Sie zu lieben abliesse, wenn Sie mich nicht mehr liebten. Ich fand, dass Sie mich lieben müssten, um das Elend nicht geliebt

zu werden, zu fühlen, welches ich so grausam erprobte. Und wusste, nur eines könnte die Gefühle, welche Sie zu mir hegten, wieder aufflammen lassen: wenn ich Ihnen zeigte, dass sich meine vermindert hätten; doch musste ich Sie das merken lassen, indem ich es scheinbar vor Ihnen verbarg, wie wenn ich nicht die Kraft zu einem Geständnis hätte. Und verharrte bei diesem Entschlusse, obwohl es mir schwer wurde ihn zu fassen! Und jedesmal, wenn ich Sie sah, schien mir seine Ausführung unmöglich! Hundertmal war ich bereit, in Vorwürfe und Tränen auszubrechen; der Zustand, in dem ich mich meiner Gesundheit zufolge befand, diente mir dazu, meine Verwirrung und meinen Kummer zu verschleiern. Und schliesslich wurde ich durch das Vergnügen vor Ihnen zu heucheln, wie Sie mir gegenüber heuchelten, aufrecht gehalten; dennoch kostete es mich eine so grosse Kraft, Ihnen meine Liebe mündlich und schriftlich einzugestehen, dass Sie bald merkten, wie ich willens war Sie den Wechsel meiner Gefühle sehen zu lassen. Sie waren darüber betrübt, Sie beklagten sich darüber; ich bemühte mich Sie zu beruhigen, aber in einer so gezwungenen Weise, dass Sie sich noch tiefer überzeugten, ich liebte Sie nicht mehr. Schliesslich tat ich alles, was ich zu tun willens gewesen war. Die Wunderlich-

keit Ihres Herzens liess Sie in dem Masse zu mir zurückkommen, wie Sie sahen, dass ich mich von ihnen entfernte. Ich freute mich all des Vergnügens, welches einem die Rache bereiten kann; es deuchte mich, Sie liebten mich mehr als Sie es je getan hatten; und ich liess Sie sehen, dass ich Sie nicht mehr liebte. Ich habe Ursach anzunehmen, dass Sie die Geliebte, um derentwillen Sie mich aufgaben, gänzlich verliessen. Ich habe auch Gründe überzeugt zu sein, dass Sie ihr gegenüber niemals von mir gesprochen haben; aber Ihre Rückkehr und Ihre Verschwiegenheit konnten Ihre Flatterhaftigkeit nicht wieder gutmachen. Ihr Herz gehörte mir und einer anderen zugleich; Sie haben mich betrogen; das genügt, um mich der Wonne zu berauben, von Ihnen geliebt zu sein, wie ich es von Ihnen zu verdienen glaubte, und in dem Sie so überraschenden Entschlusse, Sie niemals wiederzusehen, zu verharren.“

Madame de Cleve las den Brief und las ihn zu vielen Malen wieder, ohne zu wissen, was sie gelesen hatte. Sie fühlte einzig, dass Monsieur de Nemours sie nicht liebte, wie sie gedacht, und dass er sie mit anderen zugleich liebte, welche er wie sie hinterging. Welche Einsicht und Erkenntnis für eine Frau von ihrer Gemütsart, die eine so leidenschaftliche Liebe gefasst hatte, von der sie soeben

einem Manne, der sie ihrer Meinung nach nicht verdiente, und einem anderen Beweise gegeben hatte, den sie um seinetwillen schlecht behandelte! Niemals gab es einen lebhafteren und schmerzlicheren Kummer; sie sah in den Vorgängen dieses Tages den Stachel dieser Trübsal, denn wenn Monsieur de Nemours keinen Grund gehabt hätte an ihre Liebe zu glauben, würde sie sich nicht darum gekümmert haben, dass er eine andere geliebt hatte. Aber sie täuschte sich selber: das Übel, welches sie so unerträglich dünkte, war Eifersucht mit allen Qualen, die mit ihnen verbunden sein können. Aus diesem Briefe ersah sie, dass Monsieur de Nemours seit langem eine Liebschaft gehabt hatte. Und fand, dass die Schreiberin dieses Briefes Geist und Verdienst besass: sie schien ihr liebenswert zu sein; sie war ihrer Meinung nach mutiger, als sie selber war, und sie beneidete sie um die Kraft, die sie gezeigt hatte, ihre Gefühle vor Monsieur de Nemours zu verbergen. Der Brief bewies ihr, dass sich dies Wesen geliebt wähnte; sie dachte, die Verschwiegenheit des Prinzen, welche sie so voreingenommen hatte, sei vielleicht nur eine Folge der Leidenschaft für die andere Frau gewesen, der er zu missfallen fürchtete. Schliesslich kam ihr alles in den Sinn, was ihren Kummer und ihre Verzweiflung vermehren konnte. Wie sehr ging

sie nicht in sich, wie sehr dachte sie nicht über ihrer Mutter Ratschläge nach! Wie oft bereute sie es nicht, sich trotz Monsieur de Cleves Widerstand von dem Treiben der Welt losgesagt oder ihren Vorsatz, ihm ihre Neigung zu Monsieur de Nemours einzugestehen, ausgeführt zu haben! Sie fand, dass sie besser daran gethan hätte, sich einem Gatten zu entdecken, dessen Güte sie kannte und der ihre Neigung verbergen musste, als sie einen Mann sehen zu lassen, der ihrer unwert war, der sie betrog, sie vielleicht aufopferte und nur aus einem Hochmuts- und Eitelkeitsgefühl heraus von ihr geliebt sein wollte. Und endlich fand sie, dass alle Übel, die sie überkommen, und alle Nöte, in denen sie sich befinden konnte, geringfügiger wären, als Monsieur de Nemours ihre Liebe haben sehen zu lassen und erfahren zu haben, dass er eine andere liebte. Der Gedanke aber, dass sie sich dieser Erkenntnis zufolge nicht mehr vor sich selber zu fürchten brauchte und von der Neigung geheilt werden würde, die sie dem Prinzen entgegenbrachte, gewährte ihr einigen Trost.

Sie dachte nicht mehr an Madame la Dauphines Verlangen sich bei ihrem Schlafengehen einzufinden; sie legte sich zu Bett und schützte ein Unwohlsein vor, daher meldete man auch Monsieur de Cleve, als er vom Könige zurückkam, sie sei eingeschlafen; doch

der Ruhe, die den Schlaf zur Folge hat, entbehrte sie gänzlich. Sie verbrachte die Nacht, ohne etwas anderes zu tun, als sich zu härmen und den Brief, den sie in ihren Händen hatte, wieder und wieder zu lesen.

Madame de Cleve war nicht die einzige Person, der dieser Brief die Ruhe raubte. Der Vizedom von Chartres, und nicht Monsieur de Nemours, der ihn verloren hatte, war in äusserster Unruhe; er hatte den ganzen Abend bei Monsieur de Guise verlebt, welcher dem Herzoge von Ferrara, seinem Schwager, und der ganzen Jugend des Hofes ein glänzendes Fest gegeben hatte. Der Zufall wollte es, dass man bei Tische von schönen Briefen sprach. Der Vizedom erklärte, einen der schönsten, die jemals geschrieben, bei sich zu haben. Man drängte ihn, ihn vorzuweisen, er aber weigerte sich. Monsieur de Nemours behauptete nun, er besässe keinen solchen, und er rede nur aus Eitelkeit davon. Der Vizedom erwiderte ihm, dass er seine Verschwiegenheit auf eine äusserst harte Probe stelle, dass er dennoch den Brief nicht vorzeigen würde; aber er wolle einige Stellen daraus zum Beweis vorlesen, dass wenige Menschen ähnliche empfangen hätten. Gleichzeitig wollte er den Brief hervorziehen, doch fand er ihn nicht. Und suchte ihn vergebens. Man befahdete ihn deswegen, aber er erschien so aufgeregt, dass



man davon zu sprechen aufhörte. Er entfernte sich früher als die anderen und ging voller Besorgnis in seine Wohnung, um zu sehen, ob er den fehlenden Brief dortgelassen hätte. Wie er ihn da noch suchte, trat der erste Kammerdiener der Königin bei ihm ein und meldete ihm, die Vicomtesse de Usez fühle sich verpflichtet, ihm in aller Eile sagen zu lassen, dass man bei der Königin erzählt habe, ihm wäre während des Ballspiels ein Liebesbrief aus der Tasche gefallen. Man hätte den grössten Teil des Briefinhaltes angegeben, und die Königin habe solche Neugierde geäussert, ihn zu sehen, dass sie ihn einem ihrer Edelleute abverlangt habe, der jedoch ausgesagt hätte, ihn in Chastelarts Händen gelassen zu haben.

Der erste Kammerdiener sagte dem Vizedom von Chartres noch mehrere andere Dinge, die dazu beitrugen, ihn auf das lebhafteste zu beunruhigen. Der Vizedom eilte zur selben Stunde fort, um einen Edelmann aufzusuchen, welcher Chastelarts bester Freund war; der aber liess diesen wecken, obwohl es zu ungewöhnlicher Stunde war, um ihm den Brief abzufordern, ohne zu sagen, wer ihn erbitte und wer ihn verloren habe. Chastelart bildete sich ein, Monsieur de Nemours sei der Verlierer und sei in Madame la Dauphine verliebt, und zweifelte nicht, dass er

ihn zurückverlangen liesse. Er entgegnete mit boshafter Freude, dass er diesen Brief der Madame la Dauphine ausgehändigt habe. Der Edelmann theilte diese Antwort dem Vizedom von Chartres mit: sie vermehrte seine Unruhe und machte seine Lage noch peinlicher; nachdem er lange im Unklaren gewesen war, was er tun sollte, glaubte er, nur Monsieur de Nemours könne ihm aus dieser heillosen Verlegenheit helfen, in die er geraten war.

Und ging zu ihm und trat in sein Gemach ein, als es zu tagen begann. Der Prinz schief einen ruhigen Schlaf; was ihn Madame de Cleve hatte erraten lassen, konnte ihm nur angenehme Gedanken bereiten. Er war sehr überrascht sich durch den Vizedom von Chartres geweckt zu sehen, und fragte ihn, ob er seine Ruhe zu stören käme, um sich für seine Redensarten bei dem Mahle zu rächen. Der Vizedom gab ihm nur allzugut durch seinen Gesichtsausdruck zu verstehen, dass ihn nur ein sehr ernsthafter Grund zu ihm führen konnte. „Ich muss Ihnen die wichtigste Angelegenheit meines Lebens anvertrauen,“ hub er an. „Ich weiss wohl, dass Sie nichts verpflichtet, sich mir gefällig zu erweisen, wiewohl ich Ihrer Hilfe jetzt bedarf; auch weiss ich, dass ich Ihrer Achtung verlustig gehen würde, wollte ich Ihnen alles, was ich Ihnen jetzt sagen muss, anvertrauen, ohne dass mich Not-

wendigkeit dazu zwänge. Ich habe den Brief, von dem ich gestern abend sprach, verloren; es ist von äusserster Wichtigkeit für mich, dass niemand erfährt, dass er sich an mich richtet. Er ist von vielen Leuten, die dem Ballspiele, bei dem ich ihn verlor, zuschauten, gesehen worden; Sie waren auch dort, und ich bitte Sie inständigst, sich als den Verlierer ausgeben zu wollen!“ „Sie müssen mir glauben,“ entgegnete lächelnd Monsieur de Nemours, „dass ich durchaus keine Geliebte habe, und daher kein solches Ansinnen an mich stellen, und auch daran denken, dass ich mich mit keinem Wesen zusammentun könnte, um glaubhaft zu machen, dass ich derartige Briefe empfänge!“ „Ich bitte Sie,“ entgegnete der Vizedom, „hören Sie mich ernsthaft an: Wenn Sie eine Geliebte haben, was ich durchaus nicht bezweifle, wiewohl ich nicht weiss, wer sie ist, würde es Ihnen ein leichtes sein sich zu rechtfertigen; dazu würde ich Ihnen die untrüglichen Mittel geben. Wenn Sie sich aber nicht vor ihr rechtfertigen könnten, würde Ihnen nur für einige Augenblicke etwas Hader erwachsen, ich jedoch entehre durch dieses Abenteuer eine Frau, welche mich leidenschaftlich geliebt hat und die eins der schätzenswertesten Weiber auf der Welt ist, und ziehe mir ferner einen unversöhnlichen Hass zu, der mich

mein Glück und vielleicht noch mehr kosten wird!“ „Ich verstehe all das nicht,“ entgegnete Monsieur de Nemours, „doch lassen Sie mich dunkel ahnen, dass die Gerüchte, welche von den Aufmerksamkeiten reden, die Ihnen eine erlauchte Fürstin widmet, nicht völlig aus der Luft gegriffen sind.“ „Sie sind es auch nicht,“ erwiderte der Vizedom; „gebe Gott, dass sie es wären! Ich würde dann in keiner solchen Aufregung wie jetzt leben; doch ich muss Ihnen alle Vorgänge erzählen, um Ihnen alles zu zeigen, was ich zu befürchten habe.

Seit ich am Hofe weile, hat mich die Königin stets mit sehr viel Auszeichnung und Liebenswürdigkeit behandelt. Und ich durfte wahrlich annehmen, dass sie eine Neigung zu mir gefasst habe. Dennoch wusste ich nichts Genaueres und hätte mir nimmer träumen lassen, andere Gefühle wie die der Ehrfurcht für sie zu haben.

Ich selber war hitzig in Madame de Thémis verliebt; man kann sich leicht denken, wenn man sie sieht, dass man sie sehr lieb haben muss, wird man von ihr wieder geliebt; und ich ward es. Als der Hof vor etwa zwei Jahren in Fontainebleau verweilte, unterhielt ich mich zwei oder dreimal mit der Königin zu einer Stunde, wo sie nur wenige Menschen um sich hatte. Es schien mir, als gefiele ihr meine Unterhaltung, denn sie ging auf alles ein, was

ich vorbrachte. Eines Tages begann man vom Vertrauen zu sprechen; ich erklärte, dass ich es niemandem schenkte, und fände, man müsste es immer bereuen, habe man es einmal getan, und es gäbe vielerlei, über das ich niemals gesprochen hätte. Die Königin entgegnete, sie schätze mich darum höher, denn sie habe niemanden in Frankreich gefunden, der ein Geheimnis wahre, und dies habe sie am tiefsten bekümmert, weil es sie des Vergnügens beraubt hätte, jemandem zu vertrauen. Es sei im Leben nötig, jemanden zu haben, mit dem man sich aussprechen könne, besonders für Leute ihres Ranges. Die folgenden Tage nahm sie die gleiche Unterhaltung noch mehrere Male auf; sie eröffnete mir sogar ziemlich geheime Dinge, welche vorgingen. Endlich war es mir, als ob sie sich meines Geheimnisses zu versichern wünsche und als ob sie Lust habe mir die ihrigen anzuvertrauen. Dieser Gedanke fesselte mich an sie. Ich war gerührt über diese Auszeichnung und machte ihr mit sehr viel grösserem Fleiss den Hof, als ich es gewöhnlich tat. Als nun eines Abends der König und alle Damen zu Pferde durch den Wald ritten, woran sie sich um eines Unwohlseins willen nicht hatte betheiligen wollen, blieb ich bei ihr; sie stieg an den Rand eines Weihers hinab und liess die Hand ihres Kavaliers fahren, um unbehinderter ge-

hen zu können. Nachdem sie einige Wege zurückgelegt hatte, näherte sie sich mir und befahl mir, ihr zu folgen: „Ich will Sie sprechen,“ sagte sie, „und an meinen Worten werden Sie erkennen, dass ich Ihre Freundin bin.“ Sie blieb bei dieser Rede stehen und blickte mich fest an: „Sie sind verliebt,“ fuhr sie fort, „und weil Sie sich niemandem anvertrauen, meinen Sie, dass Ihre Liebe nicht bekannt ist; sie ist aber bekannt und sogar Leuten, die sie etwas angeht. Man beobachtet Sie, man kennt die Orte, wo Sie Ihre Geliebte sehen, man hat vor Sie dort zu überraschen. Ich weiss nicht, wer sie ist, und frage Sie nicht darnach; ich will Sie einzig vor dem Unglück, in das Sie geraten könnten, bewahren!“ Sehen Sie, bitte, welche Falle mir die Königin stellte, und wie schwer es war, nicht in sie hineinzugeraten. Sie wollte wissen, ob ich verliebt war; und da sie nicht darnach fragte, in wen ich es war, und mich nur das einzige Vorhaben, mir eine Freude machen zu wollen, sehen liess, nahm sie mir den Gedanken, dass sie aus Neugier oder Absicht mit mir spräche.

Indessen enthüllte sich mir wider alles Erwarten die Wahrheit. Ich war in Madame de Themines verliebt; doch wenschon sie mich wieder liebte, war ich nicht glücklich genug, sie an geheimen Orten sehen zu können, ohne eine Überraschung befürchten zu müssen.

Auch merkte ich nur allzugut, dass die Königin nicht von ihr sprechen konnte. Ich wusste ja auch sehr wohl, dass ich mit einer anderen, weniger schönen und strengen Frau als Madame de Themines einen verliebten Handel hatte, und es konnte nicht unmöglich sein, dass der Ort, wo ich sie sah, entdeckt war. Doch da mich das wenig kümmerte, war es mir ein leichtes, mich vor jeder Gefahr zu sichern, indem ich es aufgab, sie zu sehen. Ich nahm mir also vor, der Königin nichts einzugestehen, und ihr im Gegenteil zu beteuern, ich hätte seit langem den Wunsch, Frauen, von denen ich Liebe erhoffen konnte, in mich verliebt zu machen, aufgegeben, weil ich fast alle unwert gefunden hätte, einen rechtschaffenen Mann zu fesseln, und dass mich nur etwas, was hoch über ihnen stünde, verpflichten könnte!“ „Sie antworten mir nicht offen,“ entgegnete die Königin, „ich weiss das Gegenteil von dem, was Sie sagen. Die Art und Weise meiner Sprache Ihnen gegenüber müsste Sie bestimmen nichts vor mir zu verbergen. Sie sollen mein Freund sein,“ fuhr sie fort, „doch ich will genau wissen, wenn ich Ihnen diesen Platz einräume, an wen Sie gefesselt sind. Machen Sie sich klar, ob Sie ihn um den Preis, sie mir mit Namen zu nennen, erlangen wollen: ich gebe Ihnen zwei Tage Bedenkzeit; achten Sie jedoch nach

dieser Frist stets auf Ihre Aussage und erinnern Sie sich, dass ich Ihnen Zeit meines Lebens nicht verzeihe, wenn ich in Zukunft einmal merke, dass Sie mich betrogen haben!“ Nach solchen Worten ging die Königin von mir, ohne meine Antwort abzuwarten. Sie können sich denken, dass ich ganz erfüllt von dem, was sie mir soeben gesagt hatte, zurückblieb. Die beiden mir als Bedenkzeit gewährten Tage kamen mir nicht zu lange vor, um mich zu entscheiden. Ich sah, sie wollte wissen, ob ich verliebt sei, und wünschte nicht, dass ich es wäre. Ich sah die Folgen und Verpflichtungen des Handels, den ich eingehen wollte, meiner Eitelkeit schmeichelte ein geheimer Liebesbund mit einer Königin nicht wenig; noch dazu einer Königin, deren Person obendrein so ausserordentlich liebenswert ist. Andererseits liebte ich Madame de Themines, und obwohl ich ihr der anderen Frau zuliebe, von der ich Ihnen erzählte, untreu war, konnte ich mich doch nicht entschliessen, mit ihr zu brechen. Ich sah auch, welche Gefahr ich lief, wenn ich die Königin täuschte, und wie schwierig es war, sie zu täuschen; dennoch vermochte ich es nicht über mich zu bringen, das mir gebotene Glück auszuschlagen, und ich rechnete mit allem, was mir meine schlechte Aufführung einbringen konnte. Und brach den Handel mit der Frau, den man zu ent-



decken vermochte, und hoffte den mit Madame de Themines zu verbergen.

Am Ende der zwei mir zugestandenen Tage fragte mich die Königin, als ich in das Gemach trat, wo alle Damen zum Empfange versammelt waren, ganz laut und mit einer ernsthaften Miene, welche mich überraschte: „Haben Sie an die Angelegenheit, mit der ich Sie betraute, gedacht, und wissen Sie die Wahrheit?“ „Ja, Madame,“ erwiderte ich, „sie verhält sich so, wie ich Eurer Majestät gesagt habe!“ „Kommen Sie heute abend zur Stunde, da ich zu schreiben pflege“, entgegnete sie, „Sie sollen meine Befehle hören!“ Ohne etwas zu erwidern, machte ich eine tiefe Verbeugung, und versäumte es nicht mich zur bezeichneten Stunde einzustellen. Ich traf sie in der Galerie, wo sie sich mit ihrem Schreiber und einer ihrer Frauen aufhielt. Sobald sie mich erblickte, kam sie auf mich zu, führte mich an das andere Galerieende und hub an: „Nun, haben Sie es wohl bedacht, dass Sie mir nichts zu sagen haben, und verdient es die Weise, welche ich Ihnen gegenüber einschlage, nicht, dass Sie offen zu mir reden?“ „Weil ich offen und ehrlich zu Ihnen spreche, Madame“, antwortete ich ihr, „habe ich Ihnen nichts zu sagen, und ich schwöre Eurer Majestät in aller schuldigen Ehrfurcht, dass mich keine Frau des Hofes fesselt!“ „Ich will es

glauben,“ entgegnete die Königin, „weil ich es wünsche; und wünsche es, weil ich Verlangen trage, Sie ganz an mich zu knüpfen. Unmöglich könnte ich mit Ihrer Freundschaft zufrieden sein, wenn Sie verliebt wären. Man darf denen, die es sind, nicht vertrauen, da man nicht sicher geht, dass sie ein Geheimnis wahren. Sie sind zu unbedachtsam und zu zwiespältig und ihre Liebe beschäftigt sie völlig, welches sich nicht mit der Art verträgt, in der ich Sie an mich zu knüpfen beabsichtige. Erinnern Sie sich also, dass ich Sie auf Ihr gegebenes Wort hin, keine Liebenschaft zu haben, erwähle, um Ihnen mein ganzes Vertrauen zu schenken. Erinnern Sie sich, dass ich Ihr Vertrauen ganz besitzen will, dass Sie nur Freunde und Freundinnen haben sollen, welche mir genehm sind, und dass Sie sich jeder anderen Sorge, als mir zu gefallen, zu entschlagen haben. Ich werde Ihr Glück nicht ausser acht lassen und will es mit mehr Sorgfalt behüten, als Sie selber; was ich auch für Sie tue, ich werde mich damit für gut bezahlt erachten, dass ich Sie mir so zugetan finde, wie ich es hoffe. Und erwähle Sie, um Ihnen all meinen Kummer anzuvertrauen, und damit Sie mir ihn lindern helfen. Sie können sich denken, dass er nicht gering ist. Dem Anscheine nach dulde ich ohne grosse Not des Königs Lieb-

schaft mit der Herzogin von Valentinois, doch sie ist mir unerträglich. Sie beherrscht den König, sie täuscht ihn, sie missachtet mich; alle meine Leute stehen zu ihr. Die Dauphine, meine Schwiegertochter, baut auf ihre Schönheit und den Einfluss ihrer Oheime und erweist mir keine Ehrerbietung. Der Konnetabel von Montmorency ist des Königs und des Reiches Gebieter, er hasst mich und lässt mich Beweise seines Hasses fühlen, die ich nicht vergessen kann. Der Marschall von Saint-André ist ein kühner, junger Günstling, welcher sich nicht besser als die anderen zu mir stellt. Die Einzelheiten meines Unglücks würden Ihnen Mitleid abzwängen, ich habe mich bislang niemandem anzuvertrauen gewagt, ich vertraue mich Ihnen an, sorgen Sie dafür, dass ich es nimmer bereue, und seien Sie mein einziger Trost!“ Die Augen der Königin sprühten Flammen, als sie diese Worte vollendet hatte, ich war nahe daran mich ihr zu Füßen zu werfen, so sehr war ich über ihre Güte gegen mich gerührt. Seit dem Tage hatte sie volles Vertrauen zu mir, sie tut nichts, ohne sich mit mir darüber zu bereden, und ich ging ein Verhältnis mit ihr ein, welches noch besteht.

Wie sehr mich indessen auch diese Verbindung mit der Königin ausfüllte und beschäftigte, ich hing dennoch mit einer na-

türlichen Neigung, die nichts überwinden konnte, an Madame de Themines. Es schien mir, als ob sie aufhöre mich zu lieben, und statt so klug zu sein, mich dieses Wechsels, den sie mich merken liess, zu bedienen, um mich von ihr loszumachen, verdoppelte sich meine Liebe zu ihr, und ich betrug mich so schlecht, dass die Königin einige Kenntniss von diesem Handel bekam. Eifersucht ist Frauen ihres Volkes angeboren, und vielleicht hegte die Fürstin lebhaftere Gefühle für mich, als sie selber vermutete. Denn schliesslich bereitete ihr das Gerücht von meinem Verliebtsein solch grosse Unruhe und so grossen Kummer, dass ich mich tausendmal durch sie verloren wähnte. Endlich beruhigte ich sie durch Diensterweisungen, Ergebenheit und falsche Schwüre wieder, aber ich würde sie nicht mehr lange haben täuschen können, wenn mich Madame de Themines nicht wider meinen Willen durch ihren Gefühlswechsel frei gemacht hätte. Sie liess mich merken, dass sie mich nicht mehr liebe, und ich war so überzeugt davon, dass ich mich veranlasst sah nicht weiter in sie zu drängen und sie in Ruhe zu lassen. Einige Zeit darnach schrieb sie mir den verlorengegangenen Brief. Ich erfuhr durch ihn, dass sie um den Handel gewusst, den ich mit jener anderen Frau gehabt hatte, von dem ich Ihnen erzählte, und dass

dies die Ursach ihrer Veränderung war. Als ich dann durch nichts mehr abgezogen wurde, war die Königin ziemlich zufrieden mit mir; doch da meine Gefühle für sie nicht derartig sind, mich jeder anderen Empfindung unfähig zu machen, und da man nicht nach seinem Willen verliebt sein kann, ward ich es in Madame de Martigues, für die ich schon eine sehr starke Leidenschaft hegte, als sie noch Villemontais hiess und Madame de Dauphines Ehrendame war. Ich hatte allen Grund mich nicht gehasst zu glauben: die Verschwiegenheit, welche ich ihr bewies, und deren Gründe sie nicht völlig kannte, war ihr angenehm. Die Königin schöpfte keinen Verdacht gegen ihre Person, aber sie tat es gegen eine andere, was nicht minder ärgerlich ist. Weil Madame de Martigues jeden Tag bei Madame la Dauphine ist, gehe ich auch öfters, als es schicklich ist, zu ihr. Die Königin meint nun, ich sei in Madame la Dauphine verliebt. Madame la Dauphines Rang, welcher ihrem gleichkommt, ihre Schönheit und Jugend, die sie über sie stellen, verursachen ihr eine Eifersucht, die beinahe an Raserei grenzt, und einen Hass gegen ihre Schwiegertochter, welchen sie nicht mehr zu verbergen weiss. Der Kardinal von Lothringen, der mir seit langem schon nach der Königin Gunst zu trachten scheint und mich einen Platz einnehmen sieht,

welchen er ausfüllen möchte, hat sich unter dem Vorwande, Madame la Dauphine mit ihr auszusöhnen, in die Zwistigkeiten gemischt, welche sie miteinander haben. Und ich zweifle nicht, dass er die wahre Ursach des Hasses der Königin entdeckt hat, und glaube, er wird mir jeden schlechten Dienst leisten, ohne die Königin merken zu lassen, dass er ihn mir zu leisten willens ist. Also stehen die Dinge zu dieser Stunde, wo ich mit Ihnen spreche. Urteilen Sie, welche Wirkung der von mir verlorene Brief hervorgerufen kann, den mich mein Unglück in die Tasche stecken liess, um ihn Madame de Themines zurückzugeben. Wenn die Königin diesen Brief sieht, wird sie merken, dass ich sie hintergangen habe, und dass ich fast zu der Zeit, wo ich sie um Madame de Themines willen, Madame de Themines einer anderen halber täuschte. Sagen Sie sich selber, was sie nun von mir denken muss und ob sie meinen Worten jemals wieder trauen kann. Was soll ich ihr sagen, wenn sie diesen Brief jemals sieht? Sie weiss, dass man ihn in Madame la Dauphines Händen gelassen hat, und wird glauben, Chastelart habe seiner Fürstin Handschrift wieder erkannt und der Brief stamme von ihr. Sie wird mutmassen, dass diese etwa die Frau ist, der man Eifersucht bezeigt; was wird sie nicht alles denken,

und was werde ich von all diesen Gedanken nicht zu befürchten haben? Dazu kommt noch, dass ich lebhaft in Madame de Martigues verliebt bin, der Madame la Dauphine sicherlich den Brief, den sie vor kurzem geschrieben wähnt, zeigen wird, also werde ich mich in gleicher Weise mit der Frau, die ich am tiefsten auf der Welt liebe, und mich mit der, die ich am meisten auf der Welt fürchten muss, überwerfen. Bedenken Sie also, ob ich nicht allen Grund habe, Sie zu beschwören, den Brief als den Ihrigen auszugeben, und Sie freundschaftlichst zu bitten, ihn sogleich aus Madame la Dauphines Händen zurückzuverlangen!“

„Ich sehe ein,“ erwiderte Monsieur de Nemours, „dass man in keiner grösseren Aufregung sein kann, doch ich muss gestehen, Sie verdienen sie. Man hat mir vorgeworfen, kein treuer Liebhaber zu sein und mehrere Liebschaften auf einmal zu haben, doch Sie übertreffen mich bei weitem. Ich würde alles, was Sie unternahmen, nicht einmal ausdenken wagen. Konnten Sie erwarten sich Madame de Themines zu erhalten, als Sie sich mit der Königin verbanden, und konnten Sie hoffen sich mit der Königin zu verbinden und sie zugleich zu täuschen? Sie ist Italienerin und Königin und infolgedessen des Argwohns, der Eifersucht und des Stolzes voll. Als Sie

mehr Ihr gutes Geschick als Ihre Aufführung von Verpflichtungen, die Sie eingegangen waren, befreite, haben Sie neue angeknüpft und sich eingebildet, inmitten des Hofes Madame de Martigues lieben zu können, ohne dass die Königin etwas davon erführe. Sie konnten nicht zart genug sein, um sie des beschämenden Gefühls, den ersten Schritt getan zu haben, zu entheben. Sie hegt eine starke Leidenschaft für Sie, Ihr Zartgefühl hindert Sie, es mir einzugestehen, und meines, Sie darnach zu fragen; doch schliesslich liebt sie Sie, sie misstraut und die Wahrheit zeugt wider Sie!“ „Dürfen Sie mir Vorwürfe machen“, unterbrach ihn der Vizedom, „und muss nicht Ihre Erfahrung meinen Fehlern gegenüber Nachsicht walten lassen? Dennoch gebe ich gern zu, dass ich unrecht tat, aber denken Sie daran, ich beschwöre Sie, mich von dem Abgrund, an dem ich stehe, fortzuziehen. Nach meinem Dafürhalten müssen Sie Madame la Dauphine aufsuchen, sobald sie erwacht ist, und wie wenn Sie der Verlierer wären, den Brief von ihr zurückverlangen!“ „Ich habe Ihnen bereits gesagt,“ erwiderte Monsieur de Nemours, „dass das Ansinnen, welches Sie an mich stellen, etwas befremdend ist und dass mir mein eigener Vorteil dabei in die Quere kommt; doch mehr noch, wenn man diesen Brief aus Ihrer Tasche fallen sah,



wird man meines Erachtens die Leute schwer überzeugen, dass er aus der meinigen gefallen sei.“ „Ich glaubte Ihnen gesagt zu haben,“ erwiderte der Vizedom, „dass der Königin berichtet ist, er sei Ihrer Tasche entfallen!“ „Wie,“ fuhr Monsieur de Nemours heftig auf, welcher in diesem Augenblick an die schlimmen Folgen dachte, die ihm dieser Irrtum bei Madame de Cleve erwirken konnte, „man hat Madame la Dauphine berichtet, ich habe diesen Brief verloren?“ „Ja,“ versetzte der Vizedom, „man sagte es ihr. Und dieser Irrtum entstand so: es waren mehrere Edelleute der Königinnen in einem der Ballspielsäle, wo unsere Kleider lagen, als Ihre und meine Leute sie holten. Zur selben Zeit fiel der Brief nieder, die Edelleute hoben ihn auf und lasen ihn ganz laut. Die einen glaubten, er gehöre Ihnen, die anderen mir. Chastelart nahm ihn an sich, und als ich ihn eben ihm abverlangen liess, erklärte er, ihn Madame la Dauphine als einen Brief, der Ihnen gehöre, eingehändigt zu haben; die aber, welche der Königin davon erzählten, sagten unglücklicherweise, er gehöre mir. So können Sie meine Bitte leicht erfüllen und mich aus meiner schwierigen Lage befreien!“

Monsieur de Nemours hatte dem Vizedom von Chartres stets grosse Freundschaft bezeigt, und seine Liebe zu Madame de Cleve machte

ihn ihm noch teurer. Dennoch konnte er sich nicht entschliessen die Gefahr auf sich zu nehmen, dass sie von diesem Briefe als einer Angelegenheit, die ihn angehe, reden hörte. Er begann tief nachzudenken, der Vize- dom aber vermutete, dass sich dieses Grübeln kaum mit ihm beschäftigte, und sprach zu ihm: „Ich sehe, Sie fürchten sich mit Ihrer Geliebten zu entzweien, und Sie selber würden mir Grund zu der Vermutung geben, dass es sich um Madame la Dauphine handele, wenn mir nicht Ihre geringe Eifersucht auf Monsieur d'Anville diesen Gedanken nähme; doch wie dem auch sei, es ist billig, dass ich Ihre Ruhe nicht der meinigen opfere. Und ich will Ihnen Mittel geben, Ihrer Geliebten zu beweisen, dass sich der Brief an mich und nicht an Sie richtet: hier ist ein Schreiben Madame d'Amboises, die eine Freundin von Madame de Themines ist, der sie alle Gefühle anvertraute, die sie mir entgegenbrachte. In diesem Brief erbittet sie sich das verloren gegangene Schreiben ihrer Freundin zurück. Mein Name steht auf dem Billet und aus seinem Inhalte geht deutlich hervor, dass der zurückverlangte Brief derselbe ist, den man gefunden hat. Ich lege dieses Schreiben in Ihre Hände und willige ein, dass Sie es Ihrer Geliebten zu Ihrer Rechtfertigung zeigen. Ich beschwöre Sie, keinen Augenblick zu ver-

lieren und noch heute morgen zu Madame la Dauphine zu gehen!“

Monsieur de Nemours versprach es dem Vizedom von Chartres und nahm Madame d'Amboises Brief an sich; trotzdem hatte er nicht die Absicht, Madame la Dauphine aufzusuchen. Er fand, dass er etwas viel Wichtigeres zu tun hätte. Er zweifelte nicht, dass sie bereits mit Madame de Cleve über dieses Schreiben gesprochen hatte, und konnte es nicht ertragen, dass ein Wesen, welches er so innig liebte, etwa mit einigem Rechte annehmen möchte, er schmachte in anderen zarten Banden.

Und ging zu einer Stunde zu ihr, wo sie nach seinem Ermessen aufgewacht sein konnte, und liess ihr sagen, er würde nicht um die Ehre gebeten haben, sie zu solch ungewöhnlicher Stunde sehen zu dürfen, wenn ihn nicht eine wichtige Angelegenheit dazu zwänge. MadamedeCleve lag noch mit bekümmertem und von traurigen Gedanken gequältem Gemüte zu Bette und hatte so die ganze Nacht über gewacht. Sie war ausserordentlich überrascht, als man ihr Monsieur de Nemours' Begehren mittheilte; in ihrer Bitterkeit erklärte sie ohne jedes weitere Bedenken, dass sie krank sei und ihn nicht sprechen könne.

Den Prinzen verletzte diese Weigerung nicht, einige Kälte in einem Augenblick, wo

sie eifersüchtig sein konnte, war kein übles Anzeichen. Er trat in Monsieur de Cleves Gemach ein und sagte zu ihm, er käme von dem seiner Frau Gemahlin und sei sehr betrübt, nicht bei ihr eintreten zu dürfen, weil er mit ihr über eine für den Vizedom von Chartres sehr wichtige Angelegenheit zu sprechen habe. Er setzte Monsieur de Cleve in wenigen Worten die Folgen dieser Angelegenheit auseinander, und Monsieur de Cleve führte ihn zu selbiger Stunde in das Gemach seiner Frau. Wenn es nicht dunkel gewesen wäre, hätte sie ihre Verwirrung und ihr Erstaunen kaum verbergen können, als sie Monsieur de Nemours an der Seite ihres Gatten eintreten sah. Monsieur de Cleve sagte ihr, es handle sich um einen Brief, bei dem man im Interesse des Vizedoms ihrer Hilfe bedürfte, sie möchte mit Monsieur de Nemours beraten, was zu tun sei, er ginge zum König, der ihn habe rufen lassen.

Monsieur de Nemours blieb, wie er es sich wohl wünschen mochte, mit Madame de Cleve allein. „Ich komme, um Sie zu fragen, Madame,“ redete er sie an, „ob Ihnen Madame la Dauphine nichts von einem Briefe erzählte, den ihr Chastelart gestern eingehändigt hat!“ „Sie erzählte mir einiges davon,“ antwortete Madame de Cleve, „doch sehe ich nicht recht, was dieser Brief mit dem

Wohle meines Oheims zu tun hat; ich kann Ihnen versichern, dass er nicht in ihm erwähnt wird!“ „Er ist wahrlich nicht in ihm genannt,“ fiel Monsieur de Nemoursein, „aber trotzdem ist er an ihn gerichtet, und es liegt ihm viel daran, dass Sie ihn Madame la Dauphins Händen entreissen!“ „Ich verstehe nicht,“ entgegnete Madame de Cleve, „wie es ihm schaden kann, wenn man diesen Brief liest, und warum man ihn in seinem Namen zurückfordern muss!“ „Wenn Sie die Güte haben wollen, mir zuzuhören,“ erwiderte Monsieur de Nemours, „will ich Ihnen also bald die Wahrheit eröffnen, und sie werden so wichtige Dinge für den Vizedom hören, dass ich sie selbst Monsieur de Cleve nicht anvertraut haben würde, wäre ich seiner Hilfe nicht bedürftig gewesen, um die Ehre zu haben Sie zu sehen!“ „Ich glaube, dass alles, was Sie sich mir zu sagen bemühen wollen, nutzlos sein wird,“ entgegnete Madame de Cleve mit ziemlich kühler Miene, „und Sie suchen besser Madame la Dauphine auf und gestehen ihr ohne Umschweife Ihr Interesse an diesem Briefe ein, zumal man ihr gesagt hat, dass er von Ihnen stammt!“

Die Bitterkeit, welche Monsieur de Nemours an Madame de Cleve auffiel, bereitete ihm das empfindsamste Vergnügen, das er jemals genossen hatte, und machte ihn unge-

geduldig sich zu rechtfertigen. „Ich weiss nicht, Madame,“ hub er wieder an, „was man Madame la Dauphine gesagt haben mag, ich aber habe kein Interesse an diesem Briefe, er ist an Monsieur de Chartres gerichtet.“ „Ich glaube es,“ entgegnete Madame de Cleve, „aber man sagte Madame la Dauphine das Gegenteil, und es wird ihr nicht sehr wahrscheinlich vorkommen, dass Monsieur de Chartres Briefe Ihrer Tasche entfallen! Deshalb rate ich Ihnen — wofern Sie nicht einen mir unbekanntem Grund haben, Madame la Dauphine die Wahrheit zu verbergen — sie ihr einzugestehen!“ „Ich habe ihr nichts zu gestehen,“ fuhr er fort, „der Brief wendet sich nicht an mich, und wenn ich irgend jemanden davon zu überzeugen wünschte, so ist es nicht Madame la Dauphine. Da es sich aber in diesem Falle um Monsieur de Chartres Wohl handelt, heissen Sie es bitte gut, Madame, dass ich Sie Dinge wissen lasse, die sogar Ihre Neugier verdienen!“ Madame de Cleve bezeugte durch ihr Schweigen, dass sie ihn anzuhören bereit war, und Monsieur de Nemours erzählte ihr so knapp wie irgend möglich alles, was er soeben vom Vizedom gehört hatte. Wiewohl diese Dinge Erstaunen hervorrufen und mit Aufmerksamkeit angehört werden mussten, hörte Madame de Cleve sie doch mit solcher Gelassenheit an,

dass es Monsieur de Nemours schien, als ob sie sie nicht glaube oder als ob sie ihr gleichgültig seien. Sie verharrete in dieser Gelassenheit, bis ihr Monsieur de Nemours von Madame d'Amboises Schreiben sprach, welches sich an den Vizedom wendete. Der Gedanke daran nahm ihr plötzlich und wider ihr Wollen die Kälte, die sie bislang gezeigt hatte. Nachdem ihr der Prinz das Schreiben, welches ihn rechtfertigte, vorgelesen, reichte er es ihr zum Lesen und sagte, dass sie die Handschrift prüfen möchte; sie konnte es nicht unterlassen es hinzunehmen, um aus der Aufschrift zu erfahren, ob es sich an den Vizedom von Chartres richtete, und es ganz zu lesen, um beurteilen zu können, ob der zurückverlangte Brief derselbe war, den sie in ihren Händen hatte. Monsieur de Nemours sagte ihr noch alles, was ihm geeignet schien, um sie zu überzeugen. Und da man sich leicht von einer angenehmen Wahrheit überzeugen lässt, so bewies er Madame de Cleve, dass dieser Brief ihn nichts angehe.

Sie begann dann mit ihm über die Aufregung und Gefahr zu sprechen, in welcher der Vizedom schwebte, auch ihn seiner unhöfischen Aufführung wegen zu tadeln und nach Mitteln zu suchen, um ihm behilflich zu sein. Sie wunderte sich über das Benehmen der Königin, gestand auch Monsieur de Ne-

mours ein, dass sie den Brief hätte, und ging endlich, sobald sie ihn unschuldig wusste, mit klarem Verstand und ruhig auf dieselben Dinge ein, welchen sie anfangs scheinbar nicht zuzuhören geruhte. Sie kamen überein, man dürfe Madame la Dauphine den Brief auf keinen Fall zurückgeben, da man befürchten musste, dass sie ihn Madame de Martigues zeigte, welche Madame de Themines Schriftzüge kannte, und dem Anteil zufolge, den sie am Vizedom nahm, leicht erraten könnte, dass er an ihn gerichtet war. Auch fanden sie, Madame la Dauphine dürfe man nicht alles eingestehen, was die Königin, ihre Schwiegermutter, angehe. Unter dem Vorgeben, den Angelegenheiten ihres Oheims dienlich sein zu wollen, erklärte sich Madame de Cleve mit Freuden bereit, alle ihr von Monsieur de Nemours anvertrauten Geheimnisse wahren zu wollen.

Nicht immer würde der Prinz von des Vizedom von Chartres Sachen gesprochen haben, und die Gelegenheit, sich ohne Zeugen mit ihr zu unterhalten, würde ihm zu einer Kühnheit ermutigt haben, die er sich noch nicht herauszunehmen gewagt, wenn man Madame de Cleve nicht gerade mitgeteilt hätte, dass Madame la Dauphine sie zu sich entbiete. Monsieur de Nemours sah sich zum Aufbruch genötigt, er ging zum Vizedom zurück, um



ihm zu sagen, dass er es nach ihrer Trennung für besser gehalten habe, sich an Madame de Cleve zu wenden, die seine Nichte wäre, als geradenwegs an Madame la Dauphine heranzugehen. Und liess es wahrlich nicht an Gründen fehlen, um sein Tun und seine Hoffnung auf einen guten Erfolg zu rechtfertigen.

Währenddem kleidete sich Madame de Cleve schnell an, um zu Madame la Dauphine zu gehen; kaum erschien sie in deren Gemach, als die Fürstin sie sich ihr nähern hiess und dann ganz leise zu ihr sagte: „Schon seit zwei Stunden erwarte ich Sie und bin nimmer so begierig gewesen die Wahrheit zu erfahren wie an diesem Morgen. Die Königin hat von dem Briefe, den ich Ihnen gestern gab, reden hören, und glaubt, der Vizedom habe ihn verloren. Sie wissen, welchen Anteil sie an ihm nimmt: sie liess den Brief suchen, liess ihn Chastelart abverlangen. Der aber erklärte, dass er ihn mir gegeben habe. Man ist zu mir gekommen und hat ihn mir unter dem Vorwande abgefordert, dass es ein hübscher Brief wäre, welcher die Königin neugierig gemacht habe. Ich wagte nicht zu sagen, dass Sie ihn hätten, denn sie würde, glaube ich, vermuten, ich hätte ihn um des Vizedoms, Ihres Oheims, willen Ihnen gegeben und es bestände zwischen ihm und mir ein geheimes Einverständ-

nis. Schien es mir doch bereits, als duldeten sie nur notgedrungen seine häufigen Besuche bei mir; darum erklärte ich, der Brief stecke in den Gewändern, die ich gestern getragen, und diejenigen, welche sie in ihrer Obhut hätten, seien ausgegangen. Geben Sie mir bitte gleich das Schreiben,“ fuhr sie fort, „auf dass ich es ihr sende und es lese, bevor ich es an sie schicke, damit ich sehe, ob ich wenigstens die Handschrift erkenne!“

Madame de Cleve war noch verwirrter, als sie gedacht hatte. „Ich weiss nicht, Madame, wie Sie es aufnehmen werden,“ entgegnete sie, „denn Monsieur de Cleve, dem ich es zum Lesen überliess, hat es Monsieur de Nemours zurückgegeben, der schon heute in aller Frühe kam, um es durch ihn von Ihnen zurückzuerbitten. Monsieur de Cleve beging die Unvorsichtigkeit zu sagen, dass er es habe, und war so schwach, Monsieur de Nemours' Bitten um seine Rückgabe nachzugeben!“ „Sie bringen mich wahrlich in die allergrösste Verlegenheit,“ entgegnete Madame la Dauphine, „Sie taten unrecht, dieses Billet Monsieur de Nemours wiederzugeben; da ich es Ihnen gab, durften Sie es ihm nicht ohne meine Erlaubnis wieder einhändigen. Was meinen Sie, das ich der Königin sagen soll und was wird sie denken? Sie wird glauben, und das mit Recht, dass mich der Brief an-

geht, und dass ein Einverständnis zwischen mir und dem Vizedom besteht. Nimmer werde ich sie überzeugen, das der Brief an Monsieur de Nemours gerichtet ist!“ „Ich bin um der Unruhe willen, die ich Ihnen verursache, sehr betrübt,“ erwiderte Madame de Cleve, „und fühle sie in ihrer ganzen Grösse, aber Monsieur de Cleve und nicht ich verschuldete sie.“ „Ihr Fehler ist's,“ fiel Madame la Dauphine ein, „ihm den Brief gegeben zu haben, keine Frau auf der Welt, ausser Ihnen, vertraut ihrem Gatten alles, was sie weiss, an!“ „Ich sehe mein Unrecht ein, Madame,“ entgegnete Madame de Cleve, „doch denken Sie nach, meinen Fehl ungeschehen zu machen.“ „Erinnern Sie sich wenigstens des Inhalts dieser Zeilen?“ fragte Madame la Dauphine darauf. „Ja, Madame,“ entgegnete sie, „ich erinnere mich seiner, da ich ihn mehr als einmal las!“ „Wenn das der Fall ist, so müssen Sie sie zu dieser Stunde von einer unbekanntten Hand nachschreiben lassen, ich werde sie dann der Königin schicken; sie wird sie denen, die sie gesehen haben, nicht zeigen; sollte es aber doch geschehen, will ich stets dabei bleiben, dass es der mir von Chastelart eingehändigte Brief sei, und er wird das Gegenteil nicht zu behaupten wagen.“

Madame de Cleve liess sich um so lieber zu diesem Auswege herbei, als sie Monsieur de

Nemours holen zu lassen gedachte, um denselben Brief wiederzusehen, damit sie ihn Wort für Wort und beinahe mit der gleichen Handschrift nachschreiben lassen könnte, und sie glaubte, dass die Königin unfehlbar dadurch getäuscht würde. Sobald sie zu Hause war, erzählte sie ihrem Gatten von Madame la Dauphines Aufregung und bat ihn, Monsieur de Nemours holen zu lassen. Man liess ihn rufen, er kam eilends. Madame de Cleve sagte ihm alles, was sie bereits ihrem Gatten mitgeteilt hatte, und bat ihn um den Brief; Monsieur von Nemours erklärte jedoch, ihn dem Vizedom von Chartres schon zurückgegeben zu haben, der hocheifrig gewesen sei, ihn wieder zu bekommen und sich ausser der Gefahr zu wissen, in die er geraten sein würde, und er habe ihn zur selbigen Stunde Madame de Themines Freundin zugestellt. Madame de Cleve befand sich in neuer Aufregung, doch nachdem sie alles wohl erwogen hatten, kamen sie überein den Brief nach dem Gedächtnis zu schreiben. Und schlossen sich ein, um daran zu arbeiten; man gab vor der Türe Bescheid, niemanden einzulassen und schickte alle Leute Monsieur de Nemours' fort. Dies geheimnisvolle und vertrauliche Gehabe war für den Prinzen und auch für Madame de Cleve von nicht geringem Reiz. Die Anwesenheit ihres Gatten und das Wohl des Vize-

doms von Chartres setzten sie leicht über ihre Bedenken hinweg, sie fühlte nur das Vergnügen, Monsieur de Nemours zu sehen, und hatte eine so restlose Freude darüber, wie sie sie noch niemals spürte. Diese Freude gewährte ihr eine Unbefangenheit und Heiterkeit, wie sie Monsieur de Nemours noch niemals an ihr gesehen hatte und die seine Liebe verdoppelte. Da er noch nie so selige Augenblicke verlebt hatte, wuchs dadurch auch seine Lebhaftigkeit; und als Madame de Cleve beginnen wollte, sich den Brief ins Gedächtnis zurückzurufen, tat der Prinz statt ihr zu helfen, nichts weiter als sie zu unterbrechen und ihr heitere Dinge zu erzählen. Madame de Cleve überkam dieselbe Fröhlichkeit, so dass sie dort schon lange eingeschlossen sassen und man bereits zweimal im Auftrage Madame la Dauphines gekommen war, um Madame de Cleve zur Eile aufzufordern, als sie noch nicht die Hälfte des Briefes aufgesetzt hatten.

Monsieur de Nemours war es wohl zufrieden, eine Zeit, die ihm so angenehm verstrich, auszudehnen, und er vergass darüber seines Freundes Angelegenheiten. Auch Madame de Cleve langweilte sich nicht und vergass ihres Oheims Angelegenheiten. Endlich, fast um vier Uhr, war der Brief beendet und war so schlecht und die Handschrift, welche man hatte nachschreiben sollen, glich so wenig der,

die man nachzuahmen Ursach hatte, dass es der Königin nicht schwer fiel, um den Betrug zu merken; auch liess sie sich nicht täuschen. Welche Sorgfalt man auch anwendete, sie zu überzeugen, dass der Brief an Monsieur de Nemours gerichtet war, sie blieb nicht allein dabei, er sei an den Vizedom von Chartres geschrieben, sondern glaubte auch, dass Madame la Dauphine daran beteiligt wäre, und dass zwischen beiden ein geheimes Einverständnis obwaltete. Dieser Gedanke vergrösserte ihren Hass auf ihre Schwiegertochter derartig, dass sie ihr niemals verzieh und in ihm verharrte, bis diese Frankreich verliess.

Was den Vizedom von Chartres anging, so geriet er bei ihr in Ungnade; sei es, dass sich der Kardinal von Lothringen schon zum Herrn ihres Gemüts gemacht hatte, oder sei es, dass diese Briefangelegenheit, die ihr offenkundig bewies, dass sie hintergangen war, sie so hellsehend machte, auch die anderen Täuschungen des Vizedoms zu durchschauen, sicher ist es, dass er sich niemals wieder aufrechtig mit ihr versöhnen konnte. Ihr Verhältnis hatte einen Bruch bekommen und fand mit der Verschwörung von Amboise, an welcher er beteiligt war, ein Ende.

Nachdem man den Brief an Madame la Dauphine gesandt hatte, gingen Monsieur de Nemours und Monsieur de Cleve fort, Ma-

dame de Cleve blieb allein; und sobald sie nicht mehr von der Freude beseelt wurde, die eines Geliebten Anwesenheit bewirkt, kam sie wie aus einem Traume wieder zu sich und sah nun mit Bedauern die merkwürdige Verschiedenheit ihres gestrigen und heutigen Zustandes. Die Bitterkeit und Kälte stand wieder vor ihren Augen, welche sie Monsieur de Nemours gezeigt hatte, solange sie im Glauben war, Madame de Themines Brief sei an ihn gerichtet. Welche Ruhe und welche Freude war dieser Bitterkeit gefolgt, sobald sie sich davon überzeugt hatte, dass ihn dieser Brief nichts angehe! Wenn sie daran dachte, dass sie es sich am Vortage wie ein Verbrechen vorgeworfen hatte, ihm eine Empfindung, die nur die Liebe allein hervorrufen kann, gezeigt zu haben, und dass sie ihn infolge ihrer Bitterkeit Eifersuchtsanwandlungen, welche wahre Beweise der Liebe sind, hatte sehen lassen, so konnte sie sich selber nicht mehr. Wenn sie noch bedachte, dass Monsieur de Nemours genau sah, wie sie um seine Liebe wusste, und auch deutlich fühlte, dass sie ihn trotz dieser Gewissheit, selbst in Gegenwart ihres Gatten, nicht schlecht behandelt, im Gegenteil, ihn niemals gewogener betrachtet hatte, dass sie die Veranlassung war, wenn Monsieur de Cleve ihn holen liess, und dass sie soeben einen Teil des Nachmit-

tags unter vier Augen zusammen verbracht hatten, so fand sie, dass sie mit Monsieur de Nemours im Einverständnis stände, dass sie den Ehemann betrüge, der am wenigsten auf der Welt betrogen zu werden verdiene, und schämte sich selbst in ihres Geliebten Augen so wenig achtenswert zu sein. Die Erinnerungen an den Zustand aber, in dem sie die Nacht verbracht hatte, und die peinigenden Schmerzen, der ihr der Gedanke verursachte, dass Monsieur de Nemours eine andere liebe und sie betrüge, konnte sie weniger leicht als alles übrige verwinden.

Bislang hatte sie die tödlichen Qualen des Misstrauens und der Eifersucht nicht gekannt, sie hatte nur daran gedacht, sich der Liebe zu Monsieur de Nemours zu erwehren, und hatte noch nicht zu fürchten begonnen, dass er eine andere lieben könne. Wiewohl der durch diesen Brief hervorgerufene Argwohn vernichtet war, hatte er ihr doch die Augen geöffnet, dass sie zufällig getäuscht werden könne, und sie misstrauisch und eifersüchtig gemacht, was sie nimmer gewesen war. Sie war selber erstaunt noch niemals daran gedacht zu haben, wie wenig wahrscheinlich es war, dass ein Mann wie Monsieur de Nemours, der Frauen gegenüber stets so leichtfertig gewesen, einer ernstern und standhaften Liebe fähig sei. Sie hielt es beinahe für un-



möglich, dass sie jemals seiner Liebe froh werden würde. „Doch wenn ich es sein könnte,“ rief sie, „wie soll ich mich dann verhalten? Will ich sie dulden, will ich sie erwidern? Will ich mich in eine Liebschaft einlassen, will ich Monsieur de Cleve, will ich mich selber aufgeben? Und willich mich endlich der grausamen Reue und den tödlichen Schmerzen hingeben, welche die Liebe erwirkt? Von einer Liebe, die mich wider Willen überkam, bin ich besiegt und überwunden worden; alle meine Entschlüsse sind nichtig; ich dachte gestern genau so, wie ich heute denke, und tue heute das Gegenteil von dem, was ich mir gestern vornahm. Ich muss mich Monsieur de Nemours Blicken entziehen, muss aufs Land gehen, wie wunderbar meine Reise auch erscheinen mag; und wenn Monsieur de Cleve sich ihr hartnäckig widersetzt oder etwa Gründe wissen will, tue ich ihm oder mir vielleicht das Unrecht an sie ihm einzugestehen. Sie beharrte in diesem Entschlusse und blieb den ganzen Abend für sich, ohne sich bei Madame la Dauphine zu erkundigen, was sich mit des Vizedoms falschem Briefe zugetragen hatte.

Als Monsieur de Cleve heimkehrte, erklärte sie ihm aufs Land gehen zu wollen, da sie sich elend fühle und der frischen Luft bedürfe. Monsieur de Cleve fand sie so blühend und schön aussehend, dass sie ihn nicht

von einem heftigen Unwohlsein überzeugen konnte, und spottete anfänglich über die beabsichtigte Reise und antwortete ihr, sie vergässe, dass die Hochzeiten der Fürstinnen und das Turnier bevorständen, und dass sie nicht allzuviel Zeit zur Vorbereitung habe, um dabei in demselben Prunk wie die übrigen Damen zu erscheinen. Ihres Gatten Einwände brachten sie nicht von ihrem Vorhaben ab; sie bat ihn es gutzuheissen, dass sie, während er mit dem Könige nach Compiègne ginge, nach Colomiers reise, wie eine reizende Besitzung, eine Tagereise vor Paris, hiess, welche sie mit Sorgfalt hatten erbauen lassen. Monsieur de Cleve willigte darein; sie ging mit dem Gedanken dorthin, nicht so schnell wieder zurückzukommen, und der König reiste nach Compiègne, wo er nur wenige Tage verweilen wollte.

Monsieur de Nemours war es schmerzlich, Madame de Cleve seit dem so angenehm mit ihr verbrachten Nachmittage, an dem seine Hoffnungen gewachsen waren, nicht wiedergesehen zu haben. Und er wartete mit so rastloser Ungeduld auf ein Wiedersehen, dass er nach des Königs Rückkehr nach Paris zu seiner Schwester, der Herzogin von Mercoeur, zu reisen beschloss, die auf dem Lande, ziemlich nahe bei Colomiers, wohnte. Und er schlug dem Vizedom vor mit dorthin zu kom-

men; der aber nahm den Vorschlag freudig an, welchen ihm Monsieur de Nemours nur in der Hoffnung machte, Madame de Cleve zu sehen und mit dem Vizedom zu ihr zu gehen.

Madame de Mercoeur empfing sie hochentzückt und dachte nur daran sie zu unterhalten und ihnen alle Freuden des Landlebens zuteil werden zu lassen. Als sie auf der Hirschjagd waren, verirrte sich Monsieur de Nemours im Walde. Wie er den Weg suchte, welchen er zu seiner Rückkehr einschlagen musste, fiel ihm ein, dass er nahe bei Colomiers war; bei dem Worte Colomiers jagte er spornstreichs nach der Seite, wo man es ihm wies, ohne sich im geringsten zu überlegen, was er eigentlich vorhatte. Er kam in den Wald und ging aufs Geratewohl den sorgfältig hergerichteten Wegen nach, welche, wie er gut erriet, nach dem Schlosse führten. Und fand am Ende dieser Wege ein Lusthäuschen, dessen Erdgeschoss aus einem grossen Saale bestand, welchem sich zwei Arbeitsräume angliederten, deren einer sich nach einem Blumengarten hinöffnete, der nur durch einen Zaun vom Walde getrennt war; der zweite aber blickte auf eine grosse Allee des Parks. Er trat in das Arbeitszimmer und überliess sich der Betrachtung seiner Schönheit, ohne Monsieur und Madame de Cleve in Gefolg-

schaft einer grossen Anzahl Diener durch den Park kommen zu sehen. Da er sich nicht hatte träumen lassen Monsieur de Cleve hier zu finden, den er beim Könige gelassen hatte, riet ihm sein erster Gedanke sich zu verstecken; er trat in das Arbeitszimmer, welches auf den Blumengarten blickte, in dem Gedanken, durch eine nach dem Walde hin offene Türe hinauszugehen. Doch wie er sah, dass Madame de Cleve und ihr Gatte vor dem Pavillon Platz nahmen, dass ihre Dienerschaft im Park weilte und nicht zu ihm gelangen konnte, ohne an der Stelle vorbeizugehen, wo Monsieur und Madame de Cleve sassen, vermochte er sich weder des Vergnügens zu entschlagen, die Prinzessin zu sehen, noch der Neugierde zu widerstehen, ihre Unterhaltung mit einem Ehemanne anzuhören, der ihm mehr Eifersucht als seiner Nebenbuhler einer bereitete. Und hörte, wie Monsieur de Cleve zu seiner Frau sagte: „Aber warum wollen Sie nicht nach Paris zurückkehren? Was kann Sie auf dem Lande zurückhalten? Sie haben seit einiger Zeit einen Hang für Einsamkeit, der mich in Erstaunen setzt und betrübt, da er uns trennt. Ich sehe Sie sehr viel trauriger als gewöhnlich, und fürchte, Sie haben einen Grund, weswegen Sie bekümmert sind!“ „Ich habe kein trauriges Gemüt,“ erwiderte sie mit verwirrter

Miene, „aber der Lärm am Hofe ist so gross und es sind stets so viele Menschen bei Ihnen, dass wahrlich Körper und Geist müde werden und man sich nach Ruhe sehnt!“ „Ruhe“, entgegnete er, „taugt wenig für eine Frau Ihres Alters, Sie leben zu Hause und am Hofe so, dass Sie keine Müdigkeit überkommen kann, ich fürchte eher, Sie möchten gern von mir getrennt sein!“ „Mit solchen Gedanken thun Sie mir bitter Unrecht,“ sagte sie mit einer Verwirrung darwider, die sich beständig vergrösserte, „ich bitte Sie nochmals, mich hier zu lassen. Wenn auch Sie hier bleiben könnten, würde ich sehr froh sein, vorausgesetzt, dass Sie allein hier bleiben ohne diese zahllose Menge Menschen um sich haben zu wollen, die Sie fast nie verlässt!“ „Ach, Madame,“ rief Monsieur de Cleve aus, „Ihre Worte und Ihre Miene lassen mich darauf schliessen, dass Ihr Wunsch nach Einsamkeit einen mir unbekanntem Grund hat, ich beschwöre Sie, sagen Sie ihn mir!“ Er drang lange Zeit in sie, ohne sie zu einem Geständnis zu bewegen; und nachdem sie sich in einer Weise verteidigt hatte, welche die Neugierde ihres Gatten vermehrte, verharrte sie mit niedergeschlagenen Augen in einem tiefen Schweigen; dann sah sie ihn plötzlich an und ergriff das Wort. „Zwingen Sie mich nicht,“ begann sie, „Ihnen etwas

zu gestehen, welches Ihnen anzuvertrauen mir die Kraft gebricht. Denken Sie einzig daran, dass es unklug ist, eine Frau meines Alters und Herrin ihres Benehmens dem Hofleben auszusetzen!“ „Was zwingen Sie mich ins Auge zu fassen, Madame,“ rief Monsieur de Cleve aus, „ich wage es Ihnen nicht zu sagen, weil ich Sie zu verletzen fürchte!“ Madame de Cleve antwortete nicht und ihr Schweigen sorgte dafür, ihren Gatten seiner Gedanken zu versichern. „Sie sagen mir nichts,“ entgegnete er, „und das verkündet mir, dass ich mich nicht täusche!“ „Nun wohl, Monsieur,“ antwortete sie, indem sie sich ihm zu Füßen warf, „ich will Ihnen ein Geständnis ablegen, wie man es noch niemals einem Gatten gemacht hat, doch meine makellose Aufführung und Gesinnung ermutigen mich dazu! Ich will mich wahrlich nicht grundlos vom Hofe fernhalten, ich will die Gefahren meiden, denen oft Frauen meines Alters unterliegen. Nimmer habe ich irgendein Zeichen meiner Schwäche geäußert, und ich würde nicht fürchten, sie irgendwie sehen zu lassen, wenn Sie mir die Freiheit liessen mich vom Hofe zurückzuziehen, oder wenn Madame de Chartres noch lebte, die mir Halt zu haben half. Wie gefährlich auch mein gefasster Entschluss ist, ich fasse ihn mit Freuden, um Ihrer wert

zu bleiben. Und bitte Sie tausendmal um Verzeihung, wenn ich Gefühle hege, die Ihnen missfallen; in meinen Handlungen wenigstens werde ich Ihnen niemals missfallen. Denken Sie daran, dass man, um so zu handeln, wie ich handelte, mehr Freundschaft und mehr Achtung vor einem Gatten haben muss, als irgend jemand hatte. Leiten Sie mich, haben Sie Mitleid mit mir und lieben Sie mich noch, wenn Sie es können!“

Monsieur de Cleve sass während dieser ganzen Rede, den Kopf in seine Hände gestützt, wie ausser sich da und hatte nicht daran gedacht seine Frau aufzuheben. Als sie zu reden aufgehört, sah er sie mit tränenüberströmtem Gesichte und in so bewunderswerter Schönheit zu seinen Füßen liegen, dass er vor Schmerz zu sterben vermeinte, und umarmte sie, indem er sie aufhob. „Haben Sie selber Mitleid mit mir, Madame,“ redete er sie an, „ich bin seiner wert; und verzeihen Sie, wenn ich Ihnen in den ersten Augenblicken so wilden, heftigen Schmerzes nicht antwortete, wie ich es auf ein Vorgehen wie das Ihrige musste. Sie verdienen meiner Ansicht nach mehr Schätzung und Bewunderung als alle Frauen der Welt, die ich gesehen, und ich halte mich für den unseligsten Mann, der je gelebt hat. Sie haben mir schon im ersten Augenblick unseres Sehens Liebe

eingeflösst, Ihre Kälte und Ihr Besitz haben Sie nicht auslöschen können, sie besteht noch; ich aber habe niemals Liebe in Ihnen erwecken können und sehe, dass Sie einen anderen zu lieben fürchten. Doch wer, Madame, ist der glückliche Mann, der diese Furcht in Ihnen erzeugte? Seit wann gefällt er Ihnen? Was tat er, um Ihnen zu gefallen? Welchen Weg schlug er ein, um zu Ihrem Herzen zu gelangen? Ich hatte mich einigermaßen getröstet, es nicht gerührt zu haben, mit dem Gedanken, es sei unfähig Liebe zu fühlen. Indessen erreicht ein anderer, was ich nicht erreichen konnte, ich fühle alles in eins: eines Gatten und eines Geliebten Eifersucht; aber nach einem Benehmen, wie dem Ihrigen, kann man unmöglich die eines Gatten fühlen. Es ist zu edel, um mir nicht eine Sicherheit zu geben; es tröstet mich selbst, wie Ihren Geliebten. Ihr Vertrauen und Ihre Offenheit mir gegenüber sind von unendlichem Werte: Sie schätzen mich hoch genug, um zu glauben, dass ich dies Geständnis nicht missbrauchen würde. Sie haben recht, Madame, ich werde es nicht missbrauchen und Sie deswegen nicht weniger lieben. Durch die höchste Treue, die jemals eine Frau ihrem Manne bewies, machen Sie mich unglücklich! Doch vollenden Sie, Madame, und nennen Sie mir den Namen dessen, den Sie zu meiden wünschen!“ „Ich flehe Sie an



mich nicht darnach fragen zu wollen,“ antwortete sie, „ich glaube, die Klugheit will es nicht, dass ich ihn Ihnen nenne!“ „Fürchten Sie nichts, Madame,“ fuhr Monsieur de Cleve fort, „ich kenne die Welt zu genau, um nicht zu wissen, dass eines Gatten Ansehen niemanden hindert, in dessen Frau verliebt zu sein. Man darf diese Männer hassen, doch sich nicht über sie beschweren; ich beschwöre Sie noch einmal, Madame, sagen Sie mir, was ich gern hören möchte!“ „Sie werden vergebens deswegen in mich drängen,“ antwortete sie, „denn ich habe Kraft zu verschweigen, was ich nicht sagen zu müssen glaube. Das Geständnis, welches ich Ihnen ablegte, geschah nicht aus Schwäche, es bedurfte mehr des Mutes, die Wahrheit einzugestehen, als Sie zu verbergen suchen!“

Monsieur de Nemours verlor kein Wort dieser Unterhaltung; Madame de Cleves Reden verursachten ihm nicht weniger Eifersuchtsqualen als ihrem Gatten. Er war so heiss in sie verliebt, dass er glaubte, jedermann hege dieselben Gefühle. In Wahrheit hatte er auch mehrere Nebenbuhler, aber er wähnte ihre Zahl noch grösser, und seine Gedanken schweiften umher, um den ausfindig zu machen, von dem Madame de Cleve gesprochen. Es war ihm des öfteren so vorgekommen, er sei ihr nicht unangenehm, und war dieser An-

sicht auf Vermutungen hin geworden, die ihm in diesem Augenblicke so wichtig erschienen, dass er sich nicht einbilden konnte, eine Leidenschaft erzeugt zu haben, die sehr heftig sein musste, um zu einem so aussergewöhnlichen Heilmittel Zuflucht zu nehmen. Er war so aufgereggt, dass er beinahe nicht wusste, was er sah, und konnte es Monsieur de Cleve nicht verzeihen, dass er seine Frau nicht so hart bedrängte, bis sie ihm den ihm verheimlichten Namen sagte.

Dessenungeachtet gab sich Monsieur de Cleve alle Mühe ihn zu erfahren, doch nachdem er seine Frau vergeblich bedrängt hatte, sagte sie: „Sie müssen sich, dünkt mich, mit meiner Offenheit begnügen, fragen Sie mich nicht weiter und geben Sie mir keine Ursache mein Tun zu bereuen. Geben Sie sich mit der Versicherung zufrieden, die ich Ihnen ferner mache, dass keine meiner Handlungen meine Gefühle offenbart, und dass man mir niemals etwas gesagt hat, das mich hätte beleidigen müssen.“ „Ach, Madame,“ erwiderte Monsieur de Cleve plötzlich, „ich kann es Ihnen nicht glauben. Ich erinnere mich der Verwirrung, in der ich sie an dem Tage sah, wo Ihr Bild verloren ging. Ihm haben Sie es gegeben, Madame, ihm haben Sie dies Bild gegeben, das mir so teuer war und mir rechtmässig gehörte. Sie haben Ihre Gefühle nicht

verbergen können, Sie lieben, man weiss es; Ihre Tugend hat Sie bisher vor dem Letzten bewahrt!“ „Ist es denn möglich“, schrie die Prinzessin auf, „dass Sie mein Geständnis, welches ich Ihnen freiwillig und ohne Zwang ablegte, für ein Lügengebilde halten können? Trauen Sie meinen Worten; um einen teuren Preis kaufe ich das Vertrauen, um das ich Sie bitte! Glauben Sie mir, ich schwöre es Ihnen, ich habe niemandem mein Bild gegeben; wahrlich, sah ich es, wie es entwendet wurde, doch wollte ich mir nicht merken lassen, dass ich es sah, weil ich besorgte, mich Worten und Dingen auszusetzen, die man mir wahrlich noch nicht zu sagen gewagt hatte!“ „Wodurch liess man Sie denn merken, dass man Sie liebte,“ fragte Monsieur de Cleve, „und welche Beweise hat man Ihnen gegeben?“ „Ersparen Sie mir den Schmerz,“ entgegnete sie, „Ihnen Einzelheiten wiederzusa-gen, die bemerkt zu haben mir selber Scham bereitete und welche mich nur zu sehr von meiner Schwäche überzeugten!“ Ich tue wahrlich unrecht, Madame;“ entgegnete er, „weigern Sie sich jedesmal, wenn ich Sie um ähnliche Dinge bitten werde; aber seien sie dennoch nicht beleidigt, wenn ich Sie darum bitte!“

In diesem Augenblick kamen mehrere Leute, welche in den Laubengängen verweilt hatten, und benachrichtigten Monsieur de Cle

ve, dass ihn ein Edelmann des Königs suche, um ihm den Befehl zu übermitteln, sich abends in Paris einzufinden. Monsieur de Cleve sah sich genötigt aufzubrechen und konnte seiner Frau nur noch sagen, dass er sie inständigst bäte, folgenden Tags nachzukommen, und dass er ihr schwöre, wie betrübt er auch sei, er liebe und schätze sie so hoch, dass sie es zufrieden sein müsste.

Als der Prinz abgereist war und Madame de Cleve allein blieb und über ihr Tun nachdachte, erschrak sie so sehr darüber, dass sie sich kaum denken konnte, es sei in Wahrheit geschehen. Und fand, dass sie sich selber das Herz und die Achtung ihres Gatten verscherzt habe, und dass sie in einen Abgrund gestürzt sei, aus dem sie niemals herauskommen werde. Sie fragte sich, warum sie ein solches Wagnis unternommen habe, und sah ein, dass sie es beinahe, ohne einen eigentlichen Grund dazu zu haben, ausgeführt hatte. Die Absonderlichkeit eines solchen Unterfangens, für das sie kein Beispiel wusste, liess sie jede Fährnis darin ahnen.

Doch als sie schliesslich bedachte, dass sie dieses Heilmittel, so gewaltsam es auch war, allein vor Monsieur de Nemours schützen konnte, glaubte sie, dass sie es nicht bereuen dürfe, und dass sie nicht zuviel gewagt habe. Voller Ungewissheit, voller Aufregung

und Furcht verbrachte sie die ganze Nacht, doch endlich kehrte die Ruhe in ihr Gemüt zurück; und sie fand es sogar süß, diesen Treuebeweis einem Gatten gegeben zu haben, der ihn wohl verdiente, der sie heiss liebte, sie hochschätzte und es ihr eben noch durch die Art, wie er ihr Geständnis aufgenommen, bewiesen hatte.

Währenddem hatte Monsieur de Nemours den Ort verlassen, von dem aus er eine Unterhaltung angehört, die ihn merklich gerührt hatte, und war in den tiefen Wald zurückgegangen. Was Madame de Cleve in betreff ihres Bildes sagte, hatte ihm das Leben wiedergegeben, sintemal er dadurch erfuhr, dass er es war, den sie nicht hasste. Anfangs gab er sich der Freude darüber hin; doch sie währte nicht lange, denn er sah ein, dass dasselbe, was er eben erfahren hatte, nämlich Madame de Cleves Herz gewonnen zu haben, ihn auch überzeugen musste, dass er niemals einen Beweis davon erhalten würde, und dass er unmöglich eine Frau an sich zu fesseln vermöchte, welche ihre Zuflucht zu einem so aussergewöhnlichen Heilmittel nahm. Dennoch fühlte er eine merkliche Freude, sie bis zu diesem Äussersten gebracht zu haben; und fand es ruhmvoll, eine Frau in sich verliebt gemacht zu haben, die so verschieden von ihren Geschlechtsgenossinnen war.

Schliesslich überkam ihn ein hundertfältiges Glücks- und Unglücksgefühl zugleich. Die Nacht überraschte ihn im Walde und er fand nur mit Mühe den Weg zu Madame de Mercoeur zurück. Er traf mit Tagesende bei ihr ein und war ziemlich verlegen Rechenschaft darüber abzulegen, was ihn zurückgehalten; suchte dies nach bestem Können zu umgehen und kehrte noch selbigen Tags mit dem Vizedom nach Paris zurück.

Der Prinz war so von seiner Leidenschaft erfüllt und so überrascht von dem, was er vernommen hatte, dass er eine ziemlich alltägliche Unklugheit beging: er redete nämlich im allgemeinen über seine eigenen Gefühle und erzählte seine eigenen Erlebnisse unter angenommenem Namen. Auf dem Heimwege lenkte er das Gespräch auf die Liebe und übertrieb die Wonne, in eine liebenswerte Frau verliebt zu sein. Und sprach über die merkwürdigen Folgen dieser Leidenschaft; und schliesslich konnte er die Überraschung, in die ihn Madame de Cleves versetzt hatte, nicht für sich behalten, er erzählte sie dem Vizedom, ohne ihm die Frau mit Namen zu nennen und ohne ihm zu sagen, dass er dabei im Spiel stünde. Doch berichtete er sie mit soviel Wärme und Bewunderung, dass der Vizedom leicht erriet,

diese Geschichte gehe den Prinzen selber an. Er setzte ihm auf das lebhafteste zu, es ihm einzugestehn. Und sagte ihm, er wisse seit langem, dass er heftig verliebt sei, und er tue unrecht, sich einem Manne nicht zu entdecken, der ihm das grösste Geheimnis seines Lebens anvertraut habe. Monsieur de Nemours war zu verliebt, um seine Liebe offenbaren zu können. Und hatte sie auch vor dem Vizedom verborgen, wiewohl es die ihm am nächsten stehende Persönlichkeit des Hofes war. Er antwortete ihm, seiner Freunde einer habe ihm diese Geschichte erzählt und sich versprechen lassen, nicht darüber zu reden; und auch er beschwöre ihn, das Geheimnis zu wahren. Der Vizedom versicherte ihm nicht davon sprechen zu wollen; aber dennoch hatte es Monsieur de Nemours zu bereuen, ihm soviel anvertraut zu haben.

Indessen suchte Monsieur de Cleve, das Herz tödlichen Schmerzes voll, den König auf. Niemals hegte ein Ehemann eine leidenschaftlichere Liebe zu seiner Frau und schätzte sie höher als er. Was er soeben von ihr erfahren, verminderte diese Schätzung nicht, doch nahm sie andere Formen wie ehedem an. Das Verlangen den zu entdecken, welcher ihr zu gefallen gewusst hatte, beschäftigte ihn am eingehendsten. Zuerst dachte er an Monsieur de Nemours, zumal er der lebens-

würdigste Mann des Hofes war, dann an den Chevalier de Guise und den Marschall von Saint André, zwei Männer, die ihr zu gefallen gehofft hatten, und die ihm noch immer Sorge bereiteten; er verharrte daher in dem Glauben, es könne nur einer der drei sein. Er langte im Louvre an und der König führte ihn in sein Arbeitszimmer, um ihm die Mitteilung zu machen, dass er ihn aus-ersehen habe Madame Elisabeth nach Spanien zu bringen, da sich seinem Ermessen nach niemand besser als er zu diesem Auftrage eigne und auch keine Frau Frankreichs ehrenhafter als Madame de Cleve sei. Monsieur de Cleve nahm diese ehrenvolle Wahl mit Dankbarkeit an und sah selber in ihr einen Anlass, welcher seine Frau vom Hofe entfernte, ohne dass man einen Wechsel in ihrer Aufführung bemerkte. Dennoch lag die Zeit der Abreise noch zu fern, um ein Heilmittel für die Wirrnis, die auf ihm lastete, zu werden. Er schrieb zu selbiger Stunde an Madame de Cleve, um sie wissen zu lassen, was ihm der König eben gesagt hatte, und teilte ihr noch mit, es sei sein unumstösslicher Wille, dass sie nach Paris zurückkehre. Wie er befohlen hatte, kam sie dorthin zurück, und als sie sich sahen, lag auf ihnen beiden eine aussergewöhnliche Traurigkeit.



Monsieur de Cleve sprach wie der ehrenwerteste und würdigste Mann der Welt mit ihr über ihr Tun. „Ich hege keine Sorge um Ihre Aufführung,“ sprach er zu ihr, „Sie besitzen mehr Kraft und mehr Tugend als Sie ahnen. Auch ist es nicht die Furcht vor dem Kommenden, die mich bedrückt, ich bin nur bekümmert, Sie für einen anderen Empfindungen hegen zu sehen, die ich nicht in Ihnen zu erwecken vermochte!“ „Ich weiss nicht, was ich Ihnen entgegenen soll,“ sprach sie darwider, „ich sterbe vor Scham, wenn Sie darüber reden, und beschwöre Sie, ersparen Sie mir solch grausame Unterhaltungen; bestimmen Sie, wie ich mich benehmen soll, und sorgen Sie dafür, dass ich niemanden sehe; dass ist alles, worum ich Sie bitte. Doch befinden Sie es für gut, dass ich nicht mehr mit Ihnen über Dinge rede, welche mir Ihrer so wenig würdig zu sein scheinen und die ich meiner so unwürdig finde!“ „Sie haben recht, Madame,“ entgegnete er, „ich missbrauche Ihre Zartheit und Ihr Vertrauen; doch haben Sie auch etwas Mitleid mit dem Zustand, in den Sie mich versetzt haben, und denken Sie daran, dass Sie, obwohl Sie mir alles gesagt haben, doch einen Namen verbergen, der mir eine Neugierde bereitet, mit der ich nicht zu leben weiss. Trotzdem aber bitte ich Sie nicht, mir Genüge zu leisten,

aber ich kann nicht umhin Ihnen zu sagen, dass der, den ich beneiden muss, meiner Ansicht nach der Marschall von Saint André, der Herzog von Nemours oder der Chevalier de Guise ist!“ „Ich will Ihnen nichts antworten,“ entgegnete sie, indem sie errötete, „denn ich mag Ihnen mit meinen Antworten keinen Anlass geben, Ihren Verdacht zu stärken oder zu mindern, doch wenn Sie fortfahren, ihn erhellen zu wollen, in dem Sie mich beobachten, bringen Sie mich in eine Verwirrung, die jedermann kenntlich sein wird. Im Namen Gottes“, fuhr sie fort, „stimmen Sie mir bei, dass ich unter dem Vorwande irgendwelcher Krankheit keinen Menschen sehe!“ „Nein, Madame,“ entgegnete er, „man würde bald erraten, dass diese nur vorgeschützt ist; und ferner will ich mich auf Sie selbst verlassen, das ist der Weg, den einzuschlagen mein Herz mir rät und den mir auch die Vernunft gebietet. Wenn ich Ihnen Ihre Freiheit lasse, wird Ihnen Ihre jetzige Stimmung wahrlich strengere Grenzen ziehen, als ich sie Ihnen vorschreiben könnte!“

Monsieur de Cleve täuschte sich hierin nicht; das Vertrauen, welches er seiner Frau entgegenbrachte, schützte sie mehr vor Monsieur de Nemours und liess sie strengere Entschlüsse fassen, als ein Zwang hätte erwirken können. Sie ging daher wie gewöhn-

lich zu Madame le Dauphine in das Louvre, doch sie vermied Monsieurs de Nemours Gegenwart und Augen mit so viel Sorgfalt, dass sie ihm beinahe alle seine Freude sich von ihr geliebt zu wissen nahm. Jede ihrer Handlungen überzeugten ihn vom Gegenteil. Er glaubte fast, alles Gehörte sei nur ein Traum gewesen, so unwahrscheinlich kam es ihm jetzt vor. Was ihn einzig versicherte, sich nicht getäuscht zu haben, war die äusserste Traurigkeit, welche Madame de Cleve durchblicken liess, obwohl sie sich alle Mühe gab sie zu verbergen. Blicke und liebenswürdige Worte hätten möglicherweise Monsieur de Nemours Liebe nicht so sehr wachsen lassen, wie es dieses herbe Benehmen tat.

Als Monsieur und Madame de Cleve eines Abends bei der Königin waren, sagte jemand, es liefe das Gerücht, der König wolle noch einen vornehmen Herrn des Hofes hinzuziehen, um Madame Elisabeth nach Spanien zu geleiten. Monsieur de Cleve heftete seine Augen in dem Augenblick auf seine Frau, als man hinzufügte, es würde allem Anscheine nach der Chevalier de Guise oder der Marschall von Saint André sein. Er bemerkte, dass sie weder diese beiden Namen noch die Aussicht, mit ihnen gemeinsam zu reisen, irgendwie erregte. Dies erweckte den

Glauben in ihm, dass sie die Anwesenheit keines der beiden fürchtete. Und da er sich über den Argwohn Gewissheit verschaffen wollte, trat er in das Arbeitszimmer der Königin, wo der König war. Nachdem er dort einige Zeit zugebracht, kam er zu seiner Frau zurück und sagte ihr ganz leise, er habe soeben erfahren, dass Monsieur de Nemours mit ihnen nach Spanien gehen würde.

Monsieur de Nemours Name und der Gedanke, ihn während einer langen Reise in Anwesenheit ihres Gatten täglich zu sehen gezwungen zu sein, verursachte Madame de Cleve solche Verwirrung, dass sie sie nicht verbergen konnte. Da sie ihr aber eine andere Ursach geben wollte, sagte sie: „Es ist eine sehr unangenehme Wahl für Sie, dass es der Prinz ist. Er wird an allen Ehrenbezeugungen teilnehmen, und ich halte es für besser, wenn Sie es dahinbringen, dass jemand anders gewählt wird!“ „Nicht um der Ehre willen wünschen Sie, Madame, dass Monsieur de Nemours nicht mit mir kommt“; entgegnete Monsieur de Cleve, „der Kummer, den den Sie deswegen zeigen, hat einen anderen Grund. Dieser Kummer lehrt mich, was ich bei einer anderen Frau durch die Freude, die sie darüber geäußert, erfahren hätte. Doch fürchten Sie nichts; was ich Ihnen eben sagte, ist nicht wahrscheinlich, ich habe es erfunden,

um mich einer Sache zu vergewissern, an die ich schon allzufest glaubte!“ Nach solchen Worten entfernte er sich, um durch seine Anwesenheit nicht die äusserste Verwirrung zu vermehren, in der er seine Frau sah.

Monsieur de Nemours trat in diesem Augenblick ein und sah sogleich Madame de Cleves Zustand. Er näherte sich ihr und sagte ganz leise zu ihr, er wage sie aus Ehrerbietung nicht zu fragen, was sie denn nachdenksamer als gewöhnlich mache. Monsieur de Nemours' Stimme brachte sie wieder zu sich, und sie sah ihn an, ohne gehört zu haben, was er eben äusserte; aber von ihren eigenen Gedanken und der Furcht ganz durchdrungen, ihr Mann könne ihn bei ihr sehen, flüsterte sie ihm zu: „Im Namen des Allmächtigen lassen Sie mich in Frieden!“ „Ach, Madame,“ entgegnete er, „ich lasse Sie nur allzusehr in Ruhe; worüber können Sie sich beklagen? Ich wage nicht mit Ihnen zu sprechen, ich wage Sie nicht einmal anzublicken, ich nähere mich Ihnen nur mit Zittern, womit habe ich Ihre Worte verdient, und warum lassen Sie mich merken, dass ich an Ihrem Kummer mitschuldig bin?“ Madame de Cleve war sehr ärgerlich, Monsieur de Nemours Grund gegeben zu haben, sich deutlicher auszudrücken, als er es all seine Lebtag getan hatte. Sie liess ihn, ohne ihm Rede zu stehen, und kehrte mit einem Gemüt, das erreg-

ter war als je, nach Hause zurück. Ihr Gatte merkte leicht um die Vergrösserung ihrer Unruhe, er sah, wie sie fürchtete, er möchte mit ihr über den Vorfall reden, und folgte ihr in ein Gemach, welches sie betreten hatte. „Sie entgehen mir nicht, Madame“; hub er an, „ich will Ihnen nichts sagen, was Ihnen missfallen könnte, und bitte Sie um der grossen Unruhe willen, der ich Sie vorhin aussetzte, um Verzeihung. Ich bin durch die Erfahrung, die ich machte, genug bestraft. Monsieur de Nemours fürchtete ich von allen Männern am meisten. Ich sehe die Gefahr, in der Sie schweben, haben Sie sich, um der Liebe zu sich selbst willen, und wenn es Ihnen möglich ist, auch aus Liebe zu mir in der Gewalt. Ich bitte Sie nicht als ein Gatte, sondern als ein Mann, dessen ganzes Glück Sie sind und der zu Ihnen eine innigere und heissere Liebe als der fühlt, den Ihr Herz ihm vorzieht!“ Monsieur de Cleve wurde weich, als er diese letzten Worte hervorstiess, und konnte sie nur mit Mühe vollenden. Seine Frau ward so bestürzt darüber, dass sie in Tränen ausbrach und ihn mit einer Zärtlichkeit und in einem Schmerze umarmte, der sie beinahe in den gleichen Zustand wie ihn versetzte. Sie verharrten einige Zeit über so, ohne sich ein Wort zu sagen, und trennten sich, ohne die Kraft zu haben, miteinander zu sprechen.

Die Vorbereitungen zu Madames Hochzeit waren beendigt. Der Herzog von Alba traf ein, um sie zu heiraten. Er ward mit allem erdenklichen Pomp und mit allen Feierlichkeiten empfangen, die sich bei einer solchen Gelegenheit ergeben. Der König sandte ihm den Prinzen von Condé, die Kardinäle von Lothringen und Guise, die Herzöge von Lothringen, Ferrara, Aumale, Bouillon und Nemours entgegen. Die aber hatten verschiedene Edelleute um sich und eine grosse Zahl Page, welche in ihren Farben gekleidet waren. Der König selbst erwartete den Herzog von Alba an dem ersten Tore seines Louvre mit zweihundert dienenden Edelleuten und dem Connétable an ihrer Spitze. Als der Herzog vor dem Könige stand, wollte er seine Knie umfassen, doch der König hinderte ihn daran und liess ihn an seiner Seite gehen bis zu den Königinnen und zu Madame Elisabeth, welcher der Herzog von Alba ein köstliches Geschenk von seiten seines Gebieters überreichte. Er ging dann zu Madame Margarete, des Königs Schwester, um ihr die Empfehlungen des Gebieters von Savoyen zu übermitteln, und um ihr zu versichern, dass er in wenigen Tagen eintreffen würde. Man veranstaltete grosse Festlichkeiten im Louvre, um dem Herzog von Alba und dem Prinzen von Oranien, welcher

ihn begleitete, die Schönheiten des Hofes zu zeigen.

Madame de Cleve wagte nicht sich davon fernzuhalten, welche Lust sie auch dazu verspürte, da sie ihrem Gatten zu missfallen fürchtete, der auf ihrer Gegenwart ausdrücklich bestanden hatte. Was sie ferner noch hinzukommen veranlasste, war die Abwesenheit Monsieur de Nemours'. Er war dem Herzoge von Savoyen entgegengeeilt; und als der Fürst angekommen war, sah er sich genötigt beinahe täglich bei ihm zu verweilen, um ihn bei allen Angelegenheiten, welche die Feierlichkeit seiner Hochzeit erforderte, behilflich zu sein. So geschah es denn, dass Madame de Cleve dem Prinzen nicht so oft begegnete, wie es sonst der Fall zu sein pflegte, und sie überkam deshalb eine gewisse Ruhe.

Der Vizedom von Chartres hatte seine Unterhaltung mit Monsieur de Nemours nicht vergessen. Sie war ihm im Gedächtnis haften geblieben, wie wenn des Prinzen Abenteuer sein eigenes gewesen wäre; und er beobachtete ihn mit solcher Sorgfalt, dass er vielleicht die Wahrheit erfahren haben würde, hätte nicht die Ankunft des Herzogs von Alba und des Gebieters von Savoyen eine Umwandlung und Beschäftigung am Hofe verursacht, die ihn zu sehen hinderte, was sich ihm vielleicht offenbart hätte. Die Lust sich Klarheit zu verschaf-



fen oder vielmehr die natürliche Neigung, alles, was man weiss, der Geliebten mitzuteilen, bewirkte, dass er Madame de Martigues die aussergewöhnliche Tat der Frau erzählte, die ihrem Gatten ihre Liebe zu einem anderen eingestanden hatte. Und er versicherte ihr, dass Monsieur de Nemours eine solch leidenschaftliche Liebe erweckt habe, und beschwor sie, ihm bei der Überwachung des Prinzen behilflich zu sein. Madame de Martigues war sehr froh über des Vizedoms Mitteilung, und die ihr bekannte Neugierde der Madame la Dauphine auf Monsieur de Nemours' Angelegenheiten vergrösserte ihre Lust noch, jenes Abenteuer zu ergründen. Wenige Tage vor dem für die Hochzeit ausersehenen veranstaltete Madame la Dauphine zu Ehren des Königs, ihres Schwiegervaters, und der Herzogin von Valentinois ein Mahl. Madame de Cleve hatte sich beim Anputz verzögert und kam später, als es ihre Gewohnheit war, in das Louvre. Unterwegs stiess sie auf einen Edelmann, der sie in Madame la Dauphines Auftrag abholen wollte. Als sie eintrat, rief ihr die Fürstin von ihrem Bette aus, in dem sie lag, entgegen, dass sie sie mit grosser Ungeduld erwarte. „Ich glaube nicht,“ entgegnete Madame de Cleve, „dass ich Ihnen für diese Ungeduld zu danken habe, Madame; sie hat sicherlich eine andere Ursach wie die

Begier, mich zu sehen!“ „Sie haben recht;“ entgegnete Madame la Dauphine, „nichtsdestoweniger werden Sie mir sehr dafür verbunden sein, denn ich will Ihnen ein Abenteuer erzählen, das Sie, des bin ich zuversichtlich, gern hören werden!“

Madame de Cleve liess sich vor ihrem Bette auf die Knie nieder, und glücklicherweise fiel ihr das Tageslicht nicht auf das Antlitz. „Sie wissen doch,“ fuhr Madame la Dauphine fort, „wie sehr wir darauf brannten zu erfahren, wer den Wechsel in Monsieur de Nemours` Gesinnung heraufbeschwor. Ich glaube es zu wissen, und zwar wird Sie die Sache überraschen. Er ist hitzig verliebt und wird von einer der schönsten Frauen des Hofes wiedergeliebt!“ Da Madame de Cleve diese Worte nicht auf sich beziehen konnte, zumal sie genau wusste, dass niemand eine Liebe des Prinzen zu ihr vermute, verursachten sie ihr einen Schmerz, den man wohl ermessen kann. „Ich sehe darin nichts,“ entgegnete sie, „was bei einem Manne von Monsieur de Nemours Alter und Aussehen überraschen dürfte!“ „Das setzt uns ja auch nicht in Erstaunen,“ fuhr Madame la Dauphine fort, „sondern weil wir wissen, dass die Dame, welche Monsieur de Nemours liebt, ihm niemals ein Zeichen ihrer Liebe gab, und dass ihre Angst, nicht immer Herrin ihrer Leidenschaft zu

sein, sie ihrem Gatten alles gestehen liess, damit er sie vom Hofe fernhalte. Monsieur de Nemours aber hat alles, was ich Ihnen sagte, selber erzählt!“

Wenn Madame de Cleve anfangs der Gedanke, keinen Anteil an diesem Abenteuer zu haben, Schmerz bereitete, so brachten sie Madame la Dauphines letzte Worte durch die Gewissheit zur Verzweiflung, dass sie nur allzusehr daran beteiligt war. Sie vermochte nichts zu erwidern und verharrte den Kopf über das Bett gebeugt; die Dauphine aber fuhr fort zu sprechen und alles, was sie sagte, beschäftigte sie so sehr, dass sie nicht acht auf diese Verwirrung gab. Als Madame de Cleve sich gefasst hatte, antwortete sie: „Diese Geschichte klingt mir doch ziemlich unwahrscheinlich, Madame, und ich möchte wohl gern wissen, wer sie Ihnen erzählt hat!“ „Madame de Martigues hat sie von dem Vizedom von Chartres erfahren,“ entgegnete Madame la Dauphine, „Sie wissen, dass er in sie verliebt ist; und er vertraute sie ihr als ein Geheimnis an, welches er von Monsieur de Nemours selbst erfuhr. Monsieur de Nemours hat ihm wahrlich den Namen der Dame nicht angegeben und ihm auch nicht anvertraut, dass er selber in sie verliebt sei; der Vizedom von Chartres zweifelt aber nicht daran!“ Als Madame la

Dauphine diese Worte beendet hatte, näherte sich jemand dem Bette. Madame de Cleve hatte sich nach einer Seite gekehrt, die sie den Herantretenden zu sehen hinderte; doch dachte sie sich nichts dabei, bis Madame la Dauphine mit freudiger und überraschter Miene ausrief: „Er ist es selber, ich will ihn fragen, was wahr daran ist!“ Madame de Cleve aber ahnte, ohne sich nach ihm hinzuwenden, dass es Monsieur de Nemours sei; und er war es tatsächlich. Ohne sich von ihrem Platze zu wenden, beugte sie sich voller Hast zu Madame la Dauphine und sagte ihr, sie solle sich in acht nehmen und nicht von diesem Abenteuer sprechen, welches er dem Vizedom von Chartres anvertraut habe, da sie dadurch beide leicht miteinander entzweien könnte. Madame la Dauphine erklärte ihr lachend, sie sei ihr viel zu klug, und wendete sich gegen Monsieur de Nemours. Er war für die Abendgesellschaft angezogen; und mit jener ihm so natürlichen Anmut das Wort ergreifend, sagte er: „Ich glaube, Madame, ohne keck zu sein, vermuten zu dürfen, dass bei meinem Eintreten von mir die Rede war und dass Sie mich nach etwas fragen wollten, wogegen Madame de Cleve Einspruch erhob!“ „Wahrlich,“ entgegnete Madame la Dauphine, „doch ich werde ihr nicht den Gefallen tun und nachgeben. Ich will von Ihnen

wissen, ob die mir erzählte Geschichte wahr ist, dass Sie in eine Dame des Hofes verliebt sind und von ihr wieder geliebt werden, die Ihnen ihre Neigung sorgsam verhüllt, sie aber ihrem Gatten eingestanden hat!“

Madame de Cleves Verwirrung und Aufregung war grenzenlos; und wenn der Tod vor sie hingetreten wäre, um sie diesem Zustande zu entreissen, hätte sie ihn freudig willkommen geheissen. Aber Monsieur de Nemours war, falls es möglich, noch verwirrter. Was Madame la Dauphine, von der er annehmendurfte, dass er ihr nicht ganz gleichgültig war, in Madame de Cleves Gegenwart erzählte, der sie von allen Damen des Hofes das grösste Vertrauen schenkte und die auch ihr am meisten vertraute, brachte solch ein ungerichtetes Durcheinander von Gedanken über ihn, dass er sein Gesicht unmöglich zu beherrschen vermochte. Die Unruhe, in der er Madame de Cleve um seines Fehls willen sah, und der Gedanke, dass er ihr einen triftigen Grund gab zornig auf ihn zu sein, verursachten ihm eine sehr heftige Gemütsbewegung, welche ihn am Reden hinderte. Als Madame la Dauphine sah, bis zu welchem Grade er betreten war, rief sie Madame de Cleve zu: „Sehen Sie ihn an, sehen Sie ihn an, und sagen Sie mir dann, ob dies Abenteuer nicht das seinige ist!“

Indessen erholte sich Monsieur de Nemours von seiner Bestürzung; und da er einsah, wie wichtig es war, sich aus solch einer gefährlichen Lage zu befreien, so gebot er jählings über seine Gefühle und sein Antlitz. „Ich gestehe, Madame,“ hub er an, „dass man kaum überraschter und betrübter als ich über die Treulosigkeit sein kann, die der Vizedom von Chartres mir gegenüber beging, indem er die Angelegenheit eines meiner Freunde, welche ich ihm anvertraute, weitererzählte. Ich könnte mich an ihm rächen,“ fuhr er lächelnd mit einer ruhigen Miene fort, die Madame la Dauphine beinahe allen soeben in ihr aufkeimenden Argwohn raubte, „er hat mir Dinge von nicht geringer Wichtigkeit anvertraut. Doch weiss ich nicht, Madame, warum Sie mir die Ehre antun, mich in diese Angelegenheit zu verwickeln. Der Vizedom kann unmöglich gesagt haben, dass sie mich angeht, da ich ihm das Gegenteil erzählte. Dass ich verliebt bin, könnte zutreffen, aber meines Erachtens können Sie nicht behaupten, Madame, dass ich geliebt bin!“

Es freute den Prinzen Madame la Dauphine einiges sagen zu können, was Bezug auf die Geständnisse nahm, die er ihr in früheren Zeiten gemacht hatte, um sie von Gedanken abzubringen, welche sie beschäftigen konnten. Sie schien seine Worte auch

gut zu verstehen; doch ohne darauf einzugehen, fuhr sie fort, ihn seiner Verlegenheit wegen zu befehlen. „Madame,“ antwortete er ihr, „ich war im Interesse meines Freundes und in Anbetracht der gerechten Vorwürfe verwirrt, die er mir machen kann, weil ich Dinge, die ihm teurer als sein Leben sind, weitergesagt habe. Doch erzählte er mir die Geschichte nur halb und nannte mir den Namen seiner Geliebten nicht. Ich weiss nur, dass er der verliebteste und beklagenswerteste Mann auf der Welt ist!“ „Sie finden ihn beklagenswert,“ entgegnete Madame la Dauphine, „wo er geliebt ist?“ „Glauben Sie, dass er es ist, Madame?“ versetzte er, „und dass ein Weib, welches eine wahre Leidenschaft empfindet, sie ihrem Gatten eingestehen kann? Dies Wesen kennt zweifelsohne die Liebe nicht und hat eine flüchtige Dankbarkeit für die ihr bezeugte Auhänglichkeit für Liebe gehalten. Mein Freund kann sich mit keiner Hoffnung schmeicheln; aber so unglücklich er auch ist, hält er sich doch für glücklich, weil er wenigstens die Furcht zu lieben erweckt hat, und er wird sein Los niemals mit dem des glücklichsten Geliebten auf der Welt tauschen wollen!“ „Ihr Freund fühlt eine leicht zu befriedigende Liebe,“ entgegnete Madame la Dauphine, „und ich glaube allmählich, dass Sie nicht von sich sprechen.

Trotzdem brauche ich nicht“, fuhr sie fort, „Madame de Cleves Ansicht zu sein, welche dies Abenteuer für ganz unwahrscheinlich hält!“ „Ich glaube tatsächlich nicht an seine Wahrheit,“ sagte Madame de Cleve, die noch nicht gesprochen hatte, „denn wie und durch wen nur könnte er das alles erfahren haben? Es ist doch höchst unwahrscheinlich, dass eine zu solch ungewöhnlichem Tun fähige Frau die Schwäche besitzt, es weiter zu erzählen, und sicherlich hat es ihr Gatte noch viel weniger getan, oder er wäre ein Mann, der des ihm erwiesenen Vertrauens unwürdig ist!“ Monsieur de Nemours merkte um Madame de Cleves Verdacht auf ihren Gatten und es war ihm ein leichtes, sie in ihm zu bestärken. Er wusste, dass er der wichtigste Nebenbuhler war, den es zu vernichten galt. „Die Eifersucht“, entgegnete Monsieur de Nemours, „und die Neugierde, vielleicht mehr noch darüber zu erfahren, als man ihm gesagt hat, können einen Gatten leichtlich zu solcher Unklugheit verleiten!“

Madame de Cleves Mut und Kraft gingen zur Neige, sie konnte die Unterhaltung nicht mehr ertragen, wollte schon sagen, dass sie sich elend fühle, als zu ihrem Glücke die Herzogin von Valentinois eintrat und Madame la Dauphine das Erscheinen des Königs meldete. Die aber zog sich in ihr Gemach zu-



rück, um sich anzuziehen. Monsieur de Nemours näherte sich Madame de Cleve, welche ihr folgen wollte. „Ich würde mein Leben darum geben, Madame,“ sprach er zu ihr, „dürfte ich Sie einen Augenblick sprechen; doch von allem, was ich Ihnen zu sagen habe, deucht mir am wichtigsten, Sie inständigst zu bitten, mir glauben zu wollen, dass, wenn ich etwas sagte, was Madame la Dauphine auf sich beziehen könnte, ich es aus Gründen tat, die sie nicht kennt!“ Madame de Cleve hörte scheinbar Monsieur de Nemours nicht zu und schickte sich an dem Könige zu folgen, der soeben eintrat. Als genügend Menschen anwesend waren, verwickelte sie sich in ihrem Kleide und tat einen Fehltritt; sie benutzte dies als Vorwand, um einen Ort zu verlassen, an dem zu bleiben sie nicht die Kraft hatte; gab vor, sich nicht aufrecht halten zu können, und ging nach Hause.

Monsieur de Cleve kam in das Louvre und war sehr erstaunt, seine Frau hier nicht vorzufinden; man erzählte ihm den Unfall, welcher sie betroffen hatte. Zur selbigen Stunde kehrte er nach Hause zurück, um sich nach ihrem Ergehen zu erkundigen, er fand sie im Bette vor und sah, dass ihr Unwohlsein unbeträchtlich war. Als er einige Zeit bei ihr verweilt hatte, merkte er eine so übermässige Traurigkeit an ihr, dass er bestürzt darüber

ward. „Was fehlt Ihnen, Madame,“ redete er sie an, „Sie fühlen, glaube ich, andere Schmerzen als die, über welche Sie klagen.“ „Ich trage den grausamsten Kummer, den ich jemals erleiden konnte,“ erwiderte sie; „welchen Gebrauch haben Sie von dem aussergewöhnlichen, oder besser gesagt, närrischen Geständnis, das ich Ihnen ablegte, gemacht? Verdiente ich Ihre Verschwiegenheit nicht? Oder verpflichtete Sie, wenn ich sie nicht verdiente, nicht Ihr eigener Nutzen zum Schweigen? Durfte Sie die Neugier einen Namen zu erfahren, den ich Ihnen nicht sagen konnte, veranlassen, sich jemandem anzuvertrauen und zu suchen das Geheimnis zu lösen? Einzig nur die Neugier konnte Sie eine so grausame Unklugkeit begehen lassen; ihre Folgen sind so entsetzlich, wie sie es nur sein können. Die Sache ist bekannt, man erzählte sie mir so eben, ohne zu ahnen, dass sie mich am meisten angeht!“ „Was sagen Sie, Madame?“ entgegnete Monsieur de Cleve. „Sie zeihen mich, den Vorfall zwischen Ihnen und mir weiter erzählt zu haben, und erklären mir, dass er bekannt sei? Ich rechtfertige mich nicht, ihn nicht weitergesagt zu haben, Sie würden es nicht glauben; Sie müssen zweifelsohne etwas auf sich bezogen haben, was von einer anderen erzählt wurde!“ „Ach, Monsieur,“ entgegnete sie, „kein anderes Abenteuer gibt

es auf der Welt, das meinem gleicht, kein anderes Weib ist des gleichen Geständnisses fähig. Der Zufall kann es nicht erfunden haben, nimmer hat man es ersonnen und nimmer keimte solch ein Vorhaben in einem anderen Gemüte als dem meinigen. Madame la Dauphine erzählte mir soeben das ganze Erlebnis; sie weiss es von dem Vizedom von Chartres, der es von Monsieur de Nemours hat.“ „Von Monsieur de Nemours?“ rief Monsieur de Cleve mit einer Heftigkeit aus, die Schmerz und Verzweiflung kündete, „wie, Monsieur de Nemours weiss, dass Sie ihn lieben und dass ich darum weiss?“ „Sie haben stets grösseren Argwohn auf Monsieur de Nemours als auf einen anderen,“ entgegnete sie, „ich habe Ihnen gesagt, dass ich auf Ihren Verdacht niemals antworten würde. Ich ahne nicht, ob Monsieur de Nemours weiss, welchen Anteil ich und welchen Sie an diesem Abenteuer haben, aber er hat es dem Vizedom von Chartres erzählt und ihm gesagt, dass er es von seiner Freunde einem wüsste, der ihm den Namen der Dame nicht genannt hätte. Dieser Freund des Monsieur de Nemours muss auch der Ihrige sein, und Sie haben sich dem anvertraut, um sich schneller aufzuklären!“ „Besitzt man denn nur einen Freund auf dem Erdboden, dem man solch ein Geständnis macht?“ entgegnete Monsieur

de Cleve, „und würde man in seinem Argwohn, um den Preis klar zu sehen, jemandem etwas eingestehen, das man wahrlich am liebsten vor sich selber verbergen möchte? Denken Sie vielmehr nach, Madame, mit wem Sie darüber gesprochen haben. Es ist augenscheinlicher, dass dies Geheimnis durch Sie als durch mich offenbar wurde. Sie haben Ihre augenblickliche Erregung vielleicht nicht allein tragen können und sich dadurch zu erleichtern gesucht, dass Sie sich mit Ihrer Vertrauten aussprachen, die Sie verraten hat!“

„Fahren Sie nicht fort mich niederzuschmettern,“ rief sie aus, „und seien Sie nicht so grausam, mich eines Fehls zu zeihen, den Sie selber begangen haben. Können Sie mich deshalb in Verdacht haben, bin ich denn, weil ich fähig gewesen, mit Ihnen zu sprechen, auch fähig, mit einem anderen zu sprechen?“

Das Geständnis, welches Madame de Cleve ihrem Gatten abgelegt hatte, war ein so grosser Beweis ihrer Offenheit, und sie leugnete so heftig, es jemandem anvertraut zu haben, dass Monsieur de Cleve nicht wusste, was er denken sollte; andererseits war er sicher, selber nichts weitererzählt zu haben. Etwas, das man nicht erraten konnte, war bekannt geworden: also musste einer von ihnen beiden gesprochen haben; die Gewissheit aber, dass irgendwer um dieses Abenteuer wusste und dass

es höchstwahrscheinlich sehr bald verbreitet werden würde, bereitete ihm einen grausamen Schmerz.

Madame de Cleve hatte fast dieselben Gedanken, sie fand es gleichfalls unmöglich, dass ihr Gatte gesprochen haben sollte, aber Monsieur de Nemours Worte, die Neugier vermöchte einen Ehemann zu Unklugheiten veranlassen, schienen sich so ganz auf Monsieur de Cleves Zustand zu berufen, dass sie nicht glauben konnte, der Zufall habe diese Geschichte erfunden; und diese Wahrscheinlichkeit bestimmte sie anzunehmen, dass Monsieur de Cleve das ihm geschenkte Vertrauen missbraucht habe. Sie waren einer wie der andere so mit ihren Gedanken beschäftigt, dass sie lange wortlos verharrten, und brachen das Schweigen nur, um auf dieselben Dinge zurückzukommen, welche sie schon mehrere Male besprochen hatten, und sassen sich so gequälten Herzens und so aufgeregten Gemüts wie noch niemals gegenüber.

Man kann sich leicht vorstellen, in welchem Zustande sie die Nacht verbrachten. Monsieur de Cleve hatte all seine Standhaftigkeit erschöpft, um das Unglück ertragen zu können, seine Frau, die er anbetete, in Liebe zu einem anderen entflammt zu sehen. Ihm blieb kein Mut mehr, und er glaubte sogar keinen mehr aufzutreiben zu können bei einer Sache, wo sein

Ruhm und seine Ehre so schwer verletzt worden waren. Er wusste nicht mehr, was er von seiner Frau zu halten hatte, und war sich nicht klar darüber, wie er sich gegen sie benehmen sollte, noch wie er sich selber auführen musste; er sah nur auf allen Seiten Abgründe und Schlünde. Als er schliesslich nach sehr langer Erregung und Ungewissheit daran dachte, dass er gar bald nach Spanien aufbrechen müsse, nahm er sich vor, alles zu vermeiden, was den Argwohn oder die Kenntniss seines unseligen Zustandes vermehren konnte. Und suchte Madame de Cleve auf und sagte zu ihr, er wolle nicht untersuchen, wer von ihnen beiden es an Verschwiegenheit habe fehlen lassen, sondern bestrebt sein, den Beweis zu liefern, dass die ihr erzählte Geschichte eine Fabel sei, an der sie keinen Anteil hätte; es hänge nur von ihr ab, Monsieur de Nemours und die anderen davon zu überzeugen; sie solle diesen nur mit der Strenge und Kälte behandeln, zu welcher sie einem Menschen gegenüber verpflichtet wäre, der ihr seine Liebe gestände. Durch dies Vorgehen würde sie ihm leicht den Glauben, dass sie ihn liebe, nehmen; ebenso wolle er sich nicht um all das grämen, was er sich hätte denken können, weil alle seine Gedanken leicht zu nichte werden würden, wenn sie in der Folgezeit keine Schwäche zeige; vor al-

lem aber solle sie wie gewöhnlich in das Louvre und zu allen Festlichkeiten gehen.

Nach solchen Worten aber verliess Monsieur de Cleve seine Frau, ohne eine Antwort abzuwarten. Sie fand alle seine Worte sehr verständig, und in ihrem Zorne auf Monsieur de Nemours glaubte sie, dass sie alles ebenso leicht ins Werk setzen könnte; doch schien es ihr schwierig zu sein, sich bei den Hochzeitsfeierlichkeiten einzustellen und mit ruhigem Antlitze und freiem Gemüte daran teilzunehmen. Da sie aber Madame la Dauphines Schleppe tragen musste, welches eine Bevorzugung vor mehreren anderen Prinzessinnen war, konnte sie dennoch nicht darauf verzichten, ohne viel Aufhebens zu machen und ohne viele triftige Gründe dafür anzugeben. Sie beschloss also sich gewaltsam zu zwingen; doch nahm sie sich für den Rest des Tages vor, sich dazu vorzubereiten und allen Gefühlen, von denen sie bewegt wurde, noch einmal freien Lauf zu lassen. Sie schloss sich allein in ihr Gemach ein. Aller Übel, die mit Wucht auf ihr lasteten, grösstes war, Anlass zu haben sich über Monsieur de Nemours zu beklagen und kein Mittel zu seiner Rechtfertigung zu finden. Dass er dies Erlebnis dem Vizedom von Chartres erzählt habe, daran konnte sie nicht zweifeln, er hatte es ihr eingestanden; auch konnte sie nicht daran zwei-

feldn, dass er der Weise zufolge, wie er darüber gesprochen hatte, wusste, dass sie dies Abenteuer anginge. Wie liess sich solch grosse Unklugkeit entschuldigen? Was war aus des Prinzen Verschwiegenheit geworden, die sie so gerührt hatte? „Er war solange verschwiegen,“ sagte sie, „als er unglücklich zu sein wähnte; doch der Gedanke an ein sogar ungewisses Glück hat seiner Verschwiegenheit ein Ende gemacht. Er konnte sich nicht denken, dass er geliebt sei, ohne den Wunsch zu haben, dass man darum wisse. Alles, was er sagen konnte, erzählte er: ich habe ihm nicht eingestanden, dass ich ihn liebe, er vermutete es und hat seine Vermutungen laut werden lassen. Hätte er Gewissheit gehabt, würde er in gleicher Weise davon Gebrauch gemacht haben. Ich glaubte in meiner Torheit, dass es einen Mann gäbe, der das zu verbergen fähig wäre, was seinem Ruhme schmeichelt. Und doch bin ich um dieses Mannes willen, den ich für so anders als alle übrigen Männer hielt, ein Weib wie alle anderen Weiber, von denen ich mich so verschieden dünkte. Ich habe das Herz und die Achtung eines Gatten verloren, der mein Glück ausmachen müsste. Bald wird alle Welt wissen, dass ich von einer wahnsinnigen und heftigen Leidenschaft entbrannt bin. Der, für den ich sie empfinde, kennt sie nur zu gut;



ach, um diesem Jammer zu entgehen, hätt' ich all meine Ruhe und selbst mein Leben auf das Spiel gesetzt!“ Unter heissen Tränen stiegen diese traurigen Gedanken in ihr auf; doch von welchem Kummer sie auch immer gepeinigt wurde, sie fühlte, sie würde ihn überwunden haben, wenn sie von Monsieur de Nemours nicht so enttäuscht worden wäre.

In keinem ruhigeren Zustande befand sich der Prinz. Die begangene Unklugheit, mit dem Vizedom von Chartres zu sprechen, und ihre grausamen Folgen bereiteten ihm ein tödliches Missvergnügen. Er konnte an nichts denken, ohne durch die Verwirrung, die Aufregung und die Trübsal entmutigt zu werden, in welcher er Madame de Cleve gesehen hatte. Und war untröstlich ihr in dieser Sache doch manches gesagt zu haben, was an sich liebenswürdig war, ihm in diesem Augenblicke jedoch roh oder wenig höfisch zu sein schien, da er Madame de Cleve damit zu verstehen gegeben hatte, dass er die so leidenschaftlich verliebte Dame kenne, und dass sie für ihn brenne. Sein einziger Wunsch wäre eine Unterredung mit ihr gewesen, doch glaubte er sie eher fürchten als wünschen zu müssen. „Wassollte ich ihr sagen?“ rief er aus. „Würde ich ihr noch einmal zeigen, was ich sie schon allzu deutlich verstehen liess? Würde ich ihr

eingestehen, dass ich um ihre Liebe zu mir weiss, ich, der ich ihr nimmer zu sagen gewagt habe, dass ich sie liebe? Würde ich offen mit ihr von meiner Leidenschaft zu reden beginnen, um bei ihr für einen Mann zu gelten, der durch Hoffnungen kühn geworden ist? Kann ich nur daran denken mich ihr zu nähern; und dürfte ich sie der Aufregung, meinen Anblick zu ertragen, auszusetzen wagen? Womit könnte ich mich rechtfertigen? Ich habe keine Entschuldigung, bin nicht wert, Madame de Cleves Blicke auf mich zu ziehen, und hoffe auch nicht, dass sie mich jemals wieder ansieht. Ich habe ihr durch meinen Fehl eine bessere Waffe, sich meiner zu erwehren, in die Hand gegeben, als alle, welche sie suchte und etwa vergeblich gesucht hätte. Durch meine Unklugheit verliere ich das Glück und den Ruhm, von der liebenswürdigsten und schätzenswertesten Frau der Welt geliebt zu werden. Wenn ich dieses Glückes aber verlustig gehe, ohne dass sie darunter leidet und ohne ihr einen tödlichen Schmerz bereitet zu haben, soll es mir ein Trost sein. Ich fühle in diesem Augenblicke mehr den Schaden, welchen ich ihr zugefügt, als den ich mir bei ihr zugefügt habe!“

Lange Zeit über machte sich Monsieur de Nemours solche Vorwürfe und musste immer wieder an dieselben Dinge denken. Das

Verlangen mit Madame de Cleve zu sprechen, kam ihn täglich an. Er überlegte sich ein Mittel dies ins Werk zu setzen und dachte daran ihr zu schreiben; doch schliesslich sah er ein, dass er ihr nach seinem begangenen Fehler und bei ihrer augenblicklichen Stimmung am besten eine tiefe Verehrung durch seinen Gram und durch sein Schweigen bezeugte und sie auch merken liesse, dass er sich nicht vor ihr zu zeigen wagte, um abzuwarten, was Zeit, Zufall und die Liebe, welche sie an ihn band, Günstiges für ihn erwirkten. Auch nahm er sich vor, dem Vizedom von Chartres um der Treulosigkeit willen, die er an ihm begangen hatte, keine Vorwürfe zu machen, da er ihn dadurch in seinem Argwohn zu bestärken fürchtete.

Madame Elisabeths Eheversprechung, die kommenden Tags vor sich gehen, und ihre Hochzeit, welche am darauffolgenden Tag stattfinden sollte, beschäftigte den ganzen Hof solcherart, dass Madame de Cleve und Monsieur de Nemours leicht ihre Traurigkeit und ihre Verwirrung verbergen konnten. Selbst Madame la Dauphine sprach nur in aller Flüchtigkeit mit Madame de Cleve über die Unterhaltung, welche sie mit Monsieur de Nemours gepflogen hatten; auch Monsieur de Cleve bemühte sich nicht mehr, mit seiner Frau über all die Vorfälle zu sprechen, so-

dass sie in keiner so grossen Aufregung lebte, wie sie vermutet hatte.

Die Eheversprechung fand im Louvre statt und nach dem Mahle und dem Balle legte sich das ganze königliche Haus, wie es der Sitte entsprach, im bischöflichen Palaste schlafen. Am Morgen trug der Herzog von Alba, der sich stets nur einfach gekleidet hatte, ein Gewand aus Goldstoff, durchwirkt mit roter und gelber und schwarzer Farbe, das über und über mit Edelsteinen besät war, und trug eine geschlossene Krone auf dem Haupte. Der Prinz von Oranien war ebenso köstlich gekleidet; er holte mit seinen Dienern und den übrigen Spaniern, denen ebenfalls ihre Diener folgten, den Herzog von Alba aus dem Hôtel de Villeroy, wo er wohnte, ab und sie schritten, vier zu vier gehend, nach dem bischöflichen Palaste. Sobald man dort angelangt war, ging man dem Range nach in die Kirche. Der König führte Madame Elisabeth, welche eine geschlossene Krone trug; ihre Schleppe wurde von den Mesdemoiselles de Monpensier und de Longueville getragen. Dann folgte die Königin, jedoch ohne Krone. Nach ihr kamen Madame la Dauphine, Madame, des Königs Schwester, die Herzogin von Lothringen und die Königin von Navarra, ihre Schleppen aber trugen Prinzessinnen. Den Königinnen und den Fürstinnen folg-

ten alle ihre Hoffräulein, die prächtig und in den Farben ihrer Gebieterinnen gekleidet waren, so dass man an den Farben ihrer Gewänder sah, wem die Edelräulein angehörten.

Man bestieg die Bühne, welche in der Kirche errichtet war und die Hochzeitsfeierlichkeit ging vor sich. Darnach kehrte man zum Essen in den Bischofspalast zurück; und um fünf Uhr brach man von dort auf, um in den Palast zu gehen, wo das Festmahl stattfand, zu dem das Parlament, die obersten Gerichtshöfe und das Stadthaus zur Teilnahme herangezogen worden waren. Der König, die Königinnen, die Prinzen und Prinzessinnen sassen an dem Marmortische des grossen Palastsaals. Der Herzog von Alba sass neben der neuen Königin von Spanien; unterhalb der Stufen, die zu dem Marmortische führten, und zur Rechten des Königs stand ein Tisch für die Gesandten, die Erzbischöfe und die Ordensritter und auf der anderen Seite ein Tisch für die Herren des Parlaments.

Der in ein Gewand von golddurchwirktem Stoff gekleidete Herzog von Guise legte dem Könige die Speisen vor; der Prinz von Condé diente ihm als Brotmeister und der Herzog von Nemours als Mundschenk. Nach aufgehobener Tafel begann der Ball, welcher durch

Balletts und aussergewöhnliche Veranstaltungen unterbrochen wurde, hernach nahm man ihn wieder auf, und endlich nach Mitternacht kehrte der König und sein ganzer Hof in das Louvre zurück. Wie traurig Madame de Cleve auch war, sie liess sich doch vor aller Welt und besonders vor Monsieur de Nemours Augen in unvergleichlicher Schönheit sehen. Der aber wagte nicht mit ihr zu sprechen, obwohl ihm die Aufregung bei der Feierlichkeit mehrere Male Gelegenheit dazu gab; doch liess er sie soviel Traurigkeit und eine so ehrerbietige Furcht sich ihr zu nähern sehen, dass sie ihn nicht mehr so schuldig fand, wiewohl er ihr nichts zu seiner Rechtfertigung gesagt hatte. An den folgenden Tagen zeigte er das gleiche Benehmen und dies Benehmen rief auch den gleichen Eindruck in Madame de Cleves Gemüte hervor.

Endlich war der Tag des Turniers da; die Königinnen begaben sich auf die Emporen und die Bühnen, welche für sie bestimmt waren. Die vier Platzhalter erschienen am Ende des Kampfplatzes im Gefolge von zahllosen Pferden und Dienern, welche das prächtigste Schauspiel boten, das man jemals in Frankreich sah.

Der König kam in keinen anderen Farben als weiss und schwarz, welche er immer Madame de Valentinois zu Ehren trug, die

Witwe war; der Herzog von Ferrara und seine Gefolgschaft trugen gelb und rot. Monsieur de Guise trug hochrosenrot und weiss; man wusste anfangs nicht, weshalb er diese Farbenwahl getroffen hatte, doch erinnerte man sich, dass sie die einer schönen Frau waren, welche er, als sie Hoffräulein war, geliebt hatte. Monsieur de Nemours erschien in gelb und schwarz, man fragte sich vergeblich weshalb; Madame de Cleve erriet es mühelos, sie erinnerte sich, in seiner Anwesenheit gesagt zu haben, dass sie die gelbe Farbe liebe und traurig sei, blond zu sein, weil sie sie deshalb nicht tragen könne. Ohne taktlos zu sein, glaubte der Fürst in dieser Farbe erscheinen zu dürfen; da sie Madame de Cleve nicht kleidete, konnte man nicht vermuten, dass es die ihrige war.

Niemals sah man grössere Gewandtheit, als die vier Platzhalter zeigten. Wiewohl der König der beste Ritter seines Königreichs war, wusste man doch nicht, wem man den Vorzug geben sollte; Monsieur de Nemours zeigte eine solche Anmut in all seinen Bewegungen, dass sie ihn auch bei weniger für ihn eingenommenen Frauen als Madame de Cleve in Gunst setzen musste. Sobald die ihn aber am Ende des Kampfplatzes erscheinen sah, fühlte sie eine ausserordentliche Erregung, und bei allen Gängen des Fürsten konnte sie ihre Freude

kaum verbergen, wenn er seinen Anlauf glücklich vollendet hatte.

Als gegen Abend beinahe alles zu Ende und man willens war aufzubrechen, wollte es das Unglück des Staates, dass der König noch eine Lanze zu brechen wünschte. Und befahl dem Grafen von Montgomery, der aussergewöhnlich gewandt war, sich auf dem Kampfplatze einzustellen. Der Graf bat den König, ihn davon zu entbinden, und brachte alle erdenklichen Entschuldigungen vor. Der König liess ihm aber fast zornig sagen, dass er es durchaus wünsche. Die Königin rief dem Könige zu, sie beschwöre ihn, nicht mehr zu rennen, er habe sich so gut bewährt, dass er es zufrieden sein könne, und sie bäte ihn flehentlich, zu ihr zurückzukommen. Er antwortete, ihr zu Ehren renne er noch einmal, und trat in die Schranken. Sie sandte den Herzog von Savoyen an ihn, um ihn ein zweites Mal bitten zu lassen, aber alles war nutzlos. Sie rannten gegeneinander, die Lanzen brachen und ein Splitter von der des Grafen von Montgomery drang dem Könige ins Auge und blieb dort haften. Der Fürst sank plötzlich vom Pferde, seine Knappen und Monsieur de Montmorency, welcher einer der Kampfrichter war, liefen zu ihm. Sie waren bestürzt ihn so verwundet zu sehen, doch der König war durchaus nicht erschrocken. Die Ver-



wundung, meinte er, sei nur geringfügig und er verzeihe dem Grafen von Montgomery. Man kann sich vorstellen, welche Verwirrung und Trauer ein so unseliger Zufall an einem der Freude bestimmten Tage hervorrief! Sobald man den König in sein Bett gebracht, untersuchten die Ärzte seine Verwundung und fanden sie beträchtlich. Monsieur le Connétable erinnerte sich in diesem Augenblicke der Voraussagung, die man dem Könige gemacht, dass er in einem Zweikampf fallen sollte, und er zweifelte nicht, dass die Voraussagung in Erfüllung gehen würde.

Der König von Spanien, welcher sich zu Zeiten in Brüssel aufhielt, schickte auf die Nachricht von diesem Unfall hin seinen Arzt, der eines hohen Rufs genoss; der aber hielt des Königs Zustand für hoffnungslos.

Ein ebenso zwiespältiger wie entgegengesetzten Interessen huldigender Hof war am Vorabend eines so grossen Ereignisses in keiner geringen Aufregung; nichtsdestoweniger verbarg man jede Unruhe, und schien einzig von der Sorge um des Königs Gesundheit erfüllt zu sein. Die Königinnen, die Prinzen und die Prinzessinnen verliessen sein Vorzimmer fast nie.

Madame de Cleve wusste, dass sie verpflichtet war dort zu weilen, und dass sie, Monsieur de Nemours dort sehend, ihrem Gatten

die Verwirrung nicht verhehlen könnte, welche ihr dieses Sehen verursachte. Da sie sich aber auch sagte, dass einzig die Anwesenheit des Prinzen ihn in ihren Augen rechtfertigen und alle ihre Entschlüsse zertören könnte, nahm sie sich vor eine Krankheit zu heucheln. Der Hof war zu sehr beschäftigt, als dass er auf ihr Benehmen hätte Obacht geben und entscheiden können, ob ihre Krankheit echt oder falsch war. Ihr Gatte allein mochte die Wahrheit ahnen; doch war sie nicht ärgerlich, wenn er darum wusste. So blieb sie denn zu Hause und dachte nur wenig an den grossen Wechsel, der sich vorbereitete; ihre eigenen Gedanken erfüllten sie ganz und sie hatte alle Freiheit ihnen nachzuhängen. Jedermann weilte beim Könige; Monsieur de Cleve kam zu bestimmten Stunden, um ihr die Neuigkeiten mitzuteilen. Er befleissigte sich ihr gegenüber desselben Betragens, welches er immer gegen sie gehabt hatte, nur wenn sie allein waren, gab er sich um ein weniges kälter und nicht so ungezwungen. Er hatte nie wieder von dem Vorgefallenen gesprochen; sie aber hatte nicht die Kraft dazu gehabt und auch nicht den rechten Augenblick gefunden, um auf ihre Unterhaltung zurückzugreifen. Monsieur de Nemours hatte einige Augenblicke zu erhaschen gehofft, wo er mit Madame de Cleve reden könnte, und war

sehr überrascht und betrübt, nicht ein einziges Mal das Vergnügen ihres Anblicks zu haben. Des Königs Übel verschlimmerte sich so sehr, dass er am siebenten Tage von den Aerzten aufgegeben wurde. Er nahm die Gewissheit seines Todes mit ausserordentlicher Festigkeit auf, die um so bewundernswerter war, da er das Leben in der Blüte der Jahre, glücklich, von seinen Völkern angebetet und von einer Frau, die er heiss liebte, wiedergeliebt, durch einen so unglücklichen Zufall verlor. Am Abend vor seinem Tode liess er die Heirat Madames, seiner Schwester, mit dem Herzoge von Savoyen ohne jede Feierlichkeit vollziehen. Man kann ermessen, in welchem Zustande die Herzogin von Valentinois lebte. Die Königin erlaubte ihr nicht, den König zu sehen, und liess ihr des Königs Siegel und die Geschmeide der Krone, welche sie in Verwahrung hatte, abverlangen. Die Herzogin aber erkundigte sich, ob der König tot sei, und als man diese Frage verneinte, antwortete sie: „Ich habe meinen Herrn noch, demnach kann mich niemand zwingen, herauszugeben, was sein Vertrauen in meine Hände legte!“ Sobald er im Schloss Tournelles ausgeatmet hatte, leiteten der Herzog von Ferrara, der Herzog von Guise und der Herzog von Nemours die Königinmutter, den König und die Königin, seine Ge-

mahlin, in das Louvre, Monsieur de Nemours aber führte die Königin. Wie sie sich zu gehen anschickten, wendete sich die Königinmutter einige Schritte rückwärts und sagte zu ihrer Schwiegertochter, es stände ihr als Königin zu, als erste zu schreiten; doch es war wohl zu sehen, dass mehr Bitterkeit als Wohlwollen in dieser Höflichkeitsbezeigung lag.

Der Kardinal von Lothringen hatte sich zum unumschränkten Gebieter über das Gemüt der Königinmutter aufgeschwungen. Der Vizedom von Chartres erfreute sich nicht mehr ihrer Gunst; die Liebe zu Madame de Martigues und zu der Freiheit liessen ihn diesen Verlust nicht allzuschmerzlich fühlen, wie sehr er es auch verdient hätte. Während des Königs zehntägiger Krankheit hatte der Kardinal Zeit gehabt seine Pläne auszuführen und die Königinmutter Beschlüsse fassen zu lassen, die mit den von ihm beabsichtigten übereinstimmten. Darum musste dann auch der Konnetabel, sobald der König tot war, in Tournelles bei dem Leichnam des seligen Königs bleiben, um die üblichen Feierlichkeiten zu leiten. Dieser Auftrag hielt ihn von allen fern und hinderte ihn am freien Handeln. Er schickte einen Eilboten an den König von Navarra, um ihn zu schnellem Kommen aufzufordern, auf dass sie sich gemeinsam der grossen Er-

hörungen widersetzten, welche er den Messieurs de Guise zuteil werden sah. Man gab den Oberbefehl über die Heere dem Herzoge von Guise und die Finanzverwaltung wurde dem Kardinal von Lothringen anvertraut. Die Herzogin von Valentinois wurde vom Hof verbannt; man liess den Kardinal von Tournon, den erklärten Feind des Konnetabels, und den Kanzler Olivier, den erklärten Feind der Herzogin von Valentinois, zurückkommen. Der Hof wechselte sein Aussehen vollständig. Der Herzog von Guise nahm denselben Rang wie die drei Prinzen königlichen Geblüts ein und trug bei den Beisetzungsfestlichkeiten des Königs Mantel. Er und seine Brüder wurden schrankenlose Gebieter; und das nicht allein durch des Kardinals Einfluss auf die Königinmutter, sondern weil die Fürstin glaubte, dass sie sie entfernen könnte, wenn sie ihr lästig fielen; den Konnetabel aber, welcher durch die Prinzen königlichen Geblüts unterstützt wurde, konnte sie nicht entfernen.

Als die Trauerfeierlichkeiten beendet waren, erschien der Konnetabel im Louvre und wurde vom König sehr frostig empfangen. Er wollte mit ihm insgeheim reden, doch der König rief die Messieurs de Guise dazu und sagte vor ihnen, dass er ihm rate, sich auszuruhen, dass die Finanzverwaltung und der Ober-

befehl über die Heere vergeben seien, und dass er ihn, wenn er seiner Ratschläge bedürfe, vor sich rufen lassen würde. Von der Königinmutter wurde er noch frostiger als vom Könige empfangen, sie machte ihm Vorwürfe, dass er zum seligen König gesagt habe, seine Kinder glichen ihm nicht. Der König von Navarra kam an und ward nicht besser aufgenommen. Der Prinz von Condé war weniger geduldig als sein Bruder und beklagte sich laut; doch seine Klagen waren eitel, man entfernte ihn unter Vorwänden vom Hofe und schickte ihn nach Flandern, um die Friedensbestätigungen zu unterzeichnen. Den König von Navarra liess man einen gefälschten Brief des Spanierkönigs sehen, in dem er geziehen wurde, Angriffe gegen dessen feste Plätze unternommen zu haben; man liess ihn für seine Länder fürchten, endlich überredete man ihn, nach Bearn abzureisen. Die Königinmutter bestimmte ihn dazu, indem sie ihm Madame Elisabeths Führung übertrug, und man nötigte ihn sogar vor der Fürstin abzureisen; also blieb niemand am Hofe, der die Macht des Hauses von Guise im Gleichgewicht halten konnte.

Wiewohl es sehr ärgerlich für Monsieur de Cleve war, Madame Elisabeth nicht geleiten zu dürfen, konnte er sich angesichts der hohen Persönlichkeit, die ihm vorgezogen

wurde, doch nicht darüber beschweren. Er bedauerte aber die Entziehung dieses Amtes weniger der Ehre wegen, die es ihm eingebracht haben würde, als weil es seine Frau vom Hofe entfernt hätte, ohne dass es klar wurde, welchen Grund sie hatte, sich von ihm zurückzuziehen.

Wenige Tage nach des Königs Tode beschloss man nach Rheims zu gehen, um die Salbung vollziehen zu lassen. Sobald man von dieser Reise redete, schützte Madame de Cleve, welche sich stets zu Hause gehalten hatte, ein Unwohlsein vor, und bat ihren Gatten, es gutzuheissen, dass sie dem Hofe nicht folge, und dass sie nach Colomiers ginge, um frische Luft zu schöpfen und an ihre Gesundheit zu denken. Er entgegnete ihr, er wolle es wahrlich nicht ergründen, ob sie ihr Gesundheitszustand dieser Reise verhindere, doch willige er darein, dass sie sie nicht unternähme. Ohne Widerspruch stimmte er einer Sache zu, die er im stillen schon lange beschlossen hatte; trotz seiner guten Meinung von der Tugend seiner Frau sah er ein, dass er der Klugheit entbehre, wollte er sie längere Zeit den Blicken eines Mannes aussetzen, den sie liebe.

Monsieur de Nemours erfuhr bald, dass Madame de Cleve dem Hofe nicht folgen würde; er konnte sich nicht zur Abreise ent-

schliessen, ohne sie vorher gesehen zu haben, und am Abend vor der Abreise ging er, so spät es die Wohlanständigkeit erlaubte, zu ihr, um sie allein anzutreffen. Das Glück begünstigte sein Vorhaben. Als er in den Hof eintrat, begegneten ihm Madame de Nevers und Madame de Martigues, die gerade fortgingen und zu ihm sagten, dass sie sie allein gelassen hätten. Er stieg mit einer Schnelligkeit und in einer Verwirrung die Treppe hinan, die sich nur der vergleichen lässt, welche Madame de Cleve bei der Meldung empfand, dass Monsieur de Nemours da sei und sie zu sehen wünsche. Die Angst, er könne von seiner Liebe reden, die Sorgen, sie möchte ihm allzu gewogen antworten, die Unruhe, welche dieser Besuch ihrem Gatten bereiten konnte, die Pein, ihm darüber Rechenschaft ablegen oder ihn verheimlichen zu müssen, all das ging ihr in einem Augenblick durch den Kopf und bereitete ihr eine so grosse Aufregung, dass sie den Entschluss fasste, dem, was sie vielleicht am sehnlichsten erwünschte, aus dem Wege zu gehen. Sie schickte ihrer Frauen eine zu Monsieur de Nemours, der in ihrem Vorzimmer weilte, und liess ihm sagen, sie wäre eben unwohl geworden und sei sehr betrübt, die Ehre, die er ihr erweisen wolle, nicht annehmen zu können. Welch ein Schmerz für den Prinzen, Madame de



Cleve nicht zu sehen; und sie nicht zu sehen, weil sie nicht wollte, dass er sie sah! Er reiste anderen Morgens ab; er durfte nichts mehr vom Glücke erhoffen. Da er seit jener Unterhaltung bei Madame la Dauphine nicht mehr mit ihr gesprochen hatte, musste er glauben, dass sein Fehl, mit dem Vizedom von Chartres geredet zu haben, all seine Hoffnungen zu nichte gemacht hätte; er reiste schliesslich in hellem Zweifel, der seinen lebhaften Schmerz nur verschärfen musste, ab.

Sobald sich Madame de Cleve von der Aufregung, der sie der Gedanke an Monsieur de Nemours' Besuch aussetzte, erholt hatte, fielen alle Gründe, welche sie den Besuch nicht anzunehmen zwangen, in sich zusammen, sie meinte sogar, einen Fehler begangen zu haben, und wenn sie, als es noch Zeit war, Mut gehabt hätte, würde sie ihn haben zurückrufen lassen.

Madame de Nevers und Madame de Martigues gingen, als sie sie verlassen hatten, zur Königin; Monsieur de Cleve war dort zugegen. Die Fürstin fragte sie, woher sie kämen, sie entgegneten, dass sie von Madame de Cleve kämen, bei der sie einen Teil des Nachmittags zugebracht hätten; es seien viele Leute dagewesen, und Monsieur de Nemours sei allein zurückgeblieben. Diese Aussage, die sie für gleichgültig hielten, war es für Monsieur

de Cleve nicht. Wiewohl er sich gut denken konnte, dass Monsieur de Nemours oft Gelegenheit fand mit seiner Frau zu sprechen, schien ihm trotzdem der Gedanke, dass er bei ihr weilte, dass er allein dort weilte und von seiner Liebe zu ihr sprechen konnte, in diesem Augenblicke so neu und so unerträglich, dass sich die Eifersucht in seinem Herzen mit heisserer Kraft als jemals entzündete. Es war ihm ganz unmöglich bei der Königin zu bleiben, er kehrte nach Hause zurück und wusste selber nicht, weshalb er zurückkehrte, und ob es Zweck habe, hinzugehen und Monsieur de Nemours zu unterbrechen. Sobald er ankam, strengte er sich an, irgendein Zeichen zu finden, welches ihm des Prinzen Anwesenheit verkündigte, und er fühlte einige Erleichterung, als er merkte, dass es nicht der Fall war, und es erquickte ihn der Gedanke, dass er sich dort nicht lange aufgehalten haben konnte. Redete sich auch ein, dass er vielleicht nicht auf Monsieur de Nemours eifersüchtig zu sein brauche, und wenn schon er durchaus nicht daran zweifelte, suchte er dennoch daran zu zweifeln; aber viele Dinge würden ihn davon überzeugt haben, so dass er nicht lange in dieser erwünschten Ungewissheit verharret hätte. Er ging sofort in das Gemach seiner Frau, und nachdem er einige Zeit mit ihr über unwesentliche Dinge ge-

redet hatte, konnte er sich nicht der Frage enthalten, was sie begonnen und wen sie bei sich gesehen habe; sie legte ihm Rechenschaft darüber ab. Als er sah, dass sie Monsieur de Nemours nicht nannte, fragte er sie zitternd, ob das alle Leute gewesen wären, die sie gesehen habe, um ihr Gelegenheit zu geben, den Prinzen noch zu nennen, und es nicht schmerzlich empfinden zu müssen, dass sie ihm dessen Besuch verheimlichte. Da sie ihn jedoch nicht gesehen hatte, zählte sie ihn nicht mit auf; Monsieur de Cleve hub aber wieder in einem Tone, der all seine Künmernis verriet, zu reden an: „Und Monsieur de Nemours haben Sie nicht gesehen; oder vergassen Sie ihn zu nennen?“ „Ich sah ihn tatsächlich nicht,“ entgegnete sie, „ich fühlte mich unbehaglich und habe eine meiner Frauen zu ihm geschickt, um mich bei ihm entschuldigen zu lassen!“ „Sie fühlten sich doch nur für ihn unwohl,“ fuhr Monsieur de Cleve fort, „da Sie jedermann empfangen; warum Monsieur de Nemours gegenüber Ausnahmen? Warum ist er Ihnen mehr als ein anderer? Warum müssen Sie seine Blicke fürchten? Weshalb lassen Sie ihn merken, dass Sie ihn scheuen? Warum lassen Sie ihn erkennen, dass Sie sich der Macht über ihn bedienen, welche Ihnen seine Liebe einräumt? Würden Sie sich weigern ihn anzunehmen, wenn Sie

nicht genau wüssten, dass er einen Unterschied zwischen Ihrer Strenge und Ihrer Unhöflichkeit macht? Aber weshalb müssen Sie ihm gegenüber streng sein? Bei einer Frau, wie Sie, Madame, zeigt alles, was Ihnen nicht gleichgültig ist, Gunst an!“ „Mögen Sie Monsieur de Nemours auch noch so verdächtigen,“ entgegnete Madame de Cleve, „ich glaube wahrlich nicht, dass Sie mir Vorwürfe machen dürfen, weil ich ihn nicht empfang!“ „Ich mache Sie Ihnen dennoch, Madame,“ erwiderte er, „und sie sind durchaus begründet; warum wollen Sie ihn nicht sehen, wenn er Ihnen nichts gesagt hat? Er hat aber mit Ihnen gesprochen, Madame; wenn einzig sein Schweigen Ihnen seine Liebe verkündet hätte, würde sie keinen so starken Eindruck auf Sie gemacht haben. Aber Sie konnten mir nicht die volle Wahrheit sagen, Sie haben sie mir zum grössten Teil verborgen und bereuten es, mir selbst das wenige eingestanden zu haben und hatten nicht die Kraft, fortzufahren. Ich bin unglücklicher als ich jemals annahm, bin der unglücklichste aller Männer. Sie sind meine Frau; ich aber liebe Sie wie eine Geliebte, und sehe Sie einen anderen lieben, und dieser andere ist der liebenswerteste Mann am Hofe und sieht Sie alle Tage; er weiss auch, dass Sie ihn lieben. Und ich habe noch glauben können,“ schrie er auf,

„dass Sie Ihre Liebe zu ihm besiegen würden! Ich muss die Vernunft verloren haben, als ich das für möglich hielt!“ „Ich weiss nicht,“ entgegnete Madame de Cleve traurig, „ob Sie unrecht taten, ein so aussergewöhnliches Vorgehen wie meines günstig zu beurteilen; aber weiss ich denn, ob ich mich nicht in dem Glauben täuschte, Sie würden mir ein gerechter Richter sein?“ „Zweifeln Sie nicht daran,“ sagte Monsieur de Cleve darwider, „Sie haben sich getäuscht; Sie verlangten ebenso unmögliche Dinge von mir wie ich von Ihnen verlangte. Wie konnten Sie nur hoffen, dass ich die Vernunft behalten würde? Hatten Sie denn vergessen, dass ich Sie heiss liebte und Ihr Gatte war? Eines von beiden kann einen schon zum Äussersten bringen: was vermag nicht alles beides zusammen? Ach, was tun sie auch nicht!“ fuhr er fort, „Mich treiben jetzt heftige und schwankende Gefühle, derer ich nicht Herr bin. Ich fühle mich Ihrer nicht mehr würdig, Sie scheinen meiner nicht würdig zu sein; ich bete Sie an, ich hasse Sie, ich beleidige Sie und bitte Sie um Verzeihung, ich bewundere Sie und schäme mich wieder, Sie zu bewundern! Und weder Ruhe noch Vernunft lebt in mir. Ich weiss nicht, wie ich leben soll, seit Sie in Colomiers zu mir sprachen und seit dem Tage, wo Sie von Madame la Dauphine erfuhren,

dass man um Ihr Erlebnis wusste! Ich konnte nicht entdecken, durch wen sie es hörte, noch was zwischen Ihnen und Monsieur de Nemours um dieser Angelegenheit willen vorfiel; Sie werden es mir nie offenbaren und ich bitte Sie nicht, es mir zu enthüllen. Ich bitte Sie einzig, sich erinnern zu wollen, dass Sie mich zu dem unseligsten Manne der Erde gemacht haben!“

Nach solchen Worten verliess Monsieur de Cleve seine Frau und reiste andern Tags ab, ohne sie wiedergesehen zu haben, aber er schickte ihr einen Brief, der von Verzweiflung, Erkenntlichkeit und Liebe überströmte; sie schrieb ihm eine rührende Antwort, voll der Versicherungen über ihr verflossenes Benehmen und das der Zukunft, und schwur ihm, dass ihre Versicherungen der Wahrheit entsprächen, und dass dies gewisslich ihre Gefühle wären. Dieser Brief machte Eindruck auf Monsieur de Cleve und er ward etwas gelassener; da auch Monsieur de Nemours so gut wie er den König aufsuchen musste, beruhigte ihn die Zuversicht, ihn nicht am gleichen Ort mit Madame de Cleve zu wissen. Immer, wenn die Prinzessin mit ihrem Gatten sprach, riefen die Leidenschaft, die er für sie fühlte, die Ehrbarkeit ihres Benehmens, ihre Freundschaft für ihn und ihre Pflichten ihm gegenüber Eindrücke in seinem Herzen her

vor, die ihm die Gedanken an Monsieur de Nemours nahmen; doch wahrte das nur allzu kurze Zeit, und diese Gedanken tauchten nur zu bald und gegenwärtiger als vordem wieder in ihm auf.

Die ersten Tage nach des Prinzen Abreise fühlte Madame de Cleve sein Fernsein nicht, bald aber schien es ihr grausam zu sein. Seit sie ihn liebte, war kein Tag verstrichen, an welchem sie nicht gefürchtet oder gehofft hatte, ihm zu begegnen; nun aber überkam sie ein grosser Schmerz, wenn sie daran dachte, dass die Begegnung mit ihm nicht mehr von einem Zufall abhinge.

Sie reiste nach Colomiers; vor ihrer Abreise trug sie Sorge, dass die grossen Bilder dahin geschafft würden, die ihrem Wunsche entsprechend nach den Originalen angefertigt waren, welche die Herzogin von Valentinois für ihren schönen Wohnsitz zu Amet hatte herstellen lassen. Alle bemerkenswerten Ereignisse, die sich unter des Königs Regierung abgespielt hatten, waren auf diesen Bildern verewigt. Unter anderen war die Belagerung von Metz dabei, und alle, die sich bei ihr hervorgetan hatten, waren mit möglichster Ähnlichkeit gemalt. Unter ihnen war Monsieur de Nemours, und vielleicht hatte das Madame de Cleves Lust, die Bilder zu besitzen, erweckt.

Madame de Martigues, welche nicht mit dem Hofe hatte reisen können, versprach ihr, einige Tage nach Colomiers zu kommen. Die Gunst der Königin, in die sie sich theilten, hatte sie weder aufeinander neidisch gemacht noch voneinander entfernt; sie waren Freundinnen, ohne dass sie sich jedoch gegenseitig ihre Gefühle anvertrauten. Madame de Cleve wusste, dass Madame de Martigues den Vizedom von Chartres liebte, dass aber Madame de Cleve für Monsieur de Nemours empfand und von ihm wiedergeliebt wurde, ahnte Madame de Martigues nicht. Als Nichte des Vizedoms von Chartres war Madame de Cleve Madame de Martigues natürlich noch teurer, und Madame de Cleve liebte sie als eine Frau, die wie sie eine Leidenschaft, und noch dazu für den besten Freund ihres Geliebten, fühlte.

Madame de Martigues kam, wie sie es Madame de Cleve versprochen hatte, nach Colomiers und traf sie dort in stiller Einsamkeit lebend an. Die Prinzessin hatte sogar ein Mittel, ganz einsam leben zu können, gesucht, und verweilte die Abende in den Gärten, ohne von der Dienerschaft umgeben zu sein. Sie kam in das Gartenhaus, wo Monsieur de Nemours sie belauscht hatte, und trat in das Gemach ein, welches sich nach dem Garten öffnete. Ihre Frauen und Diener blieben in dem anderen Raume oder vor dem Hause und er-



schiene nur bei ihr, wenn sie gewünscht wurden. Madame de Martigues war noch nie in Colomiers gewesen; sie war überrascht von all der Schönheit, die sie vorfand, und besonders von der Annehmlichkeit dieses Gartenhäuschens. Madame de Cleve und sie verbrachten alle Abende dort. Die Ungebundenheit, des Nachts an dem schönsten Orte der Welt allein zu sein, liess die Unterhaltung zwischen zwei Wesen, die heftige Leidenschaften in ihrem Herzen bargen, nicht zu Ende kommen; und wiewohl sie sich nichts anvertrauten, fanden sie doch ein lebhaftes Vergnügen daran miteinander zu plaudern. Madame de Martigues wäre es sicher schwer geworden Colomiers zu verlassen, hätte sie sich nicht nach ihrer Abreise an einen Ort begeben müssen, an welchem der Vizedom weilte. Sie fuhr nach Chambort, wo sich der Hof damals aufhielt.

Die Salbung war zu Rheims durch den Erzbischof von Lothringen vollzogen worden, und man wollte des Sommers Ende im Schlosse zu Chambort, welches neu erbaut war, erwarten. Die Königin äusserte eine lebhaftere Freude, als sie Madame de Martigues wiedersah, und nachdem sie ihr die in jeder Weise bezeugt hatte, fragte sie sie nach Neuigkeiten von Madame de Cleve und was sie auf dem Lande treibe. Monsieur de Nemours und Monsieur

de Cleve weilten gerade bei der Königin. Madame de Martigues fand Colomiers reizend und erzählte, wie schön es dort sei, und beschrieb ihr den Waldpavillon ganz genau, und schilderte auch, welches Vergnügen es Madame de Cleve bereite einen Teil der Nacht in ihm zuzubringen. Monsieur de Nemours kannte den Ort ja genau genug, um Madame de Martigues Erzählung zu verstehen, und dachte an die Möglichkeit Madame de Cleve dort sehen zu können, ohne von jemand anderem als ihr gesehen zu werden. Und wendete sich mit einigen Fragen an Madame de Martigues, um sich noch näher zu unterrichten; Monsieur de Cleve aber, der ihn während des Gesprächs mit Madame de Martigues stets im Auge behalten hatte, wähnte zu erkennen, was ihm in diesem Augenblick durch den Sinn ging. Die von dem Prinzen gestellten Fragen bestärkten ihn noch in dieser Meinung, und er zweifelte nicht mehr daran, dass Monsieur de Nemours seine Frau dort aufzusuchen beabsichtige. Und er täuschte sich in dieser Annahme nicht. Dies Vorhaben beschäftigte Monsieur de Nemours so lebhaft, dass er, nachdem er die ganze Nacht über dessen Ausführung nachgedacht hatte, sich bereits am folgenden Morgen Urlaub vom Könige erwirkte, um unter einem Vorwande nach Paris zu reisen.

Monsieur de Cleve war durchaus nicht im unklaren über den Zweck dieser Reise und wollte sich über die Aufführung seiner Frau aufklären, um nicht länger in einer so grausamen Ungewissheit verharren zu müssen. Er hatte Lust zur selben Zeit wie Monsieur de Nemours zu reisen, um selber heimlich dorthin kommend zu erfahren, welchen Erfolg diese Reise haben würde; er fürchtete aber, sein Fortgehen könne Befremdung erregen und der davon unterrichtete Monsieur de Nemours andere Massnahmen treffen, und beschloss daher, sich einem Edelmann anzuvertrauen, der in seinem Dienste stand und dessen Treue und Klugheit er erprobt hatte. Er erzählte ihm seine Aufregung, sagte ihm, dass er bislang an Madame de Cleves Tugend geglaubt habe, und befahl ihm, Monsieur de Nemours auf dem Fusse zu folgen, ihn genau im Auge zu behalten und aufzuwachen, ob er nach Colomiers und dort zur Nachtzeit in den Garten ginge.

Der Edelmann war sehr geschickt zu solchen Aufträgen und entledigte sich dieses mit aller nur erdenklichen Aufmerksamkeit. Er folgte Monsieur de Nemours bis in ein Dorf, eine halbe Meile von Colomiers, wo der Prinz Rast machte, und merkte bald heraus, dass dieser hier die Nacht abwarten wollte. Und wagte es nicht, sie auch hier zu erwarten, sondern

liess das Dorf hinter sich und begab sich an einen Platz in dem Walde, wo seiner Meinung nach der Prinz vorbeikommen musste; er fand all seine Mutmassungen bestätigt. Sobald die Nacht hereingebrochen war, hörte er Schritte, und obwohl es dunkel war, erkannte er doch unschwer Monsieur de Nemours, und sah, wie er den Garten nach allen Seiten hin umschritt, um zu horchen, ob er nicht jemanden darinnen vernähme, und um die Stelle zu suchen, wo er am leichtesten hineinkommen könnte. Der Zaun war sehr hoch und doppelt, um ein Eindringen zu verhindern, so dass es ziemlich schwierig war hinüberzusteigen. Dennoch kam Monsieur de Nemours zum Ziel. Sobald er im Garten war, konnte er mühelos auskundschaften, wo Madame de Cleve weilte; er sah sehr viel Lichter in dem Gemache des Pavillons, alle Fenster waren geöffnet, und dem Zaune entlang schleichend näherte er sich ihr in einer Verwirrung, die man leicht ermessen kann. Er stellte sich hinter eines der Fenster, die gleichzeitig als Türe dienten, um Madame de Cleves Tun zu beobachten. Und sah, dass sie allein und von so berauscher Schönheit war, dass er kaum dem Entzücken, in welches ihn dieser Anblick versetzte, gebieten konnte. Es war warm und sie trug Kopf und Hals unbedeckt, ihre Haare waren nur lässig geordnet. Sie sass auf einem

Ruhebette und ein Tisch stand vor ihr, auf dem mehrere Körbe voll Bänder waren, von welchen sie einige aussuchte; und Monsieur de Nemours bemerkte, dass sie von der gleichen Farbe waren, die er beim Turnier getragen hatte. Und sah, dass sie Schleifen für ein sehr aussergewöhnliches indisches Blumenrohr daraus machte, wie er einige Zeit über eines getragen und dann seiner Schwester geschenkt hatte, von der es sich Madame de Cleve ausbat, ohne scheinbar zu wissen, dass es einst Monsieur de Nemours gehörte. Nachdem sie ihre Arbeit mit einer Anmut und Lieblichkeit beschickt hatte, welche ihrem Antlitz die Gefühle ihres Herzens aufdrückten, nahm sie einen hohen Leuchter und trat auf einen Tisch zu, der dem Gemälde der Belagerung von Metz, auf dem auch Monsieur de Nemours abgebildet war, gegenüberstand; und nahm Platz und begann das Bild mit einer Aufmerksamkeit und einer Nachdenklichkeit zu betrachten, die nur die Liebe bewirken kann.

Es lässt sich denken, was Monsieur de Nemours in diesem Augenblick fühlte! Inmitten der Nacht, am schönsten Orte der Welt eine Frau zu erblicken, welche er anbetete, sie zu sehen, ohne dass sie wusste, dass er sie sah, und sie mit Dingen ganz beschäftigt zu sehen, die ihn und die vor ihm verborgene Liebe

angingen, solche Seligkeit hat niemals ein anderer Liebhaber ausgekostet noch ersonnen.

Der Prinz war dermassen ausser sich, dass er unbeweglich stehen blieb, um Madame de Cleve anzuschauen, ohne daran zu denken, dass die Augenblicke kostbar für ihn waren. Als er ein wenig zu sich kam, glaubte er mit einer Unterredung mit ihr warten zu müssen, bis sie in den Garten ginge; auch wähnte er dann mehr Sicherheit zu haben, da sie dort noch weiter von ihren Frauen entfernt war. Als er aber sah, dass sie in dem Gemache blieb, nahm er sich vor hineinzugehen. Doch welche Verwirrung überkam ihn, als er es ausführen wollte! Welche Furcht, ihr missfallen zu können, welche Angst, dies Antlitz, auf dem soviel Anmut lag, verändert und voll Strenge und Zorn zu sehen!

Er hielt sein Kommen, um Madame de Cleve zu sehen, ohne gesehen zu werden, für Wahnsinn. Als er daran dachte, sich zu zeigen, kam ihm alles, was er noch nicht erwogen hatte, in den Sinn. Eine Dame, der er noch nie von seiner Liebe gesprochen hatte, inmitten der Nacht überraschen zu wollen, schien ihm ebenso kühn wie töricht zu sein. Und meinte, er dürfe nicht verlangen, dass sie ihn anhöre, dass sie auch einen gerechten Zorn auf ihn haben würde um der Gefahr willen, der er sie durch die Zwischenfälle, welche eintreten

konnten, aussetzte. All sein Mut verliess ihn und er war mehrere Male willens fortzuschleichen, ohne sich sehen zu lassen. Dennoch ging er einige Schritte vor; das Verlangen, sie zu sehen, trieb ihn an, und die Hoffnungen, die alles Geschehene in ihm erweckten, machten ihn zuversichtlich. Doch war er so verwirrt, dass sich seine Schärpe am Fenster vernestelte, wodurch er ein Geräusch verursachte. Madame de Cleve wendete den Kopf, und mochte er nun an einem Orte stehen, wo es hell genug war, um ihn erkennen zu können, sie glaubte ihn zu erkennen und ging ohne sich einen Augenblick zu besinnen oder nach der Seite zu blicken, wo er stand, in das Nebengemach zu ihren Frauen. Sie betrat es in solcher Erregung, dass sie, um sie zu verbergen, ein Unwohlsein vorschützen musste; auch tat sie dies, um alle Leute zu beschäftigen, damit Monsieur de Nemours sich zu entfernen Zeit gewönne. Als sie ein wenig nachdachte, glaubte sie an eine Täuschung ihrer Sinne und hielt es für Einbildung, Monsieur de Nemours gesehen zu haben. Sie wusste ihn in Chambort und fand es unwahrscheinlich, dass er etwas so Wagehalsiges unternähme; und hatte mehrere Male Lust, wieder in das Gemach zurückzukehren und im Garten nachzusehen, ob jemand in ihm versteckt sei. Vielleicht

wünschte sie ebensosehr wie sie fürchtete, Monsieur de Nemours dort anzutreffen. Aber schliesslich siegten Vernunft und Klugheit über alle anderen Gefühle, und sie hielt es für besser, in ihrem Zweifel zu verharren, als sich der Gefahr auszusetzen, Gewissheit darüber zu erlangen. Sie bedurfte langer Zeit zu dem Entschlusse, einen Ort zu verlassen, wo ihrer Meinung nach der Prinz noch weilen musste, und es war fast Tag, als sie ins Schloss zurückkehrte.

Monsieur de Nemours war, solange er Licht sah, im Garten geblieben und hatte die Hoffnung nicht aufgeben können, Madame de Cleve wiederzusehen, wiewohl er überzeugt war, dass sie ihn erkannt hätte und nur um ihn zu meiden fortgegangen wäre. Als er dann sah, wie man die Türen schloss, ward ihm klar, dass er nichts mehr zu hoffen hatte. Er holte sein Pferd, welches nahe bei dem Orte stand, wo sich der Edelmann verbarg, um Monsieur de Nemours zu belauern. Der Edelmann folgte ihm nach demselben Orte, von wo er des Abends aufgebrochen war. Monsieur de Nemours beschloss, hier den ganzen Tag zu verbringen, um in der Nacht nach Colomiers zurückzukehren und zu sehen, ob Madame de Cleve noch so grausam sein würde ihn zu fliehen und sich seinen Blicken nicht auszusetzen. Obwohl er eine herzhaft



Freude darüber empfand, sie so erfüllt von den Gedanken an ihn gesehen zu haben, war er doch sehr betrübt, dass sie dem so natürlichen Triebe, ihn zu fliehen, nachgegeben hatte.

Niemals gab es eine zartere und heftigere Liebe als die des Prinzen damals. Er ging längs des mit Weiden umstandenen Baches, welcher hinter dem Hause floss, wo er sich verbarg. Und entfernte sich so weit wie möglich, um weder gesehen noch gehört zu werden, und gab sich dem Überschwange seiner Liebe hin, und sie bewegte sein Herz so sehr, dass Sie ihm Tränen abzwang; doch waren es nicht Tränen, die der Schmerz rinnen lässt, es waren jene süßen Freudentränen, die nur die Liebe kennt.

Er liess alle Handlungen Madame de Cleves, seit er in sie verliebt war, an sich vorüberziehen: Welch ehrbare und bescheidene Strenge hatte sie stets ihm gegenüber walten lassen, obwohl sie ihn liebte. „Denn nun liebt sie mich,“ rief er aus, „sie liebt mich, ich darf nicht mehr daran zweifeln; die süssesten Beschwörungen und die höchsten Gunstbezeugungen sind keine so sicheren Beweise als die mir gegebenen. Indessen werde ich mit derselben Strenge behandelt, wie wenn ich gehasst würde; ich hoffte auf die Zeit, ich darf nichts mehr von ihr erhoffen; ich sehe sie stets in

gleicher Weise sich vor mir und vor sich selber verteidigen. Wenn ich nicht geliebt wäre, würde ich zu gefallen suchen, aber ich gefalle, man liebt mich und verbirgt es mir. Was kann ich denn hoffen, und welchen Wechsel in meinem Geschick darf ich erwarten? Wie, ich werde von der liebenswertesten Frau der Welt geliebt, und soll dieses Übermass von Liebe, welches die erste Gewissheit des Geliebtseins erregt, nur empfinden, um desto tiefer den Schmerz der üblen Behandlung zu fühlen? Lassen Sie es mich wissen, schöne Prinzessin, dass Sie mich lieben,“ rief er aus, „lassen Sie mich Ihre Gefühle sehen! Wenn Sie mir einmal in meinem Leben von Ihnen eingestanden werden, willige ich darein, dass Sie für immer wieder die Härte aufnehmen, mit der Sie mich zu Boden schmettern! Blicken Sie mich wenigstens mit denselben Augen an, mit welchen ich Sie heute Nacht mein Bild betrachten sah. Können Sie es mit so viel Zärtlichkeit anblicken und mich selbst so grausam fliehen? Was fürchten Sie? Warum ist Ihnen meine Liebe so schrecklich? Sie lieben mich und verbergen es mir vergebens. Sie selber haben es mir durch unfreiwillige Zeichen eingestanden. Ich kenne mein Glück, lassen Sie mich mich seiner erfreuen, und stehen Sie davon ab mich unglücklich zu machen! Ist es möglich,“ fuhr er fort,

„dass ich von Madame de Cleve geliebt werde und doch unglücklich bin? Wie schön war sie diese Nacht! Wie habe ich dem Drange, mich ihr zu Füßen zu werfen, widerstehen können? Wenn ich es gethan, hätte ich sie vielleicht an ihrer Flucht vor mir gehindert, meine Ehrerbietung hätte sie sicher gemacht; doch vielleicht hat sie mich nicht erkannt, ich quäle mich mehr als billig ist; der Anblick eines Menschen zu solch ungewöhnlicher Stunde hat sie erschreckt!“

Diese selben Gedanken beschäftigten Monsieur de Nemours den ganzen Tag über; voller Ungeduld erwartete er die Nacht, und als sie hereingebrochen war, schlug er wieder den Weg nach Colomiers ein. Monsieur de Cleves Edelmann hatte sich, um weniger aufzufallen, verkleidet und folgte ihm bis nach dem Platz, wohin er ihm am vorigen Abend nachgegangen war, und sah ihn wiederum in den Garten gehen. Der Prinz merkte sehr bald, dass Madame de Cleve nicht gewillt gewesen war, sich seinem abermaligen Versuche, sie zu sehen, auszusetzen: alle Türen waren verschlossen. Er umging das Gartenhaus auf allen Seiten, um zu sehen, ob er keine Lichter darin erblickte, aber es war nutzlos.

Madame de Cleve hatte sich gedacht, dass Monsieur de Nemours wiederkommen könnte, und war in ihrem Gemache geblieben; sie

fühlte, dass sie nicht immer die Kraft, ihn zu fliehen, haben würde, auch wolltesiesich nicht dem Zufall aussetzen, mit ihm in einer Weise zu sprechen, die so wenig dem Benehmen entsprach, das sie bislang gezeigt hatte.

Wiewohl Monsieur de Nemours auch keine Aussicht, sie zu sehen, hatte, konnte er sich doch nicht aufraffen, einen Ort so bald zu verlassen, wo sie so oft weilte. Und verbrachte die ganze Nacht in dem Garten und tröstete sich ein geringes damit, wenigstens die Gegenstände zu sehen, auf welchen alle Tage ihr Auge ruhte. Die Sonne war schon aufgegangen, ehe er an einen Rückzug dachte, doch endlich zwang ihn die Besorgnis, entdeckt zu werden, fortzugehen.

Aber ganz unmöglich war es ihm sich zu entfernen, ohne Madame de Cleve gesehen zu haben; und er ging zu Madame de Mercoeur, welche damals auf ihrem Besitze nahe bei Colomiers weilte. Die war ausserordentlich überrascht, als sie ihren Bruder ankommen sah. Er erfand einen ziemlich wahrscheinlichen Reisegrund, um sie zu täuschen; und schliesslich fädelt er seinen Plan so gut ein, dass er sie nötigte, ihm von selber einen Besuch bei Madame de Cleve vorzuschlagen. Noch selbigen Tags ward der Plan ausgeführt; Monsieur de Nemours erklärte seiner Schwester aber, er würde sich in Colomiers von ihr ver-

abschieden, da er weiterreisen und den König in aller Eile aufsuchen müsse. Und plante, sich in Colomiers von ihr zu trennen, in dem Gedanken, sie als erste aufbrechen zu lassen; so glaubte er denn ein unfehlbares Mittel gefunden zu haben, Madame de Cleve sprechen zu können.

Als sie dort ankamen, lustwandelte diese gerade in einer der Alleen, welche den Pavillon umzogen. Monsieur de Nemours Anblick verursachte ihr keine geringe Verwirrung und nahm ihr den Zweifel, ob sie ihn in der vorhergehenden Nacht tatsächlich gesehen habe. Die Gewissheit versetzte sie in eine zornige Aufwallung, da ihr sein Unterfangen allzu kühn und unvorsichtig zu sein deuchte. Der Prinz bemerkte einen Ausdruck von Kälte auf ihrem Antlitz, die ihm einen fühlbaren Schmerz bereitete. Die Unterhaltung drehte sich um gleichgültige Dinge; nichtsdestoweniger fand er Mittel und Wege, so viel Geist vor Madame de Cleve und so viel Wohlgefallen und Bewunderung für sie zu zeigen, dass er wider ihren Willen die Kälte, welche sie ihm anfangs fühlen liess, teilweise verscheuchte.

Als er seiner anfänglichen Befangenheit Herr geworden war, liess er eine lebhaftere Neugier, den Waldpavillon zu besichtigen, durchblicken; er sprach von ihm, wie von dem angenehmsten Orte der Welt und be-

schrieb ihn so ausführlich, dass Madame de Mercoeur äusserte, er müsse ihn schon verschiedene Male besucht haben, da er alle seine Schönheiten so genau kenne. „Ich glaube dennoch nicht,“ entgegnete Madame de Cleve, „dass Monsieur de Nemours ihn jemals betreten hat; er ist erst vor kurzem vollendet!“ „Es ist auch nicht lange her, dass ich ihn betrat,“ erwiderte Monsieur de Nemours, indem er sie ansah, „und ich weiss nicht, ob ich froh darüber sein soll, dass Sie vergassen, mich dort gesehen zu haben!“ Madame de Mercoeur bewunderte den lieblichen Garten und gab nicht acht auf ihres Bruders Worte. Madame de Cleve wurde rot und schlug die Augen nieder, ohne Monsieur de Nemours anzublicken: „Ich erinnere mich nicht,“ sagte sie darwider, „Sie dort gesehen zu haben, und wenn Sie dort waren, geschah es, ohne dass ich darum wusste!“ „Es ist wahr, Madame, ich war ohne Ihren Willen da und habe dort die süssesten und grausamsten Augenblicke meines Lebens verbracht!“

Madame de Cleve hörte nur zu gut alle Worte des Prinzen, doch sie erwiderte nichts; sie sann nach, wie sie verhindern könnte, dass Madame de Mercoeur in das Lusthaus ginge, weil dort Monsieur de Nemours Bild war und sie nicht wollte, dass sie es sähe. Und richtete es so wohl ein, dass die Zeit unmerklich ver-

strich und Madame de Mercoeur vom Fortgehen sprach. Als Madame de Cleve nun merkte, dass Monsieur de Nemours und seine Schwester nicht zusammen fortgingen, fühlte sie nur allzugut; wenn sie sich jetzt aussetzte, und die gleiche Verwirrung wie in Paris kam über sie und sie schlug auch den gleichen Ausweg ein. Die Furcht, dieser Besuch könnte ihren Gatten in seinem Argwohn bestärken, trug nicht wenig zu seiner Ausführung bei. Um es zu vermeiden, dass Monsieur de Nemours allein bei ihr bliebe, erklärte sie, Madame de Mercoeur bis an den Waldesrand begleiten zu wollen, und befahl, dass ihr ihr Wagen nachfolgen sollte. Des Prinzen Schmerz, immer mit gleicher Härte von Madame de Cleve behandelt zu werden, war so heftig, dass er im selben Augenblicke blass wurde. Madame de Mercoeur fragte ihn, ob ihm übel sei, doch er sah Madame de Cleve an, ohne dass jemand darum merkte, und liess sie durch seine Blicke fühlen, dass ihn kein anderes Übel als seine Verzweiflung quäle. Indessen musste er sie verlassen, da er ihnen nicht zu folgen wagte; nach allem, was er seiner Schwester gesagt hatte, konnte er nicht gut zu ihr zurückkehren, er reiste also nach Paris ab, und verliess es folgenden Tages wieder.

Monsieur de Cleves Edelmann hatte ihn stets im Auge behalten; auch er reiste nach

Paris; und als er sah, dass Monsieur de Nemours nach Chambort aufbrach, ritt er eiligst zu, um vor ihm anzukommen und Bericht über seine Reise abzulegen. Sein Herr erwartete seine Rückkunft wie einer, dessen Lebensglück sich entscheidet.

Sowie er ihn sah, erriet er an seinem Gesichtsausdruck und an seinem Schweigen, dass er ihm Trostloses mitzuteilen habe. Er verharrete einige Zeit vom Kummer überwältigt gebeugten Hauptes, ohne sprechen zu können; endlich gab er ihm ein Zeichen mit der Hand, sich zurückzuziehen: „Gehen Sie,“ sprach er, „ich sehe, was Sie mir zu sagen haben; doch ich habe noch nicht die Kraft es anzuhören!“ „Ich habe Ihnen nichts mitzuteilen,“ erwiderte der Edelmann, „wonach man ein sicheres Urteil fällen könnte. Wahr ist es, dass Monsieur de Nemours in zwei aufeinanderfolgenden Nächten in den Garten am Walde eingetreten und am folgenden Tage mit Madame de Mercoeur in Colomiers gewesen ist!“ „Es genügt,“ entgegnete Monsieur de Cleve, „es genügt,“ indem er noch einmal ein Zeichen fortzugehen gab, „ich bedarf keiner weiteren Aufklärung!“ Der Edelmann sah sich genötigt, seinen Gebieter der Verzweiflung zu überlassen; es gab vielleicht niemals eine heftigere und wenige Menschen von ebenso edlem



Gemüthe und ebenso leidenschaftlichem Herzen wie Herr von Cleve haben zu gleicher Zeit den Schmerz über die Untreue einer Geliebten und die Scham, von der Gattin betrogen zu sein, empfunden.

Monsieur de Cleve vermochte seinem Übermass an Schmerzen nicht zu gebieten. Ein Fieber ergriff ihn in selbiger Nacht, und zwar mit solch grosser Wut, dass seine Krankheit vom ersten Augenblick an sehr gefährlich erschien. Man benachrichtigte Madame de Cleve, sie kam in aller Schnelligkeit. Als sie anlangte, fühlte er sich noch schlechter, sie fand ihn so kalt und so verwandelt ihr gegenüber, dass es sie ausserordentlich überraschte und betrübte. Es kam ihr sogar vor, als ob es ihn schmerzte, die Dienste, die sie ihm leistete, anzunehmen, schliesslich aber vermutete sie, es wäre das eine Folge seiner Krankheit.

Als sie zu Anbeginn in Blois war, wo sich der Hof damals aufhielt, konnte Monsieur de Nemours nicht umhin mit Freude daran zu denken, dass sie am gleichen Orte wie er weilte. Er versuchte sie zu sehen und ging jeden Tag zu Monsieur de Cleve unter dem Vorwande, sich nach seinem Befinden erkundigen zu wollen; doch er sah sie nicht. Sie kam nicht aus ihres Gatten Gemach heraus und trug einen grimmen Schmerz um den

Zustand, in dem sie ihn sah. Monsieur de Nemours war verzweifelt, sie so niedergebeugt zu wissen, er fühlte nur zu deutlich, wie sehr dieser Kummer ihre Freundschaft für Monsieur de Cleve erneuerte und welch eine gefährliche Ablenkung diese Freundschaft für die Leidenschaft war, die sie im Herzen trug. Dieser Gedanke bereitete ihm einige Zeitlang eine tödliche Qual; aber die Verschlimmerung von Monsieur de Cleves Leiden eröffnete ihm neue Hoffnungen. Er sah, dass Madame de Cleve vielleicht frei sein würde, um ihrer Liebe zu folgen, und dass er in Zukunft ein immerwährendes Glück und eine dauernde Seligkeit erlangen könnte. Er vermochte diesen Gedanken kaum zu ertragen, soviel Verwirrung und Freude schuf er ihm; und er zog seine Gedanken aus Angst von ihm ab, sich allzu unglücklich zu sehen, wenn diese Hoffnungen nicht zuträfen.

Indessen ward Monsieur de Cleve von allen Ärzten aufgegeben. An einem der letzten Tage seines Leidens nach einer sehr qualvollen Nacht sagte er des Morgens, dass er ausruhen wolle.

Madame de Cleve blieb allein in seinem Gemach; es kam ihr vor, als ob er viel zu unruhig sei, um ausruhen zu können. Sie näherte sich ihm und liess sich mit tränenüberströmtem Antlitz vor seinem Lager auf

die Knie nieder. Monsieur de Cleve hatte sich entschlossen, ihr den heftigen Kummer, den er um ihretwillen trug, nicht mehr zu erkennen zu geben; die Sorgfalt aber, die sie ihm widmete, ihre Trauer, die ihm manchmal wahr erschien und die er manchmal für Zeichen der Heuchelei und der Treulosigkeit hielt, erweckten so widerstrebende und so schmerzliche Gefühle in ihm, dass er sie nicht mehr in sich verschliessen konnte.

„Sie vergiessen da Tränen, Madame,“ sprach er zu ihr, „um eines Todes willen, den Sie bewirkten und der Ihnen nicht den Schmerz zufügen kann, welchen Sie zeigen. Ich bin nicht mehr fähig, Ihnen Vorwürfe zu machen,“ fuhr er mit einer durch Krankheit und Schmerz gleicherweise geschwächten Stimme fort, „doch sterbe ich des grausamen Kummers halber, welchen Sie mir bereiteten. Musste denn eine so ungewöhnliche Handlung wie Ihr Geständnis in Colomiers solche Folgen tragen? Warum klärten Sie mich über ihre Neigung auf, wenn Ihre Tugend nicht genug Widerstandskraft besass? Ich liebte Sie so sehr, dass ich es wahrlich zufrieden war, getäuscht zu werden, zu meiner Schande gestehe ich das ein; ich habe den Verlust der falschen Ruhe, um die Sie mich brachten, bedauert. Warum liessen Sie mich nicht in jener blinden Ruhe, deren sich so

viele Ehemänner erfreuen? Ich hätte vielleicht all meine Lebtage nicht gemerkt, dass Sie Monsieur de Nemours liebten. Ich werde sterben,“ fuhr er fort, „aber, weiss Gott, Sie machen mir das Sterben leicht, nachdem Sie mir die Achtung und die Zärtlichkeit nahmen, die ich für Sie empfand; das Leben würde mir nun grauenvoll sein. Wie ertrüge ich das Dasein,“ sprach er weiter, „wenn ich es mit einer Frau zubringen sollte, die ich zu sehr liebte und von der ich so grausam betrogen wurde, oder wenn ich getrennt von ihr leben sollte und es zum Bruch und zu Gewalttätigkeiten käme, die meinem Gemüte und meiner Leidenschaft für sie so zuwider sind? Die war noch viel grösser, als Sie es ahnten, Madame; ich habe sie fast ganz vor Ihnen verborgen, da ich fürchtete, Ihnen mit ihr lästig zu fallen oder in Ihrer Achtung durch Ausbrüche zu sinken, die einem Gatten nicht zukommen; kurz, ich war Ihres Herzens würdig. Nochmals: ich sterbe ohne Bedauern, da ich Ihr Herz nicht gewinnen konnte und da ich dies nun auch nicht mehr wünschen kann. Leben Sie wohl, Madame, eines Tages werden Sie den Mann bedauern, der Sie mit wahrer und rechtmässiger Leidenschaft liebte. Sie werden den Kummer fühlen, den anständige Menschen bei allen Liebesverhältnissen empfinden, und Sie werden merken,

welcher Unterschied darin besteht, geliebt zu werden, wie ich Sie liebte, oder von den Männern, welche Ihnen Liebe beweisend nur ihre Ehre darin suchen, Sie zu verführen. Doch mein Tod wird ihnen die Freiheit geben,“ fügte er hinzu, „und Sie können Monsieur de Nemours glücklich machen, ohne dass Sie Sünde darum begehen. Was liegt daran, was nach meinem Ende eintrifft, ich will nicht so schwach sein und mein Augenmerk darauf richten!“

Madame de Cleve dachte nicht im entferntesten daran, dass ihr Gatte Verdacht auf sie haben könnte, und hörte all seine Worte an, ohne sie recht zu verstehen und ohne sich etwas anderes dabei zu denken, als dass er ihr ihre Liebe zu Monsieur de Nemours vorwürfe; endlich fiel mit einem Male der Schleier von ihren Augen: „Ich mich vergehn?“ schrie sie auf, „selbst der Gedanke daran ist mir unbekannt. Die strengste Tugend kann zu keinem anderen Benehmen begeistern, wie ich es zeigte; niemals habe ich eine Handlung begangen, bei der ich Ihre Zeugenschaft nicht hätte wünschen können!“ „Hätten Sie gewünscht,“ entgegnete Monsieur de Cleve, indem er sie mit verächtlichem Blicke mass, „dass ich in den Nächten zugegen gewesen wäre, die Sie mit Monsieur de Nemours verbrachten? Ach, Madame, spreche ich von

Ihnen, wenn ich von einer Frau rede, die ihre Nächte mit einem Liebhaber zubringt?“

„Nein, Monsieur,“ entgegnete sie, „nein, Sie sprechen nicht von mir. Ich habe weder Nächte noch Augenblicke mit Monsieur de Nemours verbracht. Er hat mich niemals allein gesehen, ich habe ihn niemals geduldet, noch angehört, ich würde alle Eide . . . .“

„Sprechen Sie nicht weiter,“ unterbrach sie Monsieur de Cleve, „falsche Eide oder ein Geständnis würden mir etwa gleiche Noth bereiten!“ Madame de Cleve vermochte nicht zu antworten, Tränen und Gram hinderten sie am Sprechen; doch sich schliesslich zusammenraffend rief sie: „Sehen Sie mich wenigstens an, hören Sie mir zu: wenn es nur zu meinem Nutzen wäre, wollte ich diese Vorwürfe dulden, aber es handelt sich um Ihr Leben. Hören Sie mich aus Liebe zu sich selber an; es ist doch undenkbar, dass Sie soviel Wahrheit nicht von meiner Unschuld überzeugen muss!“ „Möchte es Gott gefallen, dass Sie mich überzeugen könnten,“ schrie er auf, „aber was können Sie mir sagen? Ist Monsieur de Nemours nicht mit seiner Schwester in Colomiers gewesen? Und hat er die beiden vorhergehenden Nächte nicht mit Ihnen im Garten am Walde verbracht?“

„Wenn das meine Sünde ist,“ entgegnete sie, „kann ich mich leicht rechtfertigen. Ich bitte

Sie nicht, mir zu glauben, doch glauben Sie Ihrer Dienerschaft und fragen Sie die, ob ich in den Garten am Walde ging, als Monsieur de Nemours nach Colomiers kam, und ob ich den Pavillon am vorhergehenden Abend nicht zwei Stunden vor der üblichen Zeit verliess!<sup>6</sup> Sie erzählte ihm dann, dass sie jemanden im Garten vermutet hätte, und gestand ihm, sie habe geglaubt, es sei Monsieur de Nemours. Sie sprach zu ihm mit solcher Zuversicht, und die Wahrheit setzt sich selbst dann so leicht durch, wenn sie nicht sehr wahrscheinlich klingt, dass Monsieur de Cleve ihrer Unschuld beinahe Glauben beimass. „Ich weiss nicht,“ entgegnete er, „ob ich Ihnen Glauben schenken darf. Ich fühle mich dem Tode so nahe, dass ich nichts sehen möchte, was mich das Leben vermessen lassen hönnte. Sie haben mich zu spät aufgeklärt; doch wird es mir eine Erleichterung sein den Gedanken davonzutragen, dass Sie der Achtung, welche ich Ihnen bezeugte, würdig sind. Auf dass ich noch den vollen Glauben haben kann, dass Ihnen mein Andenken teuer sein wird, und dass Sie, hätte es von Ihnen abgehungen, für mich dieselben Gefühle gehegt haben würden, wie für einen anderen, bitte ich Sie . . .“ Er wollte fortfahren, doch ein Schwächeanfall raubte ihm die Sprache. Madame de Cleve rief die Ärzte herbei, sie fan-

den ihm fast ohne Leben. Dennoch lag er noch einige Tage fast bewusstlos da und starb endlich mit bewundernswerter Festigkeit.

Madame de Cleve verharrete in einem so heftigen Kummer, dass sie beinahe den Verstand verlor. Die Königin suchte sie voller Besorgnis auf und geleitete sie in ein Kloster, ohne dass Madame de Cleve wusste, wohin man sie führte. Ihre Schwägerinnen holten sie nach Paris zurück, wie sie noch nicht fähig war ihren Schmerz deutlich zu fühlen. Als ihr die Kraft kam ihm ins Angesicht zu blicken, und als sie sah, welch einen Gatten sie verloren, und auch bedachte, dass sie seines Todes Ursach war, und dass sie ihn mit ihrer Liebe zu einem anderen verschuldet hatte, überkam sie ein unsäglicher Abscheu vor sich selber und vor Monsieur de Nemours.

Der Prinz wagte ihr anfänglich keine andere Sorgfalt zu widmen, wie die, welche ihm die Wohlanständigkeit erlaubte. Er kannte Madame de Cleve hinreichend und wusste, dass ihr ein grosser Eifer unangenehm sein würde. Doch die Erfahrungen, die er jetzt machte, liessen ihn deutlich sehen, dass er lange Zeit über das gleiche Benehmen zeigen müsse.

Seiner Knappen einer erzählte ihm nämlich, dass ihm Monsieur de Cleves Edelmann, welcher sein Freund war, in seinem Schmerz



um den verlorenen Gebieter erzählt habe, dass dessen Todesursach Monsieur de Nemours' Reise nach Colomiers gewesen sei. Monsieur de Nemours war ausserordentlich bestürzt über diese Nachricht, doch nachdem er sie erwogen hatte, erriet er einen Teil der Wahrheit; er wusste genau, welche Gefühle Madame de Cleve anfangs hegen, und wie sehr sie sich von ihm abwenden würde, wenn ihrer Meinung nach ihres Gatten Krankheit eine Folge der Eifersucht gewesen war. Er glaubte, er selber dürfe die Erinnerung an seinen Namen nicht allzu oft in ihr aufkommen lassen, und handelte darnach, welche Qual es ihm auch bereiten mochte.

Er unternahm eine Reise nach Paris und konnte es sich dennoch nicht versagen, sich an ihrer Türe nach ihrem Ergehen zu erkundigen. Man erklärte ihm, sie empfinde niemanden und hätte selbst verboten, dass man ihr Bericht darüber ablege, wer sie besuchen wolle. Vielleicht waren diese strengen Befehle in Anbetracht des Prinzen gegeben worden, um nicht von ihm reden zu hören. Monsieur de Nemours war zu verliebt, um gänzlich ohne Madame de Cleves Anblick leben zu können. Und beschloss Mittel zu finden, welche Schwierigkeiten sie auch machen würden, einem Zustande zu entgehen, der ihm unerträglich zu sein dünkte.

Der Prinzessin Schmerz streifte die Grenzen der Vernunft. Der sterbende Gatte, der um ihretwillen und mit solcher Zärtlichkeit für sie gestorben war, kam ihr nicht aus dem Sinn. Unaufhörlich dachte sie an alles, was sie ihm schuldig war, und rechnete es sich als Sünde an, ihm keine Liebe entgegengebracht zu haben, wie wenn das etwas, das in ihrem Machtbereiche gelegen, gewesen wäre. Und fand nur Trost in dem Gedanken, dass sie ihn ebenso beweinte, wie er beweint zu werden verdiente, und dass sie den Rest ihres Lebens nichts tun würde, womit er zu seinen Lebzeiten nicht würde einverstanden gewesen sein.

Auch hatte sie mehreremals daran gedacht, wie er Monsieur de Nemours Anwesenheit in Colomiers wohl könnte erfahren haben. Sie vermutete, der Prinz hätte es ihm selber erzählt, und es schien ihr gleichgültig zu sein, dass er es wiedergesagt habe, so sehr hielt sie sich von der Leidenschaft, die sie für ihn empfunden hatte, geheilt und entfernt. Dennoch bereitete ihr der Gedanke, dass er ihres Gatten Tod verursacht habe, einen lebhaften Schmerz, und sie erinnerte sich voll des Kummers der Furcht, welche Monsieur de Cleve bei seinem Tode ihr gegenüber gezeigt hatte, dass sie sich wieder verheiraten könnte. Doch alle diese Schmerzen waren mit dem über ihres Gatten Verlust innig

verknüpft und sie währte, keinen anderen zu spüren.

Nach Verlauf mehrerer Monate liess ihr grausamer Gram nach und wandelte sich in eine stille Traurigkeit. Madame de Martigues unternahm eine Reise nach Paris, und sah sie während ihres dortigen Aufenthalts. Sie unterhielt sie vom Hofe und allem, was dort vor sich ging; und obwohl Madame de Cleve keinen Anteil daran zu nehmen schien, liess Madame de Martigues doch nicht davon ab, ihr zu ihrer Zerstreuung davon zu erzählen.

Und gab ihr auch Nachrichten von dem Vizedom, von Monsieur de Guise und allen anderen, die sich durch ihren Rang oder ihre Verdienste hervortaten. „Was Monsieur de Nemours angeht,“ berichtete sie, „so weiss ich nicht, ob an Stelle der Galanterie andere Dinge sein Herz beschäftigen; doch hat er wohl weniger Freude, als er sonst zu haben pflegte, er scheint den verliebten Handel mit Frauen fast aufgegeben zu haben. Er unternimmt oft Reisen nach Paris, und ich glaube gar, dass er auch gegenwärtig hier ist!“ Monsieur de Nemours' Name überraschte Madame de Cleve und liess sie erröten; sie wechselte den Gesprächsstoff und Madame de Martigues merkte nicht um ihre Verwirrung.

Folgenden Tages ging die Prinzessin, welche Beschäftigungen trieb, die ihrem Zustande

entsprachen, aus dem Hause, um einen Mann in ihrer Nachbarschaft aufzusuchen, welcher Seidenarbeiten besonderer Art herstellte; sie hatte die Absicht ähnliche selber zu arbeiten. Nachdem man sie ihr gezeigt hatte, sah sie die Türe zu einem Gemach, in welchem sie ihrer noch mehr zu finden glaubte, und sagte, man solle sie öffnen. Der Meister antwortete, er habe keinen Schlüssel dazu, auch würde es von einem Manne bewohnt, welcher einige Male des Tags über dorthin käme, um schöne Häuser und Gärten abzuzeichnen, die man dort vom Fenster aus erblicke. „Er ist der wohlgebildetste Mann der Welt,“ fügte er hinzu, „und es hat nicht den Anschein, als ob er darauf angewiesen wäre, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Jedes Mal, wenn er darinnen ist, sehe ich ihn immer nur die Häuser und Gärten betrachten, aber niemals arbeiten!“

Mit grosser Aufmerksamkeit hörte Madame de Cleve dieser Rede zu. Madame de Martigues Worte, dass Monsieur de Nemours zu vielen Malen in Paris wäre, verknüpften sich in ihrer Einbildung mit dem wohlgestalteten Manne, der in ihre Nachbarschaft kam, und liessen sie an Monsieur de Nemours, der voll des Verlangens war, sie zu sehen, denken, welches ihr eine heftige Verwirrung bereitete, deren Ursach sie selber nicht kannte. Sie trat

an die Fenster, um zu sehen, wohinaus sie gingen, und merkte, dass man von ihnen aus ihren ganzen Garten und die Front ihres Hauses überschaute. Und als sie wieder in ihrem Gemach war, entdeckte sie unschwer dasselbe Fenster, an welches der Erzählung nach jener Mann kam. Der Gedanke, Monsieur de Nemours könne es sein, veränderte ihren Gemütszustand vollkommen; sie befand sich nicht mehr in einer gewissen traurigen Ruhe, sie fühlte sich unruhig und aufgereggt. Schliesslich konnte sie nicht mehr für sich bleiben; sie ging aus und wandte sich, um frische Luft zu schöpfen, nach einem Garten vor den Vorstädten, wo sie allein zu sein wähnte. Bei ihrer Ankunft glaubte sie in ihrer Vermutung auch nicht fehlgegangen zu sein, sie fand scheinbar niemanden vor und lustwandelte dort ziemlich lange. Nachdem sie durch ein kleines Gehölz gewandert war, bemerkte sie am Ende einer Allee, an der entlegensten Stelle des Gartens, eine Art Pavillon, welcher nach allen Seiten hin offen war, und lenkte ihre Schritte dorthin. Als sie näher kam, bemerkte sie auf einer der Bänke einen Mann sitzen, der in eine tiefe Träumerei versunken zu sein schien, und sie sah, dass es Monsieur de Nemours war. Dieser Anblick liess sie ganz kurz verweilen. Doch ihre Leute, die ihr folgten,

machten einiges Geräusch, welches Monsieur de Nemours der Träumerei entriss, ohne dass er jedoch acht darauf gab, wer das vernommene Geräusch verursacht habe. Er stand von seinem Platze auf, um der Gesellschaft, die auf ihn zukam, zu entgehen, und wendete sich in eine andere Allee, indem er eine tiefe Verbeugung machte, welche ihn auch die zu sehen verhinderte, welche er begrüßte.

Mit welchem Entzücken würde er wohl umgekehrt sein, wenn er gewusst hätte, wem er aus dem Wege ging! Aber er setzte seinen Weg die Allee entlang fort, und Madame de Cleve sah ihn durch eine Nebenpforte sich entfernen, vor der sein Wagen ihn erwartete. Welch einen Eindruck rief dieses unerwartete Wiedersehen nicht in Madame de Cleves Herzen hervor! Welch eine eingeschlafene Neigung entzündete sich aufs neue und mit welcher Macht in ihrem Herzen! Sie setzte sich auf denselben Platz, den Monsieur de Nemours eben verlassen hatte, und verharrte dort wie zu Boden geschmettert. Der Prinz stand ihr liebenswerter als alles auf der Welt vor Augen; er liebte sie seit langem mit ehrfurchtsvoller Leidenschaft und Treue, er verachtete alles um ihretwillen, war ehrerbietig vor ihrem Schmerze und darauf bedacht, sie zu sehen, ohne darauf zu sinnen, von ihr gesehen zu werden. Er verliess den

Hof, dessen Zierde er war, um die Mauern, welche sie einschlossen, zu betrachten und an den Orten zu träumen, wo er ihr nicht zu begegnen glaubte. Kurz er war ein Mann, der es wert war, einzig um seiner Anhänglichkeit willen geliebt zu werden und zu dem sie eine so heisse Liebe hegte, dass sie ihn auch lieben würde, wenn er sie nicht liebte; aber mehr noch, er war ein Mann von höherem und angesehenem Adel als dem ihrigen. Keine Pflicht, keine Tugend mehr, die sich ihrem Gefühle wersetzte, alle Hindernisse lagen hinter ihr, und es blieb ihr von ihrem früheren Zustande nichts weiter als Monsieur de Nemours' Liebe zu ihr und ihre Liebe zu ihm.

All diese Gedanken waren der Prinzessin neu; die Trauer über Monsieur de Cleves' Tod hatte sie hinreichend beschäftigt, um sie daran zu hindern, dass ihr dies alles klar wurde. Monsieur de Nemours' Anwesenheit bewirkte, dass ihr diese Gedanken in Fülle kamen; doch als sie ganz durchdrungen von ihnen war, erinnerte sie sich auch, dass sie denselben Mann, an den sie dachte, wie wenn sie ihn heiraten könnte, zu ihres Gatten Lebzeiten geliebt hatte, dass er dessen Todesursach war, und dass ihr Gatte selbst im Sterben noch Furcht geäußert hatte, sie könnte ihn heiraten. Ihre strenge Tugend

ward so verwundet durch diesen Gedauken, dass sie es nicht weniger sündhaft fand, Monsieur de Nemours zu heiraten, als ihn zu ihres Gatten Lebzeiten geliebt zu haben. Sie gab sich diesen Gedanken hin, die ihrem Glücke so entgegenstanden, und bekräftigte sie noch durch Gründe, welche ihre Ruhe und die Leiden betrafen, die sie voraussah, wenn sie den Fürsten heiratete. Nachdem sie zwei Stunden an diesem Orte zugebracht hatte, kehrte sie endlich nach Hause zurück und war überzeugt, dass sie Monsieur de Nemours' Anblick wie etwas, das ihrer Pflicht gänzlich entgegenstand, fliehen müsse.

Diese Überzeugung jedoch, die ihre Vernunft und ihre Tugend bewirkt hatten, packte nicht ihr Herz: es blieb mit einer Heftigkeit an Monsieur de Nemours hangen, welche ihr die bejammernswerteste Lage schuf und ihr keine Ruhe liess. Sie verbrachte eine der grausamsten Nächte ihres Lebens. Des Morgens war ihr erster Gedanke, nachzusehen, ob jemand an dem Fenster stand, welches auf sie blickte; sie ging hin und sah Monsieur de Nemours. Der Anblick überraschte sie und sie trat mit einer Schnelligkeit, die dem Prinzen zu verstehen gab, dass er erkannt wäre, vom Fenster zurück. Er hatte oft gewünscht, erblickt zu werden, seit ihm seine Liebe dieses Mittel, Madame de Cleve zu sehen, ein-



gegeben hatte; da er aber dieser Freude nicht theilhaftig zu werden glaubte, ging er in den Garten, wo sie ihn getroffen hatte, um dort von ihr zu träumen.

Von einem so unglücklichen und schwankenden Zustande gequält, beschloss Monsieur de Nemours, ein Wiedersehen zu erzwingen, um sich seines Geschicks zu vergewissern. „Was soll ich noch warten,“ sprach er zu sich selber, „ich weiss seit langem, dass ich geliebt bin, sie ist frei und hat nicht mehr die Pflicht mir zu widerstehen; warum soll ich mich damit begnügen, sie zu sehen, ohne wiedergesehen zu werden und ohne sie zu sprechen. Ist es möglich, dass mich die Liebe so völlig um meine Vernunft und Kühnheit gebracht, dass sie mich so anders gemacht hat, wie bei den früheren Liebschaften in meinem Leben? Ich musste Madame de Cleves Kummer achten; doch ich achte ihn zu lange und lasse ihr Zeit, ihre Liebe zu mir zu ersticken!“

Nach solchen Erwägungen sann er auf Mittel, deren er sich bedienen musste, um sie zu sehen. Und meinte, dass ihn nichts mehr zurückhielte, seine Liebe vor dem Vizedom von Chartres zu verbergen. Er nahm sich vor, mit ihm darüber zu sprechen und ihm die Absichten, die er auf seine Nichte habe, einzugestehen.

Der Vizedom weilte damals in Paris; jedermann war nach dort gekommen, um Anordnungen für seine Ausrüstung mit all ihrem Zubehör zu treffen, damit man dem Könige folgen könnte, welcher die Königin von Spanien begleiten wollte. Monsieur de Nemours ging daher zum Vizedom und legte ihm ein offenes Geständnis alles dessen ab, was er bis dahin verborgen hatte; von Madame de Cleves Gefühlen sprach er jedoch nicht, da er sich nicht merken lassen wollte, dass er über sie im klaren wäre. Der Vizedom hörte seine Beichte hocherfreut an und versicherte ihm, ohne um seine Neigung zu wissen, habe er oft, seit Madame de Cleve verwitwet sei, daran gedacht, dass sie die einzige, seiner würdige Frau am Hofe wäre. Monsieur de Nemours bat ihn nun, ihm Gelegenheit zu einer Aussprache mit ihr zu verschaffen, damit er ihre Entschlüsse erfahren könnte.

Der Vizedom wollte ihn zu ihr führen, doch Monsieur de Nemours meinte, das könne sie verletzen, zumal sie noch niemanden empfangen. Sie kamen überein, dass der Vizedom sie unter einem Vorwande zu sich bitten sollte; Monsieur de Nemours wollte dann, um von keinem Menschen erblickt zu werden, auf einer Geheimtreppe dorthin kommen. Diesen Beschluss führten sie aus, Madame de Cleve kam; der Vizedom ging ihr

entgegen und führte sie in ein grosses Gemach, welches am äussersten Ende seiner Wohnung lag. Einige Zeit später trat Monsieur de Nemours ein, wie wenn ihn der Zufall hergeführt hätte. Madame de Cleve war aufs äusserste überrascht, ihn zu sehen, errötete und suchte ihr Rotwerden zu verbergen. Anfangs sprach der Vizedom nur von gleichgültigen Dingen, ging dann aber unter dem Vorgeben fort, etwas anordnen zu müssen. Er bat Madame de Cleve, die Wirtstelle für ihn zu vertreten, er würde in wenigen Augenblicken wiederkommen.

Man kann sich nicht denken, was Monsieur de Nemours und Madame de Cleve fühlten, als sie zum ersten Male allein waren und miteinander reden konnten! Sie verharrten einige Zeit über, ohne zu sprechen. Endlich brach Monsieur de Nemours das Schweigen. „Verzeihen Sie dem Vizedom von Chartres, Madame,“ hub er an, „dass er mir die Gelegenheit geboten hat, Sie zu sehen und zu sprechen, welche Sie mir stets verweigerten?“ „Ich kann ihm nicht vergeben,“ entgegnete Madame de Cleve, „meinen Zustand vergessen zu haben und meine Ehre solcher Peinlichkeit auszusetzen!“ Nachdem sie diese Worte ausgesprochen hatte, beabsichtigte sie fortzugehen, doch hielt sie Monsieur de Nemours zurück. „Fürchten Sie nichts, Ma-

dame; niemand weiss, dass ich hier bin, und kein Zwischenfall steht zu befürchten. Hören Sie mich an, Madame, hören Sie mich an: wenn nicht aus Liebe zu mir, so doch aus Liebe zu sich selbst, damit Sie sich vor den Thorheiten schirmen, zu denen mich eine Liebe verleiten wird, welcher ich nicht mehr Herr bin!“ Madame de Cleve gab ihrer Neigung zu Monsieur de Nemours zum ersten Male nach und sprach zu ihm, ihn mit Augen voller Liebe und Zärtlichkeit anblickend: „Aber was erhoffen Sie denn von der Gefälligkeit, um die Sie mich bitten? Sie werden es vielleicht bereuen, sie erlangt, ich aber werde es sicherlich bereuen, sie gewährt zu haben. Sie verdienen ein glücklicheres Geschick als ihr bisheriges, und als ihr zukünftiges, wofern Sie ihr Glück nicht anderswo suchen!“ „Ich, mein Glück anderswo suchen, Madame,“ fiel er ein, „gibt es denn ein anderes als das, von Ihnen geliebt zu werden? Wiewohl ich niemals mit Ihnen sprach, Madame, glaube ich zuversichtlich, dass Sie um meine Leidenschaft wissen, und dass Sie sie als die wahrhaftigste und heisseste kennen, die es jemals geben wird. Zu welchen Leiden ist sie durch Dinge, die Ihnen unbekannt sind, verurteilt, zu welchen Leiden haben Sie sie durch ihre Grausamkeit verdammt!“

„Da Sie es wünschen, dass ich mich dazu aufraffe, mit Ihnen zu sprechen,“ hub Madame de Cleve an, indem sie Platz nahm, „will ich es mit einer Aufrichtigkeit tun, die Ihnen an einem Wesen meines Geschlechts lästig erscheinen wird. Ich will Ihnen nicht vorreden, dass ich um Ihre Leidenschaft zu mir nicht gewusst hätte, vielleicht glaubten Sie das mir nicht, wenn ich es Ihnen sagte; ich gestehe Ihnen also nicht allein, dass ich sie bemerkt habe, sondern dass ich sie so sehr bemerkt habe, wie Sie nur wünschen konnten, dass sie mir offenkundig ward!“ „Und wenn Sie sie bemerkt haben, Madame,“ unterbrach er sie, „wie war es möglich, dass sie Sie nicht rührte? Würde ich Sie um etwas zu bitten wagen, wenn sie keinen Eindruck auf Ihr Herz gemacht hätte?“ „Sie haben durch mein Benehmen darauf schliessen können,“ fuhr sie fort, „doch ich möchte wohl wissen, was Sie sich dabei gedacht haben.“ „Ich müsste glücklicher sein, um das Wagnis eines solchen Geständnisses auf mich zu nehmen,“ antwortete er, „auch steht mein Los zu wenig mit dem im Einklang, was ich Ihnen sagen würde. Alles, was ich wissen lassen kann, ist, dass ich sehnlichst gewünscht hätte, Sie würden Monsieur de Cleve nicht anvertraut haben, was Sie vor mir verbargen, und hätten ihm verborgen, was Sie mich sehen liessen!“ „Wie haben Sie

erfahren können,“ fragte sie unter Erröten, „dass ich Monsieur de Cleve etwas eingestand?“ „Ich habe es durch Sie selbst erfahren, Madame;“ entgegnete Monsieur de Nemours, „aber erinnern Sie sich, um mir meine Kühnheit, Sie behorcht zu haben, zu verzeihen, ob ich missbrauchte, was ich hörte, ob meine Hoffnungen dadurch vermehrt wurden, ob ich kühner wurde und mit Ihnen sprach!“

Er begann ihr zu erzählen, wie er ihre Unterhaltung mit Monsieur de Cleve angehört hatte; doch sie unterbrach ihn, ehe er noch zu Ende war. „Reden Sie mir nichts mehr davon,“ sprach sie, „ich weiss nun, wodurch Sie so gut unterrichtet waren, Sie schienen es mir bei Madame la Dauphine schon allzusehr zu sein, und die wusste durch die, denen Sie sich anvertraut hatten, um diese Angelegenheit!“

Monsieur de Nemours erklärte ihr dann, wie das hatte geschehen können. „Entschuldigen Sie sich nicht,“ fuhr sie fort, „ich habe Ihnen lange verziehen, ohne dass Sie mir den Sachverhalt sagten; doch da Sie nun einmal durch mich selbst erfuhren, was ich vor Ihnen mein ganzes Leben über zu verbergen Ursache hatte, so gestehe ich Ihnen auch, dass Sie in mir Gefühle erweckt hatten, die mir, bevor ich Sie gesehen, unbekannt gewesen waren, und

von denen ich selber so wenig Ahnung hatte, dass sie mich überraschten, welches die Verwirrung, die ihnen stets folgt, nur noch vermehrte.

Ich mache Ihnen dies Geständnis mit weniger Scham, da ich es zu einer Zeit ablege, wo ich es, ohne Sünde zu begehen, tun kann, und da Sie gesehen haben, dass mein Benehmen nicht durch Gefühle bestimmt wird!“

„Sehen Sie, Madame,“ rief Monsieur de Nemours aus, indem er sich vor ihr niederwarf, „wie ich vor Ihren Füßen schier vor Freude und Wonne vergehe!“ „Ich habe Ihnen nur gesagt,“ antwortete sie mit einem Lächeln, „was Sie schon allzugut wussten!“ „Ach, Madame,“ fuhr er fort, „welch ein Unterschied, es nicht durch eine Tat des Zufalls, sondern durch Sie selber zu erfahren, und zu wissen, dass Ihnen daran liegt, dass man darum wisse!“ „Wahrscheinlich“, entgegnete sie, „liegt es mir daran, dass Sie darum wissen und es bereitet mir Wonne, es Ihnen zu sagen: ich weiss es selber nicht, ob ich es Ihnen nicht mehr aus Liebe zu mir, als aus Liebe zu Ihnen sage. Denn, kurz, dies Geständnis wird keine Folgen tragen und ich werde die strengen Regeln innehalten, die mir meine Pflicht gebietet!“ „Denken Sie nicht mehr daran, Madame,“ rief Monsieur de Ne-

mours aus, „es gibt keine Pflicht mehr, die Sie bindet, Sie sind frei; und wenn ich es wagen würde, sagte ich Ihnen noch, dass es in der Folgezeit von Ihrem Willen abhängen wird, ob Ihre Pflicht Sie eines Tages zwingt, die Gefühle zu bewahren, die Sie zu mir hegen!“ „Meine Pflicht verbietet mir,“ entgegnete sie, „jemals an jemanden zu denken und weniger noch an Sie, als an jemand anderen auf dieser Welt, ich habe Gründe dazu, die Ihnen unbekannt sind!“ „Vielleicht sind sie es mir nicht, Madame,“ erwiderte er; „doch das sind keine wirklichen Gründe. Ich glaube zu wissen, dass mich Monsieur de Cleve für glücklicher hielt, als ich es war, und dass er sich einbildete, Sie billigten die Torheiten, welche mich meine Leidenschaft ohne Ihre Einwilligung begehen liess!“ „Sprechen wir nicht von diesen Dingen,“ fuhr sie fort, „ich würde den Gedanken daran nicht ertragen können; sie haben mir Schande gebracht, auch sind sie mir zu schmerzvoll durch ihre Folgen. Es ist nur allzuwahr, dass Sie Monsieur de Cleves Tod verschuldet haben. Den Argwohn, den Ihr unbedachtes Benehmen in ihm weckte, hat er mit dem Leben bezahlt, wie wenn Sie es ihm mit Ihren eigenen Händen geraubt hätten. Denken Sie daran, was ich hätte tun müssen, wenn es zwischen Ihnen und ihm zum Äussersten gekommen wäre und sich



das gleiche Unglück dabei zugetragen hätte. Ich weiss wohl, in den Augen der Welt ist es das nicht, in meinen aber gibt es keinen Unterschied hierin, da ich weiss, dass er durch Sie und um meinetwillen starb!“ „Ach, Madame,“ fiel Monsieur de Nemours ein, „solch ein Trugbild von Pflicht stellen Sie meinem Glücke entgegen? Wie, Madame, ein nichtiger und unbegründeter Gedanke sollte Sie hindern, einen Mann glücklich zu machen, den Sie nicht hassen? Wie, ich hätte grundlos die Hoffnung fassen können, mein Leben mit Ihnen zu verbringen; mein Schicksal hätte mich umsonst bestimmt, das schätzenswerteste Wesen der Welt zu lieben? Sah ich doch wahrlich alles in ihr, was eine Geliebte anbetungswürdig macht; sie hätte mich nicht gehasst, und ich hätte in ihrem Wesen alles entdeckt, was eine Gattin begehrenswert macht! Denn, glauben Sie mir, Madame, Sie sind vielleicht die einzige Frau, in der sich alles dies bis zu dem Grade, wie es Ihnen zu eigen ist, jemals vereinigt: alle Männer, die ihre Geliebte heiraten, zittern, wenn sie sie geheiratet haben, und wachen in Sorgen über das Benehmen, das sie gegen andere zeigen. Doch bei Ihnen, Madame, steht nichts zu befürchten, man hat nur Ursach, Sie zu bewundern. Hätte ich ein so riesengrosses Glück nur ins Auge gefasst, um Sie dort Hindernisse vor sich auf türmen zu sehen?

Ach, Madame, Sie vergessen, dass Sie mich vor allen übrigen Männern ausgezeichnet haben, oder vielmehr, dass Sie mich nimmer vor ihnen ausgezeichnet haben. Sie haben sich geirrt und ich habe mir selber geschmeichelt!“

„Sie haben sich nicht selbst geschmeichelt,“ entgegnete sie, „die Gründe meiner Pflicht würden mir vielleicht nicht so schwerwiegend erscheinen ohne diese Auszeichnung, an der Sie zweifeln; sie aber ist es, welche mich Unglück befürchten lässt, falls ich mich mit Ihnen verbände.“ „Ich habe nichts zu entgegnen, Madame,“ erwiderte Monsieur de Nemours, „wenn Sie mir sagen, dass Sie Unglück befürchten; doch gestehe ich Ihnen, dass ich nach allem, was Sie mir wohl haben sagen wollen, keinen so grausamen Grund zu hören hoffte!“ „Es ist so wenig verletzend für Sie,“ fuhr Madame de Cleve fort, „dass ich ihn Ihnen nur mit vieler Mühe sage!“ „Wehe, Madame,“ rief er, „was können Sie nach allen Ihren Worten fürchten, das mir zu sehr schmeicheln würde?“ „Ich will mit derselben Offenheit, mit der ich begonnen habe, noch weiter zu Ihnen reden,“ erwiderte sie, „und will jede Zurückhaltung und jede Empfindsamkeit, welche ich bei einer ersten Unterhaltung zeigen müsste, ausser acht lassen; doch beschwöre ich Sie, mich ohne Unterbrechung anhören zu wollen.“

Ich glaube Ihrer Anhänglichkeit den geringen Dank schuldig zu sein, keines meiner Gefühle vor Ihnen zu verbergen, und sie Ihnen so zu zeigen, wie sie sind. Es wird wahrlich das einzige Mal in meinem Leben sein, dass ich mir die Freiheit gebe, sie Ihnen anzuvertrauen. Gleichwohl werde ich Ihnen nicht ohne Scham bekennen können, dass mir die Gewissheit, nicht mehr von Ihnen geliebt zu werden, wie ich es bin, ein so furchtbares Unglück schiene, dass, wenn auch die unüberwindbaren Gründe der Pflicht nicht bestünden, ich mich kaum entschliessen könnte, mich solchem Unglück auszusetzen. Ich weiss, dass Sie frei sind, dass ich es bin und dass die Verhältnisse so liegen, dass die Öffentlichkeit keinen Grund hätte, Sie oder mich zu tadeln, wenn wir uns für immer vereinigten. Aber bleibt die Leidenschaft der Männer bei solch ewigen Verbindungen denn immer die gleiche? Darf ich auf ein Wunder zu meinen Gunsten rechnen? Könnte ich es aber ertragen, diese Liebe, die mein ganzes Glück ausmacht, zur Neige gehen zu sehn? Monsieur de Cleve war vielleicht der einzige Mann auf der Welt, welcher die Liebe in der Ehe zu bewahren vermochte. Mein Geschick wollte es nicht, dass ich dieses Glück auskosten sollte; seine Leidenschaft hatte vielleicht auch nur Bestand, weil er nicht ihresgleichen bei

mir fand. Aber ich würde nicht das selbe Mittel, mir die ihrige zu erhalten, haben: denn ich glaube sogar, dass die Hindernisse ihre Beständigkeit bewirkten! Sie haben ihrer genug gefunden, die Sie zu einer Besiegung anfeuernten, und meine unabsichtlichen Handlungen, oder die Dinge, welche Sie der Zufall lehrte, haben nur zu viele Hoffnungen in Ihnen erweckt, um Sie nicht abzuschrecken!“ „Ach, Madame,“ erwiderte Monsieur de Nemours, „ich kann das Schweigen, welches Sie mir auferlegen, nicht wahren, Sie tun mir allzu unrecht; Sie lassen mich allzu deutlich erkennen, wie wenig Sie zu meinen Gunsten eingenommen sind!“ „Ich gestehe,“ fuhr sie fort, „dass Leidenschaften mich leiten, aber nicht blind machen können: nichts kann mich verhindern, Sie mit allen Anlagen für die Galanterie und mit allen Eigenschaften, in ihr erfolgreich zu sein, begabt zu finden. Sie haben schon manche Leidenschaft gefühlt, Sie werden ihrer noch mehrere fühlen; ich würde nicht mehr Ihr Glück ausmachen, ich würde Sie für eine andere brennen sehen, wie Sie es für mich taten. Und würde einen tödlichen Kummer spüren: ich würde sicherlich auch die Qualen der Eifersucht prüfen. Ich habe Ihnen davon zuviel gesagt, um Ihnen verbergen zu können, dass Sie sie mich schon haben kennen lernen lassen, und dass

ich eine so grausame Not an dem Abend litt, wo mir die Königin Madame de Themines' Brief gab, der, wie man mir sagte, an Sie gerichtet war, dass mir eine Vorstellung davon geblieben ist, welche mich glauben lässt, sie sei aller Übel grösstes.

Aus Eitelkeit oder Neigung wünschen sich alle Frauen mit Ihnen zu verbinden; es gibt ihrer wenige, denen Sie nicht gefallen; meine Erfahrung lässt mich glauben, dass Sie jeder gefallen müssen. Ich würde Sie stets für verliebt oder geliebt halten und würde mich oft nicht täuschen. Dennoch würde ich in diesem Zustande nichts anderes tun können, als Duldsamkeit walten lassen; ich weiss nicht einmal, ob ich es wagen würde, mich zu beklagen. Man macht einem Geliebten Vorwürfe, doch macht man sie einem Ehemann, wenn man ihm nur vorwerfen kann, keine Liebe mehr zu spüren? Wenn ich mich nun auch an solcherart Unglück zu gewöhnen vermöchte, könnte ich mich in das gewöhnen, Monsieur de Cleve in meinem Innern Sie täglich seines Todes bezichtigen zu hören, mir vorzuwerfen, Sie geliebt, Sie geheiratet zu haben, mich den Unterschied zwischen seiner und Ihrer Liebe fühlen zu lassen? Unmöglich kann ich solch starke Gründe niederreten, ich muss in meiner Witwenschaft und in meinem Entschluss verharren, sie

niemals aufzugeben!“ „Ach, Madame, glauben Sie das zu können,“ rief Monsieur de Nemours, „meinen Sie, Ihre Entschlüsse widerstünden einem Manne, der Sie anbetet und Ihnen zu gefallen glücklich genug ist? Es ist schwieriger, als Sie denken, Madame, dem, den man liebt und von dem man geliebt wird, Widerstand zu leisten. Sie haben es dank einer strengen Tugend vermocht, die schier ohne Beispiel ist; doch diese Tugend steht nicht mehr mit ihren Gefühlen im Widerspruch, und Sie werden ihnen, hoffe ich, gegen Ihren Willen nachgeben!“ „Ich weiss wohl, dass es nichts Gefährlicheres als meinen Vorsatz gibt,“ erwiderte Madame de Cleve, „ich misstrauere meinen Kräften inmitten meiner Gründe. Was ich Monsieur de Cleves Andenken schuldig zu sein glaube, würde schwach sein, wenn es nicht durch das Wohl meiner Ruhe unterstützt würde; die Gründe meiner Ruhe aber müssen wieder notwendig durch meine Pflichten unterstützt werden. Wiewohl ich mir aber selber misstrauere, glaube ich doch, meine Gewissenszweifel niemals überwinden zu können, und hoffe auch nicht, meine Liebe zu Ihnen zu unterdrücken. Sie wird mich unglücklich machen und ich werde mich Ihres Anblicks berauben, welche Kraft es mich auch kosten wird. Ich beschwöre Sie bei aller Macht, die ich über Sie habe, su

chen Sie keine Gelegenheit, mich zu sehen. Ich lebe in einem Zustande, der mir das als Sünde erscheinen lässt, was zu anderen Zeiten erlaubt sein könnte; auch untersagt die Wohlanständigkeit jede Verbindung zwischen uns!“ Monsieur de Nemours warf sich ihr zu Füßen und gab sich all den Regungen hin, die ihn durchströmten. Er liess sie durch seine Worte, durch seine Tränen die lebhafteste und zärtlichste Liebe sehen, welche jemals ein Herz bewegte. Madame de Cleves Herz war nicht unempfindlich; und den Prinzen mit Augen anblickend, die sich durch Tränen vergrössert hatten, rief sie aus: „Warum muss ich Sie der Schuld an Monsieur de Cleves Tode zeihen? Warum habe ich Sie nicht kennen gelernt, als ich noch frei war, oder warum kannte ich Sie nicht, ehe ich gebunden war? Warum trennt uns das Schicksal durch einen so unüberwindbaren Widerstand?“ „Es gibt keinen Widerstand, Madame,“ entgegnete Monsieur de Nemours, „Sie allein widersetzen sich meinem Glück, Sie allein legen sich ein Gesetz auf, welches Ihnen Tugend und Vernunft nicht vorschreiben würde!“ „Es ist wahr,“ antwortete sie, „ich opfere einer Pflicht, die nur in meiner Einbildung besteht, zuviel; warten Sie ab, was die Zeit bringen wird! Monsieur de Cleve hat eben zu leben auf-

gehört, und dieser grausame Tag ist noch zu nahe, um mich klar und deutlich sehen zu lassen. Begnügen Sie sich indessen damit, sich von einer Frau geliebt zu wissen, die nie geliebt haben würde, wenn sie Sie niemals gesehen hätte. Glauben Sie, dass meine Gefühle für Sie ewig sind und dass sie immer bestehen werden, was ich auch tue. Leben Sie wohl,“ sagte sie, „diese Unterredung bereitet mir Scham. Legen Sie dem Vizedom Rechenschaft darüber ab, ich erlaube es und bitte Sie darum!“

Nachdem sie diese Worte ausgesprochen, ging sie fort, ohne dass Monsieur de Nemours sie zurückhalten konnte. Sie traf den Vizedom im nächsten Zimmer an. Er sah sie so erregt, dass er sie nicht anzusehen wagte, und leitete sie an ihren Wagen, ohne ein Wort zu sprechen. Er suchte dann Monsieur de Nemours auf, welcher so voll Freude, Traurigkeit, Erstaunen und Bewunderung, kurz voll all der Gefühle war, die eine Liebe voll Furcht und Hoffnung einflößen kann, dass er schier von Sinnen war. Der Vizedom musste lange warten, ehe er ihm Rechenschaft über seine Unterhaltung ablegte. Endlich tat er es, und Monsieur de Chartres fühlte, ohne verliebt zu sein, nicht weniger Bewunderung für Madame de Cleves Tugend, Geist und Verdienst als Monsieur de Nemours. Sie prüften, was der Prinz



von seinem Schicksal erhoffen durfte; und welche Befürchtungen ihm auch seine Liebe einflößen konnte, er war sich mit dem Vizedom klar darüber, dass Madame de Cleve unmöglich in ihren Entschlüssen verharren würde. Dennoch kamen sie überein, man müsse ihre Befehle befolgen, da man zu befürchten habe, dass, wenn die Öffentlichkeit etwas um diese Liebe merkte, Madame de Cleve Erklärungen abgeben und sich der Welt gegenüber zu etwas verpflichten würde, das sie in der Folgezeit aus Sorgen, man könne annehmen, sie habe ihn schon bei Lebzeiten ihres Gatten geliebt, halten möchte.

Monsieur de Nemours fasste den Entschluss, dem Könige zu folgen. Es war dies auch eine Reise, der er sich kaum entziehen konnte; er beschloss abzureisen, ohne sogar zu versuchen, Madame de Cleve an einem Orte, wo er sie einige Male getroffen hatte, wiederzusehen. Er bat den Vizedom, mit ihr zu reden. Was sagte er ihm nicht alles, um es ihr wiederzusagen! Welche Unzahl von Gründen, die sie überreden sollten, ihre Gewissenszweifel zu überwinden! Schliesslich war ein Teil der Nacht verstrichen, ehe Monsieur de Nemours daran dachte, ihn in Ruhe zu lassen.

Madame de Cleve konnte sich zu keiner Entschlussänderung bereit finden; es war ihr etwas so Neues, den Zwang, den sie sich auferlegt

hatte, ausser acht gelassen und das erstemal in ihrem Leben geduldet zu haben, dass man ihr ein Liebesgeständnis abgelegt und sie es selber erwidert hatte, dass sie sich selbst nicht mehr kannte. Sie war über ihr Tun erstaunt und bereute es, freute sich darüber, alle ihre Empfindungen waren voll der Aufregung und der Leidenschaft. Sie prüfte noch die Gründe ihrer Pflicht, welche sich ihrem Glücke widersetzen, empfand Schmerz darüber, sie so stark zu sehen, und machte sich Vorwürfe, sie Monsieur de Nemours so deutlich gezeigt zu haben. Obwohl ihr der Gedanke, den Fürsten zu heiraten, in den Sinn gekommen war, sobald sie ihn in jenem Garten wiedergesehen, hatte er nicht denselben Eindruck wie ihre eben mit ihm gepflogene Unterhaltung auf sie gemacht, und es gab Augenblicke, wo sie kaum begreifen konnte, dass sie unglücklich werden würde, wenn sie ihn heiratete. Es wäre ihr lieb gewesen, wenn sie sich hätte sagen können, dass ihr Vorhaben nur schlecht und durch ihre Gewissensbisse vor der Vergangenheit und durch ihre Angst vor der Zukunft begründet sei. Vernunft und Pflicht zeigten ihr in anderen Augenblicken gerade die gegen-  
theilige Ansicht, welche sie schnell zu dem Entschluss brachte, sich nie wieder zu verheiraten und Monsieur de Nemours nimmer wiederzusehen. Das aber war ein allzu herber

Entschluss, um in einem Herzen, das so zärtlich wie das ihrige schlug und welches sich auch dem unbekanntem Reiz der Liebe öffnete, Wurzeln schlagen zu lassen. Um sich etwas zu beruhigen, dachte sie schliesslich, es wäre nicht nötig, sich zu einem schnellen Entschluss zu zwingen. Die Wohlanständigkeit legte ihr eine lange Zeit zum Überlegen auf. Sie beschloss jedoch, fest zu bleiben und keinerlei Verkehr mit Monsieur de Nemours zu pflegen. Der Vizedom suchte sie auf und diente dem Prinzen nach möglichstem Können; er konnte aber weder eine Änderung ihres Vorhabens noch des Benehmens herbeiführen, welches sie sich Monsieur de Nemours gegenüber vorgeschrieben hatte. Sie sagte ihm, es sei ihre Absicht, in ihrem jetzigen Stande zu verharren; sie wüsste, das Vorhaben sei schwierig auszuführen, doch hoffe sie, Kraft dazu zu haben. Sie liess ihn so deutlich sehen, bis zu welchem Grade sie der Glaube erschütterte, Monsieur de Nemours habe ihres Gatten Tod verursacht, und wie sehr sie überzeugt sei, dass sie gegen dessen Willen handle, wenn sie ihn heirate, dass der Vizedom fürchtete, er würde ihr schwerlich diese Meinung nehmen können. Doch theilte er dem Prinzen seine Gedanken nicht mit; und ihm Rechenschaft über ihre Unterhaltung ablegend, liess er ihm alle Hoffnung, welche bil-

ligerweise in einem Manne, welcher geliebt ist, entstehen muss.

Folgenden Tags reisten sie ab und vereinigten sich mit dem Könige. Der Vizedom von Chartres schrieb an Madame de Cleve auf Monsieur de Nemours Bitten, um ihr von dem Prinzen zu erzählen; und in einen zweiten Brief, der dem ersten folgte, legte Monsieur de Nemours einige Zeilen von seiner Hand. Madame de Cleve aber wollte nicht von den Vorschriften, die sie sich auferlegt hatte, abweichen, fürchtete auch das Unheil, welches durch Briefe eintreten kann, und schrieb an den Vizedom, wenn er fortführe, ihr von Monsieur de Nemours zu erzählen, würde sie seine Briefe nicht mehr annehmen; und theilte ihm dieses so nachdrücklich mit, dass ihn der Prinz selber bat, nichts mehr von ihm zu erwähnen.

Der Hof begleitete die Königin von Spanien bis nach Poitou; während dieses Fernseins weilte Madame de Cleve zu Hause; und in dem Masse, wie sie sich von Monsieur de Nemours und von allem, was ihn anging, entfernte, rief sie sich Monsieur de Cleves Andenken ins Gedächtnis zurück, was sie für ihre Ehrenpflicht hielt. Ihre Gründe, Monsieur de Nemours nicht zu heiraten, wurden stärker, wenn sie an ihre Pflicht, und unüberwindbar, wenn sie an ihre Ruhe dachte. Das Aufhören der Liebe des Prinzen, die Nöte der Eifer-

sucht, welche ihrer in einer Ehe unfehlbar warteten, stellten ihr das Unheil vor Augen, in welches sie sich stürzen wollte; da sah sie auch ein, dass es ein Ding der Unmöglichkeit war, in Gegenwart des liebenswürdigsten Mannes auf dem Erdboden, den sie lieb hatte, und von dem sie geliebt wurde, Widerstand zu leisten, und noch dazu in Dingen zu widerstehen, welche weder ihre Tugend noch die Wohlanständigkeit verletzten. Sie urtheilte, dass ihr allein die Abwesenheit und die Entfernung einige Kraft verleihen könnten; sie fand, dass sie ihrer bedurfte, nicht allein um ihren Entschluss, sich nicht zu binden, auszuführen, sondern um sich auch zu verwehren, Monsieur de Nemours zu sehen; und sie nahm sich fest vor, eine ziemlich lange Reise zu unternehmen, um die Zeit verstreichen zu lassen, welche die Wohlanständigkeit, in Zurückgezogenheit zu leben, sie zwang. Eine ihrer grossen Besitzungen, nahe bei den Pyrenäen schien ihr der geeignetste Ort zu sein, den sie wählen konnte. Wenige Tage, ehe der Hof zurückkam, reiste sie ab; vor ihrem Weggange jedoch schrieb sie an den Vizedom, um ihn inständig zu bitten, dass man keinerlei Nachrichten von ihr erwarten, noch ihr selber schreiben solle.

Monsieur de Nemours war über ihre Reise so niedergeschmettert, wie es ein anderer über

seiner Geliebten Tod gewesen wäre. Der Gedanke, für lange Zeit Madame de Cleves Anblick beraubt zu sein, vor allem zu einer Zeit, wo er Freude sie zu sehen und sie von seiner Leidenschaft gerührt zu sehen, gefühlt hatte, verursachte ihm einen furchtbaren Schmerz. Indessen konnte er nichts anderes tun, wie traurig sein, doch seine Liebe wuchs um ein beträchtliches. Sobald Madame de Cleve, deren Gemüt so erregt gewesen war, auf ihrer Beszung anlangte, wurde sie von einer heftigen Krankheit ergriffen. Hiervon wurde der Hof benachrichtigt und Monsieur de Nemours war untröstlich; sein Schmerz grenzte an Wahnsinn und Verzweiflung. Der Vizedom konnte es nur mit Mühe verhindern, dass seine Liebe der Öffentlichkeit bekannt wurde, und hatte ebensolche Mühe, ihn zurückzuhalten, und ihm den Plan auszureden, zu ihr zu reisen und sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Des Vizedoms Freundschaft und Verwandtschaft waren ein Vorwand, mehrere Eilboten an Madame de Cleve zu senden; man hörte schliesslich, dass sie nicht mehr in der äussersten Gefahr schwebe, die sie bedroht hatte, aber sie war nach der Krankheit so schwach, dass ihr nicht viel Lebenshoffnung blieb.

Die Aussicht auf ein langsames und so nahes Hinsterben liess Madame de Cleve die Dinge

dieses Lebens mit ganz andern Augen ansehen, als sie es in der Gesundheit gethan hatte. Die Nothwendigkeit des Todes, der ihr so nahe gerückt war, gewöhnte sie, sich von allen Dingen loszusagen und die lange Dauer ihrer Krankheit machte ihr daraus eine Gewohnheit. Als sie von diesem Zustande abkam, fand sie dennoch, dass Monsieur de Nemours noch nicht in ihrem Herzen gestorben war, aber sie rief, um sich seiner zu erwehren, alle die Gründe zu Hilfe, welche sie haben zu müssen glaubte, ihn niemals zu heiraten. Sie kämpfte einen schweren Kampf gegen sich selbst. Endlich überwand sie die Reste dieser Liebe, welche durch die Gefühle, die ihr die Krankheit eingeflösst hatten, schwach geworden war.

Die Todesgedanken hatten ihr Monsieur de Cleves Gedächtnis nahe gebracht. Diese Erinnerung, welche mit ihrer Pflicht in Einklang stand, prägte sich ihrem Herzen tief ein. Leidenschaften und Liebschaften der Welt kamen ihr vor, wie sie Leuten vorkommen, die weltentrückt sind und über allem stehen. Ihre Gesundheit blieb sehr schwach und half ihr, diese Gefühle zu behalten. Da sie aber wusste, was Gelegenheiten über die weisesten Entschlüsse vermögen, wollte sie sich weder der Vernichtung der ihrigen aussetzen, noch an einen Ort zurückkehren, wo der weilte, den sie geliebt hatte. Sie zog sich

unter dem Vorgeben, einen Luftwechsel vornehmen zu wollen, in ein Kloster zurück, ohne einen bestimmten Entschluss, auf den Hof zu verzichten, kundzugeben. Bei der ersten Nachricht, welche Monsieur de Nemours hiervon erhielt, fühlte er die Wichtigkeit dieses Rückzugs und sah seine Bedeutung ein. Er glaubte in diesem Augenblicke, er habe nichts mehr zu erhoffen. Der Verlust seiner Hoffnung hinderte ihn jedoch nicht, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um Madame de Cleve zur Rückkehr zu veranlassen. Er liess die Königin an sie schreiben, er liess den Vizedom an sie schreiben, er liess ihn zu ihr reisen, aber alles war vergeblich. Der Vizedom sah sie; sie sagte ihm nicht, welchen Entschluss sie gefasst habe. Dennoch fühlte er, dass sie niemals wieder zurückkehren würde. Endlich reiste Monsieur de Nemours unter dem Vorgeben, Bäder aufsuchen zu wollen, selber hin. Sie ward ausserordentlich erregt und überrascht, als sie um sein Kommen hörte. Und liess ihm durch eine würdige Frau sagen, welche sie seitdem immer um sich hatte, dass sie ihn bäte, es nicht sonderbar zu finden, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetze, ihn zu sehen und durch seine Gegenwart alle Gefühle, die sie bewahren müsse, zu zerstören. Eines wünsche sie, dass er es wisse: nachdem sie nämlich gefunden, dass ihre Pflicht und ihre



Ruhe sich ihrem Wunsche, die Seinige zu werden, widersetzen, wären ihr alle anderen Dinge auf der Welt so gleichgültig geworden, dass sie für immer auf sie verzichtet hätte und nur noch an die des anderen Lebens dächte, und es bliebe ihr kein Gefühl weiter als der Wunsch, ihn in einem gleichen Zustande zu wissen.

Monsieur de Nemours währte vor Schmerz in Gegenwart derjenigen, die zu ihm sprach, den Geist aufgeben zu müssen; er bat sie wohl zwanzigmal, zu Madame de Cleve zurückzugehen und es einzurichten, dass er sie sähe. Doch die Frau erklärte ihm, dass ihr Madame de Cleve nicht nur ihr irgend etwas von ihm auszurichten, sondern auch ihr Rechenschaft über diese Unterredung abzulegen untersagt habe.

Der Prinz musste schliesslich abreisen und war so von Schmerz zu Boden gedrückt, wie es ein Mensch sein musste, der jegliche Hoffnung aufgegeben hatte, eine Frau wiederzusehen, die er mit der heftigsten, natürlichsten und bestbegründetsten Leidenschaft, welche es jemals gab, geliebt hat. Dennoch verzagte er noch nicht; er tat alles nur Erdenkbare, um sie anderen Sinnes zu machen. Lange Jahre verstrichen, bis endlich Zeit und Abwesenheit seinen Schmerz und seine Liebe verminderten. Madame de Cleve lebte so, dass

es nicht den Anschein hatte, sie könne jemals zurückkehren. Sie verbrachte einen Teil des Jahres in jenem Kloster und den anderen in ihrem Schloss, doch in einer Zurückgezogenheit und in heiligeren Beschäftigungen, als sie die strengsten Klöster vorschreiben; und ihr Leben, welches ziemlich kurz währte, war ein Beispiel unnachahmlicher Tugend.

## NACHWORT.

Die Verfasserin dieses Werkes, welches der erste psychologische Roman ist, der in Frankreich geschaffen wurde, Marie Madeleine Pioche de la Vergne, Gräfin von La Fayette, war die im Jahre 1633 geborene Tochter des Feldmarschalls und Gouverneurs von Havrede-Grace Aymard de la Vergne und seiner Gattin Marie de Péna. Diese stammte aus einer alten provençalischen Familie, in der Talent und literarische Begabung erblich waren. Ein Hugues de Péna, Sekretär des Königs Carl I. von Neapel, hatte im XIII. Jahrhundert Tragödien geschrieben und aus den Händen der Königin den Poetenlorbeer empfangen. De la Vergne liess seiner Tochter, soweit es die beschränkten Vermögensverhältnisse erlaubten, eine sorgfältige Erziehung zuteil werden, wie sie der reichen Begabung des Kindes angemessen war. Nach seinem frühen Tode siedelten Mutter und Tochter nach Paris über, bald kam ein Stiefvater ins Haus, der, ein Oheim der Sévigné, Nichte und Stieftochter zusammenbrachte, die bald eine innige, dauernde Freundschaft miteinander verknüpfte. Durch diese wurde die junge de la Vergne in die Gesellschaft des Hôtel de Rambouillet eingeführt, in der sie dank ihres Schreibtalentes, das sich in Versen kundtat,

bald eine gewisse Rolle spielte; doch ihr guter, gesunder Geschmack und ihre grosse Gelehrsamkeit bewahrten sie vor der Maniriertheit dieser Gesellschaft, so dass sie das Präziosentum sehr bald überwand. 1655 heiratete sie den Grafen von La Fayette, der ihr ein bequemer Gatte und nie mehr als ein guter Freund wurde. Mit diesem hatte sie zwei Söhne, denen sie stets eine gute Mutter war, wie sie denn auch als Schriftstellerin nie darnach strebte, die Männer nachzuahmen, sondern wie ein echtes Weib im Stillen wirkte und mit ihrer Person hinter ihrem Schaffen zurücktrat.

Durch ihre Heirat kam sie an den Hof und wurde die Hofdame der Schwägerin des vierzehnten Ludwigs. Die ausgezeichnetsten Frauen und grössten Männer ihres Jahrhunderts wurden ihre Freunde und Gönner, sie fesselte sie durch ihren kultivierten Geist an sich. Ihr Leben floss still, fast leidenschaftslos dahin, bis de la Rochefoucauld, der Verfasser der *Maximen*, ihren Weg kreuzte. Dieser Augenblick entschied für ihr Leben. Er, der die Freundschaft leugnete, verband sich bald in einer *amitié amoureuse* mit ihr, die fast fünfundzwanzig Jahre währte; er, der Menschen die Wahrhaftigkeit absprach, erklärte, die La Fayette sei wahr. Sie überlebte den Freund, der täglich um sie war, mit dem

sie alle Interessen theilte, um zehn Jahre, bis an ihr Lebensende tief um ihn trauernd. Nach langem Siechtum starb sie 1693 in ihrem sechzigsten Lebensjahre.

Der vorliegende Roman, der *La Fayette* bestes, von Racine etwa beeinflusstes Werk, wurde im Jahre 1678 veröffentlicht und zwar unter dem Namen ihres Freundes Segrais, der, ein Verfasser mässiger Eklogen natürlichen Stils, in ihrem Hause lebte und ihr wie *La Rochefoucauld* in literarischen Dingen beratend zur Seite stand. Es darf dies Verbergen der Autorschaft nicht verwundern, hinderte in damaligen Zeiten schon Männer von Stand ein Vorurteil, Bücher herauszugeben, so war es für eine Grande Dame noch empfindlicher, als Autor vor die Öffentlichkeit zu treten.

Der Erfolg des Buches war ein überaus starker. Gab es auch manchen, der den Freimut und die Wahrhaftigkeit der Prinzessin von Cleve als unnatürlich hinstellte und bespöttelte, so traten doch die ersten Geister der Zeit offen für das Werk ein. Fontenelle las es viermal und pries es als „ein Gemälde der zartesten Regungen, welche ihn mehr als die aussergewöhnlichen und wunderbaren Vorfälle rührten.“ „Niemals ist durch Pflicht bekämpfte Liebe mit grösserer Zartheit geschildert worden,“ schrieb die entzückte Sé-

vigné an ihre Tochter. Interessant und eindringlich ist dann Marmontels spätere Charakterisierung des Werkes: „Wie in der Natur und der Wahrheit der Sitten, sind Schein und Ehrbarkeit nicht unvereinbar mit dem aufrichtigen Gefühl der Liebe; wie dies Gefühl erhaben und zart sein und wie, ohne zu übertreiben, ein gefühlvolles Herz durch seine Schwäche interessant und durch seine Tugend schätzbar sein kann, so ersinnt man Situationen, wo die Pflicht die Neigung bekämpft und wo das Opfer der einen und der anderen in seinen Kämpfen verzeihlich und in seinem Triumph unglücklich sein kann. Es ist dieses ein unfreiwilliges Unglück, wo alles Unrecht durch die Natur oder das Glück entsteht und aller Ruhm durch die Sitten. Das ist es, sage ich, was diesen berühmten Roman interessant macht, der so vielen anderen als Modell diente; und dieser Roman wurde von einer Frau geschrieben, wie um die Grenze zu bezeichnen, bis zu welcher die unrechtmässige Liebe in einem gutgearteten Herzen führen kann, ohne es herabzuwürdigen und ohne ihm seine Rechte auf Schätzung und Mitleid zu nehmen. Zweifelsohne ist nichts Geistvolleres und Gerechteres als diese Verteidigungsrede der Schwächen eines Geschlechtes geschrieben, das zu gefallen bestimmt ist und sich vor seinen eigenen Ver-

führungen schirmen muss. Nichts ist geeigneter ihm die Nachsicht zu billigen, als dies Gemälde eines tugendsamen und zärtlichen Herzens, welches nicht die Kraft, ein tadelnswertes Gefühl zu ersticken besitzend, wenigstens die es zu besiegen hat; und unter diesen Gesichtspunkten ist „die Prinzessin von Cleve“ ein Werk, welches ein Frauengemüt nicht geschickter und zarter hervorzubringen vermochte!“

Man riet lange auf den Autor des Buches; viele hielten es für würdig, von de La Rochefoucauld geschrieben zu sein. Madame de La Fayette hat die Urheberschaft des Buches lange auf das bestimmteste abgestritten, aber allmählich kam die Wahrheit, die dann Segrais später bekräftigte, an den Tag. Das Werk wurde überaus eifrig gelesen und wird von den Franzosen noch heute als der beste Roman seines Jahrhunderts gepriesen; und wenn ihn auch die La Fayette nicht allein geschrieben hat und man Segrais und de La Rochefoucaulds stilistische Hilfe hier und da herausfinden mag, so will das nicht viel sagen. Was das Werk so wundervoll und es wert macht, noch heute gelesen zu werden, ist die sichere Kenntniss des Herzens, die sich in ihm kund tut, und die Feinheit der Beobachtungen, wie ein Kenner wie Sainte Beuve rühmend hervorhebt, die Klarheit und Knapp-

heit seiner Komposition und die wundervolle Einfachheit seines Sujets mit seinen leicht hingeworfenen Umrissen, das sich wie von selbst bis zur Lösung entwickelt, die dem Leser nur der natürliche Abschluss einer wahren Handlung zu sein scheint. Vor allem aber der Adel und die Reinheit seiner Empfindungen, die um so tiefer zu uns sprechen, wenn wir uns klar machen, dass dieser Roman inmitten des Hofes eines Ludwig XIV. geschrieben ward.

Wenn uns heute der Stil der La Fayette ein wenig schwer dünkt, wenn uns die Weiterschweifigkeit ihrer Phrasen, besonders in den Gesprächen, die Entwicklung der Gedanken der handelnden Personen, die den Tatbestand in ihren Zwiesprachen nie erschöpfen, aber doch ergründen, wenn uns ihr spärlicher, immerhin charakteristischer Wortschatz fremd anmutet, so müssen wir, um der Dichterin gerecht zu werden, bedenken, dass, als sie schrieb, die Meisterwerke der französischen Sprache noch nicht existierten, sie die Sitten und Gebräuche der guten Gesellschaft ihrer Zeit malte und die besten Autoren damals so schrieben.

Man hat diesen Roman eine Herzensbeichte der La Fayette genannt und in der Cleve und ihrem Schicksal eine Verwandtschaft mit der Autorin, in Monsieur de Nemours de La



Rochefoucauld sehen und hat um so lieber deren amitié amoureuse damit beleuchten wollen; als die beiden Helden des Romans mitsamt dem unglücklichen Prinzen von Cleve frei erfunden in den streng geschichtlichen Rahmen des Romans hineinkomponiert sind. Sei dem wie ihm wolle, zuversichtlich wissen wir, dass nur eine edle, freimütige und wahrhafte Frau, die ein gutes Frauenschicksal hatte, dieses rührende, zarte Werk schreiben konnte, das seinen Platz in der Weltliteratur ewig frisch behaupten wird, denn in ihm wird der ernste Roman das erstmal zu einer Form der Kunst.

Weimar 1912.

Paul Hansmann.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt.















MAY 14 1996

